



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

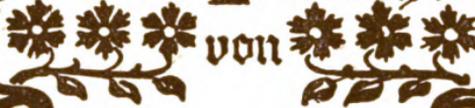
## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

WILS  
CLS  
PT1337  
.B53x  
1900  
bd. 9



Aus der Bibliothek  
von



**Ankündigungen** aller Art, soweit sich dieselben zur Aufnahme eignen, gelangen für M. 1.— pro gespaltene Nonpareillezeile zum Abdruck. Aufträge auf ganze und halbe Seiten nach Vereinbarung. Annahme von Inseraten durch die Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig. . . . .



*verwendet  
Stets*

**Dr. OETKERS Backpulver . . . . à 10 Pfg.**

**Dr. OETKERS Vanillinzucker . . à 10 Pfg.**

**Dr. OETKERS Puddingpulver à 10—30 Pfg.**

Die millionenfach bewährten Rezepte gratis von den besten Geschäften der Kolonialwarenbranche!

**Dr. A. OETKER \* BIELEFELD.**

# **Gasmotoren-Fabrik Deutz**

**\* Köln-Deutz. \***

## **Original Otto-Motoren**

für alle Gasarten, Benzin und Petroleum,  
in Grössen von  $\frac{1}{2}$ —1000 Pferdekräften.

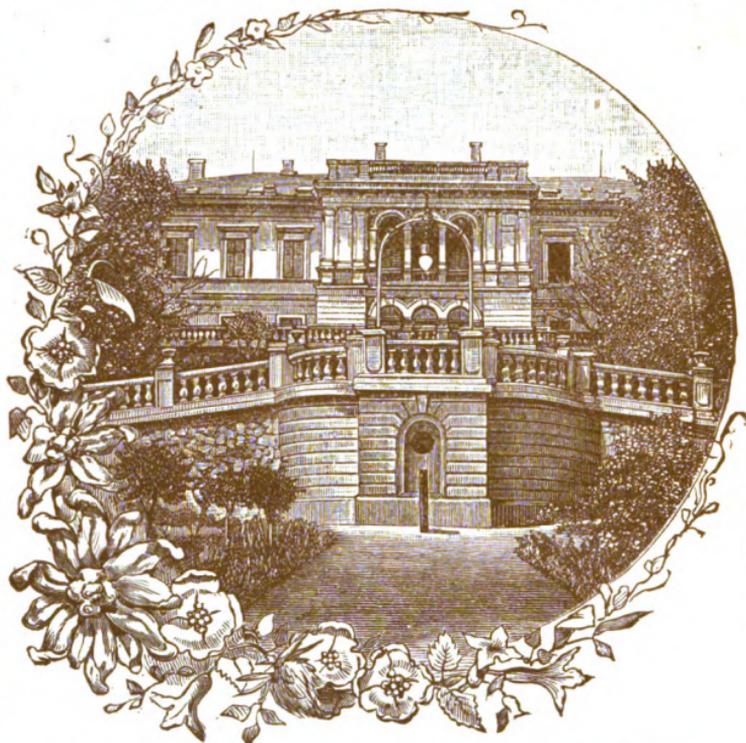
**Benzin- und Petrol-Lokomobilen.**

**Benzin-Lokomotiven für Gruben- und Feld-Bahnen.**

**Komplette Pumpwerke. \* Motorboote.**

# Natürlicher Biliner Sauerbrunn!

Hervorragender Repräsentant der alkalischen (Natron) Quellen.



Übertroffen im Gehalt an **doppeltkohlen-saurem Natron** die bekann-  
teren natürlichen alkalischen Wasser bedeutend.

In 1000 Theilen Wasser **4,78 doppeltkohlen-saures Natron.**

**Biliner Sauerbrunn** ist ganz besonders zu empfehlen bei **Magen-, Nieren-, Blasen- und Harnleiden, gichtischen Ablagerungen, Erkrankung der Respirationsorgane und Lunge**, unübertroffen bei **Diabetes** (Zuckerkrankheit).

Als prophylaktisches Mittel gegen alle das **Verdauungssystem**, die **Nieren-, Galle-, Harn-, und Blasenfunktionen störende** Einflüsse, dabei wegen seiner reichen Menge Kohlensäure (gesammte Kohlensäure 5,517 in 1000 Theilen) ein äusserst **wohlschmeckendes, angenehmes Erfrischungsgetränk** und zur Mischung mit Wein geeignet

In Flaschen à  $\frac{7}{8}$  u.  $\frac{3}{8}$  Liter vorrätig in allen Apotheken, guten Droguerien und in den **Mineralwasserhandlungen.**

Auf den »Korkbrand« (Biliner Sauerbrunn) wird besonders aufmerksam gemacht, Flaschen mit Korken **ohne** Brand enthalten gefälschtes Biliner Wasser.

**Curanstalt Sauerbrunn** mit allem Comfort ausgestattet.  
**Wannen-, Dampf-, elektrische Bäder, Kaltwasser-Heilanstalt** vollständig eingerichtet. *Brunnen-Arzt Med. Dr. Wilhelm v. Reuss.*

**Biliner Verdauungszeltchen.**

**Pastilles de Bilin.**

Vorzügliches Mittel, aus den Abdampfückständen d. Biliner Sauerbrunn erzeugt, bei **Sodbrennen, Magenkatarrhen, Verdauungsstörungen überhaupt.**

*Depots in allen Mineralwasserhandlungen, Apotheken und Droguenhandlungen.*

Brunnen-Direction in Bilin (Böhmen).

# Twin Cities Campus



**B**ibliothek der  
Unterhaltung  
und des Wissens



Zu der Erzählung „Der Burschensegen“ von Gustav Johanne Krauss. (S. 102)  
Originalzeichnung von Richard Mahn.

**Bibliothek**  
der  
**Unterhaltung** • •  
• • **und des Wissens**

Mit Original-Beiträgen  
der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten  
sowie zahlreichen Illustrationen



**Jahrgang 1900**  
**Neunter Band**



Stuttgart • Berlin • Leipzig  
**Union Deutsche Verlagsgesellschaft**



Druck der  
Union Deutsche  
Verlagsgesellschaft  
in Stuttgart





## Inhalts-Verzeichnis.



	Seite
<b>Ein Wille — ein Weg.</b> Roman von Hda v. Gersdorff (Baronin Maltzahn) (Fortsetzung und Schluss) . . . . .	7
<b>Der eiserne Ring.</b> Roman von Lore Hollweg . . . . .	43
<b>Der Burschensegen.</b> Eine Geschichte aus der grünen Steiermark. Von Gustav Johannes Krauss . . . . .	85
Mit Illustrationen von Richard Mahn.	
<b>Das Fahrrad im Kriege.</b> Militärische Skizze von Hans Scharwerker . . . . .	110
Mit 12 Illustrationen.	
<b>Neu-Paris.</b> Novelle von Gerd Harmstorf . . . . .	125
<b>Die Vorläufer der modernen Seeschiffe.</b> Nautische Bilder von H. Behrend . . . . .	190
Mit 16 Illustrationen.	
<b>Englische Landschaftsbilder.</b> Momentaufnahmen von Fred Morris . . . . .	214
Mit 9 Illustrationen.	
<b>Mannigfaltiges :</b>	
Das silberne Cheeservice . . . . .	232
Neue Erfindungen :	
I. Eine Kartoffelpflanzmaschine . . . . .	234
Mit Illustration.	
II. Praktischer Fahrradanschluss . . . . .	235
Mit Illustration.	

---

	Seite
Hochmut kommt vor dem Fall . . . . .	236
Aus der Cheaterwelt . . . . .	239
Alte Wahlzeremonie . . . . .	243
Ein merkwürdiger Baum . . . . .	243
mit Illustration.	
Die Eisenbahn auf den Montblanc. . . . .	245
Was ist ein Gentleman? . . . . .	246
Ein diplomatischer Grundsatz . . . . .	247
Gips und Kreide . . . . .	247
Leicht erklärlich . . . . .	248





# Ein Wille — ein Weg.

Roman von Ada v. Gersdorff (Baronin Maltzahn).

(Fortsetzung und Schluss.)



(Nachdruck verboten.)



## Einundzwanzigstes Kapitel.

räfin Fernande Casbrough war gestorben, kurz nach ihrer Ueberführung in die Irrenanstalt. Kein lichter Augenblick, keine weiche, versöhnende Lösung ihres Lebensrätsels, kein Erkennen zwischen ihr und ihrem Kinde hatte stattgefunden. Einsam und verlassen glitt das Braut dieses Lebens hinüber in das große, dunkle Meer.

Ihre Zimmer wurden geschlossen, verhängt die Fenster, aus denen eine kurze Zeitlang herrlicher Lichterglanz allabendlich geschimmert; die Pferde und Hunde auf eine kleine Zahl beschränkt, der ganze Dienertroß, den sie mit sich geführt, entlassen.

Still und ernst wie früher lag der massige Bau des alten Schlosses da. Ulrich that weiter seine Dienste, wie er sie stets gethan, zuverlässig, treu und immer besser, immer ausgebehnter, immer mehr von seinem Beruf im innersten Herzen befriedigt.

Und sonst? Wie sah es sonst in diesem Herzen aus?

Sein Haus war leer und still. Nur Jette waltete zur Zufriedenheit der Beteiligten in ihrer Küche, und es ging ganz gut. War doch alles durch Katharine in beste Ordnung gebracht und gut eingerichtet. Katharine hatte in schwerem Fieber am Rande des Grabes geschwebt. Was zu ihrer Pflege im Krankenhause geschehen konnte, war von Stangenberg gethan worden.

Schweigend hatte Ulrich alle seine etwaigen Pflichten und Sorgen an jenen, den Nächstbeteiligten und Berechtigten, abgetreten. Auch sonst hieß ihn sein Gefühl, sich fremd und fern von Katharine halten.

Als sie sich endlich vom Krankenlager erhob, war sie matt und schwach, und es ging nicht so rasch, als man bei ihrer Jugend hoffen durfte, mit ihrer Genesung.

Aber kaum war sie halbwegs im Stande, wieder eine Beschäftigung zu leisten, so regte sich auch wieder in ihr der Geist der Liebe und der Menschenfreundlichkeit. Eine Masernepidemie brach in Kempzin aus und verbreitete sich derartig, daß die Schulen in der Stadt und den umliegenden Dörfern geschlossen werden mußten. Das Krankenhaus war überfüllt, alle Kräfte darin bis zum äußersten angespannt, so daß das Personal sich hätte verdoppeln mögen. Da war denn Katharines angebotene Hilfe sehr willkommen.

„Welch ein Glück ich habe,“ meinte sie lächelnd, „kaum verliere ich eine Beschäftigung, gleich bietet sich mir eine andere, bessere Arbeit, und ich kann sie leisten, sie macht mir Freude! Wie wenig Menschen dürfen das doch von sich sagen! Wie viele seufzen eigentlich immer unter dem Joch einer Arbeit, eines Berufes, der ihnen im inneren Herzen zuwider ist, ihren Fähigkeiten nicht recht entspricht und ihnen nicht einmal die Sorgen um das tägliche Leben erspart, während ich gar keine Sorgen kenne und mich meiner Arbeit freue!“

Alzeit heiter, allzeit dankbar und anderen von diesen köstlichen Gaben mittheilend, war sie zufrieden, ein schlichtes, bescheidenes, einfaches Geschöpf zu sein ohne Schönheit, ohne Talente und Geisteskräfte besonderer Art, eine sonnenige Natur, Licht bringend, wo sie hinkam.

Ein neuer Beruf schien ihr gewiesen, und sie freute sich dessen. Den Siechen und Elenden wollte sie Pflegerin und Trösterin werden, wenn ihr Körper sich für diesen schwersten aller Dienste zum Wohl ihrer Mitmenschen kräftig genug erweisen sollte.

Daß Ulrich sie nur selten und kurz aufsuchte, fand sie sehr natürlich bei der jetzt zur Zeit der Frühjahrsbestellung erhöhten Thätigkeit, ebenso, daß sein Wesen verändert, zerstreut und gedrückt war während der sich allem Anschein nach lange ausdehnenden Abwesenheit seiner Frau.

Es that ihr nur leid, daß auch sie gerade jetzt in der Wirtschaft ihm nicht beistehen konnte, und sie freute sich, daß sie noch Zeit gehabt hatte, Jette ordentlich anzulernen. Sie hatte überhaupt eine natürliche Anlage, bei allem die gute, wenn nicht heitere Seite herauszufinden, und sich damit bei ihrer jedesmaligen Umgebung äußerst angenehm und bequem zu machen. Auch daß Stangenberg in fast auffallender Weise sich um ihr Wohl und Wehe bemühte, die Kosten ihrer Pflege trug, ihr Wein und Delikatessen und Bücher schickte, die er mit augenscheinlicher Sorgfalt für sie auswählte, fand sie natürlich in Anbetracht dessen, daß aus seiner Familie ihr dies furchtbare Unglück, das leicht ihr Tod hätte sein können, geschehen war.

Ueber den Vorfall selbst sprach sie niemals, und wenn jemand davon reden wollte, flog ein ängstlicher Schatten über ihre klare Stirn, und ein sonderbar fragender Blick kam in ihre freundlichen Augen.

---

An einem warmen Juninachmittag saß Katharine in

ihrem kleinen Stübchen im Kempziner Krankenhause, das auf den großen Obstgarten hinausging. Unten im Garten sah man einige Genesende in ihren leichten Anstaltskitteln einhergehen, darunter mehrere Kinder. Katharines sonst stets klares Auge war trübe, ihre heitere Stirn umwölkt.

Der größte Teil ihrer Probezeit war vorüber, und sie hatte heute von Autoritäten gehört, daß ihr Körper jedenfalls den großen Strapazen des Berufes einer barmherzigen Schwester gewachsen sei. Eine Ausnahme zu machen und ihr stets nur die leichte Arbeit zuzuweisen, sei auf die Dauer kaum durchführbar. Es würde außerdem für sie immer nur eine halbe Sache bleiben, von der sie, wie sie nun einmal war, keine volle Befriedigung erfüllter Berufspflicht haben würde.

Wie sehr sah sie das ein und begriff sie das!

Nein, das Halbe war nicht ihre Sache, und an einem Posten eigentlich nur geduldet werden, Rücksicht beanspruchen müssen, war das letzte, das sie wünschen konnte.

So war sie nach dem Bescheide still in ihr Stübchen hinaufgegangen und hatte sich ans Fenster gesetzt mit gefalteten Händen.

Ihr war eine feste, liebe Hoffnung, nützen, arbeiten zu können, zerstört, und das Gefühl des Alleinseins, des Unnützeins, die bange Frage: „Wozu bin ich eigentlich auf der Welt?“ kam mit ungeahnter Schwere zum erstenmal über sie. Zu Uhlensteins konnte sie nicht zurück. Ulrich hatte ihr beim letztenmal, als er vorsprach, gesagt, daß die Rückkehr seiner Frau noch weit hinausgeschoben sei, da sie wahrscheinlich mit ihrer Mutter in ein Seebad gehen müsse. Selbstredend bot er ihr jede Hilfe und Förderung an, um eine andere Stellung zu finden, falls sie nicht dauernd den Beruf der Krankenpflege ergreifen dürfe.

Heute war nun dies entschieden worden, und nachdem

Ratharine eine Weile in der Stille sich gesammelt hatte, wollte sie eben an Ulrich schreiben, daß er die Güte haben möge, ihr behilflich zu sein, Arbeit in anderem Wirkungskreise zu finden, als an ihre Thür geklopft wurde, und Herr v. Stangenberg eintrat.

Sie hatte ihm gegenüber von Anfang an immer ein eigentümlich befangenes Gefühl gehabt, das sie in Ulrichs Gegenwart nie empfunden.

Die dunklen, melancholischen Augen Stangenbergs ruhten immer mit so sonderbarem Forschen auf ihr, als habe er den Wunsch, in ihre innerste Seele hinabzubringen, und wenn sich auch auf dem Grunde nur Klarheit und schöne Perlen edler Empfindung befanden, so war ihr das doch peinlich, wenn schon sie sich für den traurigen Ernst seines blassen Gesichts, den offenbaren Leidenszug darin in ihrer hilfetrohen Art interessierte. Vielleicht war es auch das reife Alter, die gehaltene, vornehme, reservierte Sprache, welche sie gewissermaßen befangen machten — kurz, lauter Neuperlichkeiten. Sein Bart war bereits grau, das Haar noch ganz dunkel; zuweilen kam er ihr ganz alt vor, dann wurde sie heiterer, unbefangener mit ihm, zuweilen aber erschien er ihr überraschend jung, besonders wenn er lächelte, und seine schönen Zähne unter dem langen Schnurrbart hervorblitzten. Dann kam sie eigentlich zu keinem freien Gefühl und in Befangenheit und Ungeschicklichkeit nicht aus dem unmotivierten Notwerden heraus bei seinen Besuchen im Krankenhause.

Auch jetzt, als er so unerwartet bei ihr eintrat, während er sie sonst stets im Sprechzimmer oder im Garten aufgesucht hatte, schoß ein tiefes Rot der Ueberraschung über ihre Stirn, während sie sich eilig erhob, ihm ihren Platz anbietend, um selber stehen zu bleiben, wie es doch ihre Stellung erforderte, die sie ihm gegenüber, so viele Stufen gesellschaftlich niedriger, einnahm. Im Laufe

früherer Gespräche war ihr dann die Befangenheit mehr und mehr geschwunden, und sie hatte, ihrer einfachen Natürlichkeit folgend, sich so schlicht liebenswert gegeben, wie sie war, sich manchmal wundernd, wie die Zeit so rasch verflog, und wie sie eigentlich noch nie mit jemand so gut sich über alles hatte aussprechen können, und immer so verständnisvolle sympathische Entgegnungen fand, wie bei diesem vornehmen, hochgestellten Herrn.

Er sah sich um nach einem zweiten Stuhl.

„Ich möchte gern, daß Sie sich setzen und mir eine Weile geduldig zuhören, Fräulein Katharine,“ sagte er, „denn ich habe Ernstes mit Ihnen zu reden.“

Rasch eine Aushilfe findend, ihm gehorsam zu sein, setzte sie sich auf ihren Koffer, der in der Nähe des Fensters stand, mit stoßender Stimme entschuldigend, daß kein zweiter Stuhl zur Hand sei.

So saß sie etwas niedriger als er, der auf dem Stuhl am Fenster Platz genommen hatte, und darin lag etwas Demütiges, Ergebenes, das zu der ohnehin so sanften Weiblichkeit ihrer zarten Erscheinung fast rührend stand. Der stille Nachmittagsglanz, der so ungehindert durchs Fenster kam, lag voll auf ihrem blonden Haar, das in zwei dicken Zöpfen um das schmale Köpfchen mit den feingefchnittenen Zügen gewunden war. Das blaue Leinenkleid, welches sie den Regeln der Anstalt nach ebenfalls trug, wenn sie auch noch nicht angestellt war, kleidete sie fast besser als ihre früheren städtisch gemachten Kleider.

Die leichte Erregung, die sie immer in der Gegenwart Stangenbergs befiel, hatte einen Rosaschimmer auf ihren sonst etwas bleichen Zügen zurückgelassen, während sie einen aufmerksamen, gehorsamen Blick auf ihr Gegenüber heftete.

„Ich bin überzeugt,“ begann er ruhig, „daß Sie in stillen Stunden schon darüber nachgedacht haben, weshalb

meine unglückliche Schwester in ihrem Wahnsinnsanfall gerade zu Ihnen kam, von Ihnen ihr kleines Kind forderte. Sie war nämlich schon einmal eine längere Zeit verheiratet und hatte eine kleine Tochter, die Ihnen sehr ähnlich sein müßte, wenn sie lebte.“

Diesen Zusatz machte er rasch, denn ihr Gesichtsausdruck veränderte sich so jäh, es kam ein so gespannter, forschender Blick in ihre Augen, daß er sah, es bedurfte nur eines weiteren Wortes, und sie begriff die ganze Schwere ihres Schicksals.

Das sollte jetzt nicht sein, das hätte seine Pläne und Wünsche vielleicht völlig gestört, sie wäre erschreckt, entsezt vielleicht vor ihm entflohen, erdrückt von so viel dunkler Schuld, so viel Jammer, bei Fremden lieber schwere Arbeit suchend, ihrem zarten Körper schließlich zu viel zumutend und ihm schadend, als ihr stilles, klares Leben mit solch einem aus früher Vergangenheit ragenden Schatten, solch einer Erinnerung, wie die jener Unglücksnacht war, dauernd zu verbinden, sich einbildend, eine schwere Last für seine Sorge und Verpflichtung zu sein, und glaubend, daß nur diese allein ihn zwingen, an ihr gutzumachen, was von seiner Schwester an ihr gesündigt worden war.

Nein, das sollte nicht so kommen. Jetzt durfte sie nichts davon, was sie vielleicht schon halb ahnte, bestätigt hören mit nüchternen, kalten Worten.

„Zu erschrecken brauchen Sie nicht, mein Kind,“ fuhr er mit möglichst ruhigem Tone fort, während in seinem Herzen Saiten erklangen, die er längst zerrissen glaubte, und ein unbeschreibliches, ach so natürliches Gefühl darin rang und zitterte, die seine, demütige Gestalt dort einfach in seine schützenden Arme zu nehmen, das kindlich junge, gute Gesicht an seine Brust zu legen und zu sagen: „Komm doch nur zu mir und laß uns einander erkennen und lieb haben, du armes, verlassenes Kind meiner toten

Schwester. Du bist ja aus meinem Blut, und außer uns lebt ja niemand mehr, an den dich und mich verwandtschaftliche Bande knüpften.“

„Sie brauchen nicht zu erschrecken, wenn ich Ihnen auch eine Eröffnung mache, die jenen Vorfall erklärlich machen wird. Sie sind ein angenommenes Kind, aber kein namenloses, kein unbekanntes. Ihre Eltern sind uns wohl bekannt gewesen, und Ihr Vater war ein edler, braver Mensch, der viel zu früh starb, sonst wären Sie bei ihm geblieben. Ihre Mutter war eine Verwandte von uns, eine Stangenberg, daher die natürliche Aehnlichkeit, obgleich der Zufall auch oft seltsame Nachbildungen schon dagewesener Gesichter in die Erscheinung treten läßt. Ihre Mutter war von Ihrem Vater geschieden und konnte Sie nicht bei sich behalten aus mir unbekanntem Gründen, sondern gab Sie jener braven Frau, bei welcher Sie erzogen wurden, in Pflege und starb dann bald, so daß Sie immer dort blieben. Frau Stark aber wollte nicht, daß Sie erführen, welch trauriges Loos Sie gezogen hatten im Leben, mein armes Kind, und so sagte sie Ihnen nichts, bis auch sie der Tod am Erklären und Erzählen plötzlich hinderte. Wahrscheinlich wären Sie immer in Unwissenheit geblieben darüber, wenn Sie nicht meine Schwester in ihrer Geistesumnachtung mit ihrem eigenen Kinde verwechselt hätte.“

Katharine schüttelte den Kopf. „Das hat sie nicht gethan,“ murmelte sie, die Hand an ihre Stirn legend, „sie forderte ihr kleines Kind von mir, als hätte ich es umgebracht.“

„Ganz recht, weil sie in ihrem Wahnsinn die Zeit und den Tod des Kindes vergaß. Sie konnte es ja nur als kleines Kind in der Erinnerung haben.“

Draußen war der Nachmittagsglanz in die sanften Farben der Dämmerung übergegangen, und der lichte

Glanz auf Katharines Haupt und Antlitz hatte einem grauen, verschleierten Schatten Platz gemacht.

Sie saß ganz still, die Augen auf den Boden geheftet, die Hände leicht gefaltet, in tiefem Sinnen.

Er störte sie nicht. Mochte sie sich klar werden, sich sammeln, das Gehörte fassen, ohne die volle Wahrheit zu erraten.

Als sie aber so lange schwieg, immer mit demselben so tief ernsten Gesicht dastehend, als überlege sie oder grübele dem Gehörten nach, da fürchtete er, daß er es doch falsch angefangen habe, und wollte sie um jeden Preis von dem Gegenstande fort und wo anders hinführen, zu den Interessen des Lebens, der Zukunft, ihrer Jugend.

„So wissen Sie, daß wir so halb und halb verwandt sind, liebe Katharine, und zwar die einzigen noch Lebenden aus Stangenbergschem Geschlecht, und daß wir insolgebessen zusammengehören, und ich das nächste Recht habe, für Sie zu sorgen, Ihnen zu raten, und Sie die nächste Pflicht, mir freundliche Zuneigung entgegenzubringen und meinem Rat, meinen väterlichen Wünschen für Sie, sofern dieselben Ihren eigenen nicht allzu schroff gegenüberstehen, zu gehorchen. Nun, darüber werden wir uns schon einigen, hoffe ich,“ schloß er heiter.

Aber ihr Gesicht veränderte sich nicht, wurde nicht freier im Ausdruck. Sie hob einen Moment das Auge zu ihm auf mit einem Blick, den er noch nie darin gesehen, und der zu rasch wieder sank, um ihn diese dunkle, gespannte, forschende Frage enträtseln zu lassen.

Hätte er ahnen können, was dieser Moment, diese Stunde in dem jungen, einfachen Herzen auferstehen ließ, gleichsam mit dunklen, noch verständnislosen Augen vom Schlaf erwachend, um sich blickend und nun ein fremdes Land sehend, darinnen bekannte Gestalten gingen!

Es beunruhigte ihn so, daß er aufstand und neben

sie trat, seine Hand leicht auf ihr blondes Haupt legend, eine gütige, ruhige, väterliche Bewegung.

Sie sah nun auf, und die Hand glitt von ihrem Kopf an ihrer Wange nieder. Sie berührte diese väterliche Hand ihres einzigen Verwandten, und im Impuls ihres einfach dankbaren Herzens drückte sie leise und schüchtern ihre Lippen darauf.

„Was soll geschehen, was soll ich thun?“ fragte sie dann, mit diesen schlichten Worten in rührender Weise zeigend, daß sie sich seinem Befehl unterwarf.

Er mußte sich zusammennehmen, um nicht seine tiefe Bewegung zu verraten. „Das ist recht,“ sagte er mit freundlicher Billigung und setzte sich wieder ans Fenster, seine ernsten, dunklen Augen mit zärtlichem Blick und jenem Lächeln, das ihn fast jung erscheinen ließ, auf ihr ihm aufmerksam zugewandtes Gesicht heftend. „Sehen Sie, Katharine — oder nein! ich denke, wir wollen jetzt ganz natürlich und einfach miteinander sein, und ich werde „du“ sagen und Rätchen — nicht so? — wie es sich zwischen Verwandten ziemt, und du nennst mich Onkel Rudolf, ja?“

Zuerst nickte sie bereitwillig, während ein wehmütiges Lächeln um ihre feinen, blassen Lippen zuckte. „Ja, gern. Mama Stark nannte mich immer Rätchen.“

„Siehst du,“ entgegnete er, herzlich froh, sie so willfährig, so wenig aufgeregt zu sehen über die für sie doch wirklich unerhörte Wendung, welche ihr Leben zu nehmen schien. Und ganz zuversichtlich fuhr er nun fort, denn er glaubte, nun werde alles nach Wunsch gehen. Er unterschätzte übrigens ihre Klugheit und ihre Reife, auch ihre Menschenkenntnis, weil ihr Aeußeres so viel unreifer und jünger war als ihre Jahre, und ihr Wesen etwas so schüchtern Kindliches hatte, wenn sie nicht gerade ihr Amt verwaltete, und darin hatte er sie selten gesehen.

Sonst hätte er anders zu ihr gesprochen. Aber er hatte recht wenig Erfahrung mit Frauenherzen und stand trotz seines Alters fast scheu vor ihren RätseIn.

„Ich halte es für das beste und richtigste, wenn wir uns nun aneinander halten, die wir aufeinander angewiesen sind. Daß du dich zum Beruf einer Krankenpflegerin körperlich nicht eignest, habe ich schon erfahren, und sonst zu anstrengenden Diensten passdest du ebenfalls nicht. Ich halte mich jetzt für verantwortlich für dein Wohl und Wehe und werde dergleichen nicht dulden. Du sollst und mußt dich kräftigen. Du hast zu früh angefangen zu arbeiten und zu wenig an dich selbst gedacht, Kind. Und nun sei ein verständiges Mädchen, wie du immer warst, und begreife, was ich dir sagen will, denn es ist mein fester Wille, und du wirst dich nicht auflehnen dagegen, davon bin ich überzeugt. Ich stehe auch allein im Leben, ich habe auch das Gefühl nach herzlichem Anschluß, nach traulichem Familienleben. Wenn ich geheiratet hätte, könnte ich jetzt eine erwachsene Tochter haben; aber ich bin einsam geblieben, denn das Mädchen, das ich liebte, konnte nicht mein Weib werden, und dann habe ich nie wieder so über alles geliebt, daß ich ein Beisammensein für immer gewünscht hätte, bis nun das Alter gekommen ist, und mich körperliche Leiden auch müde gemacht haben. Nun aber empfinde ich das Alleinsein schmerzlich und wünschte, ich hätte ein anderes Heim, in dem frohe Jugend emporgeblüht, hätte eine Tochter, gerade wie du bist, liebes Rätchen.“

Sie wurde dunkelrot und faltete ihre Hände wie in glücklicher Ueberraschung.

Er nickte ihr lächelnd zu. „Ja, ja, es ist wirklich so; du brauchst nicht zu erröten, denn es ist nichts als die einfache Wahrheit und darf und soll dich nur freuen, und so habe ich die Absicht, dich als meine Tochter zu

halten und zu betrachten, dir später das Wenige, das ich besitze, zu hinterlassen in der festen Hoffnung, daß du mir bald vielleicht einen braven Mann als Sohn, als deinen Gatten bringst, dem ich dich mit festem Zutrauen übergeben und zurücklassen kann. — So, mein Kind, nun ist es gesagt und genug der Aufregung für dich an diesem Tage. Nun will ich keine Erklärungen und keine Antwort weiter von dir; ich lasse dich jetzt allein, und du wirst dich in Ruhe sammeln und alles nochmals mit dir selbst überdenken und dich hineinfinden, wie du dich ja in alles Notwendige bisher so schön und rasch hineingefunden hast. Ich weiß das alles und habe manches gehört, was mich herzlich zu dir hinzieht. — Gute Nacht, Kind. Morgen hörst du mehr von mir."

Er erhob sich und schritt, nochmals sanft über ihr Haar streichend, hinaus, sich doch fast wundernd, daß sie so gar kein Zeichen des Staunens, der Ueberraschung gab als vorher jenes Erröten, jene stumme Bewegung, und daß sie ihn jetzt so stumm gehen ließ, sich nur erhebend und einen Schritt nach der Thür machend, als wolle sie dieselbe vor ihm öffnen.

Das war die erste Nacht in Katharines jungem Leben, die sie fast ganz durchwachte und durchweinte.

Ach, daß er sie hätte hören können, der gütige, väterliche Freund, der ihr heute ein so herrlich schönes, so neues Leben geöffnet hatte, so schonend dabei, so zartfühlend! Freudenthränen waren es nicht, die sie in ihre Rissen schluchzte in stiller Nachtstunde, ringend gegen das Ungeheure, vor dem sie doch ratlos und angstvoll still stand.

„Und sie war's! Sie war's doch! Sie selbst — meine Mutter war's!" stöhnte sie. Und schauernd stieg das Bild vor ihr auf: die zornige, unselige Frau in ihrem

Wahnsinn, die Frau, die ihr fremder und schrecklicher gewesen war, auch als sie noch klaren Sinnes und sehr gütig gegen sie war, fremder als jeder andere Mensch!

„Sie war's! Sie war meine Mutter, und er wollte nicht, daß ich das Entsetzliche je wissen sollte, er wollte nur alles so einrichten, daß er seine Pflicht, allein seine menschliche Pflicht an mir, dem armen, verlassenen Geschöpf, thun konnte. O lieber Gott, wie soll ich das ertragen?“

Dann kamen Ruhe und stilles Ueberlegen, dann hatte sie sich in alles hineingefunden wie immer, und ihr Schicksal so genommen, wie sie es für richtig hielt, es zu nehmen.

Als das erste Sonnengold des Tages ihr Kämmerlein durchflutete, stand sie auf und schrieb auf dem Fensterbrett einen Brief mit fester Hand und klaren Augen.

„Bitte, zürnen Sie mir nicht, aber ich kann wirklich nicht. Ich kann Ihre große Güte nicht annehmen. Das Leben, welches Sie mir bestimmen und ausmalen, paßt nicht mehr für mich. Ich würde nur sehr unglücklich werden, und das ist nicht Ihr Wunsch. Sie können es sich nur nicht denken, weil Sie es vielleicht nie erfahren haben, aber mich lockt Reichtum und Bornehmheit ganz und gar nicht. Ich bin es nicht gewöhnt und will es nicht lernen. Das Leben, das ich geführt habe, gefällt mir sehr gut. Warum wollen Sie mir das fortnehmen und mich lehren, erst ein anderes zu begreifen, was ich mir nie gewünscht habe, was mich nur mit Angst und Sorge erfüllen würde? Ich weiß, Sie wollen mir Gutes thun und Ihre Pflicht an mir, und denken nun, es könnte nicht anders gehen als auf diese Weise, weil ich doch eine Stangenberg bin und Ihre letzte Verwandte. Ich finde, das kommt gar nicht darauf an, und Sie haben gar keine Pflicht deshalb gegen mich als vielleicht die eine, mir ein wenig fortzuhelfen in meiner eigenen Weise. Das nehme ich von

Herzen gern und dankbar an. Aber Ihr Gut und Geld geben Sie anderen armen Bedürftigen, wenn Sie nicht vorher noch eine gute Frau finden, mit der Sie glücklich werden, wie ich hoffe, denn Sie verdienen es, und sind noch gar nicht zu alt, noch lange nicht, um die große Liebe zu finden, die in Ihnen den Wunsch weckt, immer beisammen zu sein. Bitte, vergeben Sie, wenn ich so frei spreche, als hätte ich etwas zu beurteilen oder zu meinen, überhaupt etwas anderes zu thun, als zu gehorchen. Aber diesmal kann ich es nicht. Ich weiß, daß ich sehr unglücklich werden würde, und dazu wollen Sie mich doch nicht zwingen. Was zwischen uns gesprochen wurde, will ich in dankbarem Herzen bewahren, und niemand braucht je etwas zu erfahren, daß Sie noch eine arme Verwandte haben.

So sage ich Ihnen meinen innigen Dank für Ihre Güte und bitte Sie nur herzlich, mir zu helfen, eine Stellung zu bekommen bei freundlichen Leuten, wo ich die Arbeit thun kann, die ich gelernt habe, und so auf eigenen Füßen stehe. Das ist das beste.

In herzlichster Dankbarkeit und Verehrung  
Katharine Wollski."

Als die Tage vergingen und kein Zeichen von ihrem gütigen Beschützer kam, wurde Katharines Spannung zur Unruhe und diese zuletzt zur Trauer.

Sie hatte offenbar den falschen Weg gewählt, hatte ihn verlegt, ihn zurückgestoßen und wohl gar beleidigt. Wahrscheinlich würde er nun schon irgend welche Schritte thun, ihr eine Stellung zu besorgen und ihr dann nur das Notwendige darüber mitteilen lassen, daß ihre Wünsche erfüllt seien. Sie würde ihn nicht wiedersehen, ihm nicht danken können. Kalt und trocken würde er ihr das Brot reichen, das sie ihn gebeten, ihr zu verschaffen.

So ging sie eines Abends in ihrer Seelennot hinüber, um den alten Herrn v. Uhlenstein zu besuchen, sich dort Rat und Hilfe zu erbitten.

Zu ihrem Erstaunen aber hörte sie von dem alten Ruppke, daß sein Herr verreist sei. Zum erstenmal, seitdem er in Kempzin wohnte, verreist. Wohin, wußte der Diener nicht.

Vielleicht konnte sie Ulrich sprechen, dachte sie; aber ins Haus zu ihm mochte sie doch nicht gehen, und Ulrich war auch zu sehr verändert. Es kam ihr manchmal vor, als habe er irgend einen geheimen Groll gegen sie.

Es war ein schöner Abend. Blütenduft wehte von den alten Linden im Schloßpark herüber mit dem weichen Liebeslied der Nachtigallen, und warmes Dämmerlicht lag über der stillen Erde. Die Tagesarbeit war gethan, nur ab und zu sah man über ferne Felder noch einen letzten vollbeladenen Wagen fahren und hörte abgebrochenen Gesang heimkehrender Arbeiterinnen, eine Abendglocke von den Höhen der Gegend. Langsam schritt Katharine auf dem Wege zwischen den gemähten Wiesen dahin.

Am Rande eines kleinen Gebüsches von Fichten und Erlen, das zwischen dem Städtchen und dem Schlosse lag, setzte sie sich auf einen großen, moosbewachsenen Feldstein, deren einige dort umherlagen, nieder. Eine riesenhohle, schlanke Fichte, deren untere Zweige schon längst verdorrt waren, bewegte leise über ihr in dem rosigen Blaugrau des Himmels ihr ernstes Haupt wie in schwerem Nachdenken. Dort hüpfte ein flammendrotes Eichhörnchen zwischen den Ginsterbüschen an einem Stamm empor, ein blaushillernder Holzhäher schwang sich dicht vor ihren Augen von Gipfel zu Gipfel, ein prachtvoller Nachtschmetterling gaukelte über den kleinen, schwarzgrünen Ginsterbüschen, als suche er einen Platz zur Ruhe; unzähligemal pochte ein verspäteter Specht deutlich und regel-

mäßig gegen den Stamm eines Baumes und schwieg dann auch. In einer Minute war die lichte Farbe des Tages wie weggestrichen und ausgelöscht.

Schatten schlichen aus der Dunkelheit der Fichten drüben hervor über die Lichtung, ein kühler Luftzug strich über Katharines Stirn, von der sie den Strohhut abgenommen hatte.

Es war ein reizendes Stückchen romantischer Einsamkeit hier. Man glaubte gar nicht, so nahe bei Menschenwohnungen und ihrem lauten Treiben zu sein. Ein Geräusch von Schritten, die über den Moosgrund kamen, unter denen ein trockener Ast brach, ließ Katharine sich umsehen.

Es war Stangenberg, der auf ihren Platz zu kam. Das heißt er trat eigentlich ziemlich plötzlich vor sie hin, nachdem ihn bisher die Fichtenstämme gedeckt hatten.

Sie richtete ihr Gesicht gegen ihn mit dem flammenden Rot der angenehmen Ueberraschung, mit einem so unbewußt glücklichen Ausleuchten ihrer Augen, einem so schüchternen, erschrockenen und doch so bestürzten Lächeln.

„Ich sah dich von dem Aussichtsturm aus im Park und ging dir nach,“ sagte er, nachdem er ihr die Hand gereicht zum Gruß und ihr sanft verwehrt hatte, sich zu erheben. „Bleib sitzen, du sitzt da sehr hübsch. Sieh da, für mich ist ja auch noch ein Platz, willst du nicht ein wenig rücken?“

Eilig glitt sie auf die äußerste Kante des großen Steines, der so allerdings wohl Platz für zwei bot. Freilich nur für zwei, die keinen weiten Trennungsraum zwischen sich brauchten.

Katharine zitterte, aber sie stand nicht auf, damit er sich nicht etwa von ihrem Aufstehen verletzt fühle. Er war ja schon so erzürnt und würde ihr nun wohl das höchst Unpassende ihres Briefes auseinandersetzen, und sie

konnte ihm doch nicht widersprechen, und wenn er denselben Vorschlag wieder machen würde, sie wußte ganz genau, daß sie ihm dasselbe wieder antworten würde — mit hübschen Worten — ja — gewiß, aber der Sinn derselbe.

Er saß ihr so nahe, daß sie seinen Atem auf ihrer Wange spürte, und ihr Herz wurde immer beflommener, sie hatte die Furcht, daß sie doch am Ende ganz plötzlich aufspringen und ihn beleidigen würde. Dazu dies Schweigen — dies sonderbare Schweigen! Warum sprach er nur nicht? Sie richtete einen scheuen Blick auf sein Gesicht, das ihr so nahe war, so nahe wie noch nie, und der kummervolle, leidende Zug darin fiel ihr doppelt auf. Hatte sie vielleicht auch ein wenig Schuld daran? — Nein! Nein! Das durfte nicht sein, daß sie ihn im Ernst traurig oder gar unglücklich machte mit ihrem Egoismus, nicht zu ihm kommen zu wollen und seinem Heim als Tochter Freundlichkeit und Traulichkeit zu geben, durch ihren Egoismus, sich selbst zu retten und zu schützen vor Schmerz und Unglück, was sie nun als ganz gewiß, als ganz klar in seinem ganzen Umfange und Wesen erst zu begreifen meinte, während sie in undankbarer Gleichgültigkeit seine Wünsche und Hoffnungen zerstörte, nur an sich denkend.

Ihre Brust hob sich unter diesen schweren, plötzlichen Gedanken in tiefem Atemzug, der einem Seufzer glich.

Da sprach er mit leisem, ernstem Ton, der doch so deutlich in der Stille an ihr Ohr tönte.

„Du hast dich wohl gewundert, Käthchen, daß ich Tage vergehen ließ, ohne auf deinen Brief etwas von mir hören zu lassen? Aber sieh, ich mußte mich selbst prüfen, mußte alles erwägen und mir alles klar machen, daß ich nicht etwa ein noch schwereres Unrecht an dir beginge, als je an dir gethan wurde.“

„Es thut mir so sehr leid,“ flüsterte sie jetzt, „ich möchte es so gern zurücknehmen, was ich schrieb, wenn es Sie beleidigt hat, und alles thun, was Sie wünschen, jedem Befehl gern gehorchen, um Sie nur nicht zu betrüben. Das wäre mir ja das Schrecklichste, dagegen ist alles andere gar nichts, und wenn Sie wünschen, bin ich bereit, Ihre Tochter zu werden, oder wie Sie es sonst meinen,“ stammelte sie immer unsicherer.

Was hatte sie denn da gesagt? Gerade das Gegenteil von dem, was sie sich vor einer Minute noch so fest vorgenommen hatte, sich nicht um feines Wünsches willen in Unglück und Schmerzen und Qual hineinziehen zu lassen.

Und nun hatte er noch kein Wort, keine Bitte ausgesprochen, und schon brachte sie ihm alles mit offenen Händen entgegen, was sie irgend nur an Opfern zu bieten hatte.

„Nein, ich bestehe nicht mehr auf meinem Wunsch und Willen. Ich habe in diesen Tagen begriffen, daß du meine Tochter nicht sein darfst, Rädchen, daß du das fühlst. Ja, du hast mir ein unsägliches Glück geboten in deinem Absagebrief, ich weiß das jetzt und danke es dir, wenn du auch nicht wußtest, was du thatest. Aber jetzt sehe ich, daß du es weißt.“

Jetzt konnte sie nicht länger bei ihm sitzen. Sie erhob sich und faßte mit der Hand nach dem vorgestreckten Stamm des Baumes, unter dem sie saßen, als müsse sie sich an jemand halten in dem Ansturm ganz neuer Empfindungen, für die sie keinen rechten Namen wußte.

Er schien es gar nicht zu bemerken, und mit demselben leisen, aber festen Ton fuhr er fort: „Ich habe dir gesagt, daß ich mir eine Tochter wünschte, wie du bist; konnte ich dir doch nicht sagen, was noch viel, viel schöner wäre: sei mein Weib? — Du, so jung und ich — ein

Leidender, der einem siechen Alter entgegengeht! Und das sollte ich einem jungen Mädchen zu bieten wagen? Ich bin nicht reich. Kempzin ist Fideikommiß und fällt nach meinem Tode an eine entfernte Verwandtenlinie, die nicht einmal meinen Namen führt. Wie konnte ich den Mut haben, zu sagen: Komm, sei meine Pflegerin, meine Hausfrau, verzichte auf alles, was deine Jugend noch hoffen durfte, wenn du meine Tochter heißen würdest. Und nun thue ich es doch und sage: Komm her, Käthchen, daß ich in deinen lieben Augen lese, ob ich dich bitten darf: sei mein Weib, mein Licht, meine Freude! Laß mich in deinem Gesichtchen lesen, was du mir schreibst: noch lange nicht zu alt, um die große Liebe zu finden, die den Wunsch erweckt, immer beisammen zu sein!"

Aber sie kam nicht, sie setzte sich nicht auf den Platz neben ihm. Mit einem Aufschluchzen, das wie ein erstickter Jubelruf klang, kniete sie neben ihm nieder und preßte ihre Lippen auf seine Hände und dann so schüchtern und doch so heiß, so voll wahrer Liebe auf seine Lippen.

„O, dies Glück, dies Glück! Wie soll ich's nur verdienen?“ flüsterte sie, an seinem Herzen ruhend, „ein so einfaches, ein so einfältiges Geschöpf, wie ich bin!“

„Ja, einfach und einfältig im schönsten Sinne, in dem dich Gott mir immer erhalten möge, mein Glück, mein Weib!“

### Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Das Wegedank'sche Haus in der Lessingstraße erstrahlte im festlichen Lichterglanz, wie es an dem Verlobungsabend der Tochter gestrahlt hatte und seitdem nicht wieder.

Jene romantische Skandal- und Entführungsgeschichte mit der Hochzeit bei der häuerlichen Tante, zwar mit der Einwilligung, aber nicht mit dem Segen der beleidigten Mutter, war besprochen und vergessen worden, und im

Bekanntekreise wurde je nach den Charakteren der Leute die Hoffnung der Witwe geteilt, daß die pflichtvergeßene Tochter über kurz oder lang in das Haus der Mutter zurückkehren würde, oder man äußerte hinter Frau Wegedank's Rücken manche böshafte Bemerkung, und manches ironische Achselzucken kritisierte Frau Wegedank's Handlungsweise, die keineswegs eine taktvolle gewesen sein konnte.

Im Kreise der jungen Mädchen wurde die reiche, schöne Leona ebenfalls nicht vermist, sondern ihr Verschwinden aus dem Kreise der Heiratslustigen als ein Gewinn betrachtet, hatte sie doch allzuviel Chancen für sich gehabt.

Frau Wegedank war viel auf Reisen gewesen und hatte bei sich nur kleine Zirkel gehabt. Von der Tochter durfte nie gesprochen werden. Sie war so gut wie tot für die Mutter, die sich nie mit einer Silbe um die Ärmste, die in elendesten Verhältnissen leben sollte, kümmerte. Von mancher Mutter trug ihr diese kalte Verleugnung ihres einzigen Kindes, die ja am Ende doch einen ganz braven Mann geheiratet hatte, sehr abfällige Kritik ein. —

Frau Wegedank ging noch einmal durch alle Räume, die hergerichtet waren wie für ein Fest, an dem man die Absicht hatte, den Gästen einen blendenden Beweis zu liefern von dem Wohlleben, dem Luxus, der Behaglichkeit, welche in diesen Räumen wohnten. Blumen, seltene, kostbare Gewächse, prangten in den Vasen, vornehmer Duft wehte durch die ganze Wohnung, überall Glühlichtlampen, überall strahlende Helle, nur daß der große Kronleuchter nicht angesteckt wurde. Im Eßzimmer war eine Tafel gedeckt mit allem Glanz des besten Geschirrs, des schweren Silbers, dazu ebenfalls von Gärtnerkunst angeordnete Blumenzier. Sogar die hohen Spitzgläser für den perlenden Schaumwein fehlten nicht vor den zwei Bedecken, die vom rosigen Licht der Glühlichtbirnen überstrahlt wurden.

Die Tochter kehrte ins Haus der Mutter voll Reue und Sehnsucht zurück. Ein bitterer Mißgriff war ihre gewaltsam erzwungene Heirat gewesen. Der Mann hatte, wie vorauszusehen, sein Weib nicht geschätzt und sie schlecht behandelt, ihr die niedrigsten Dienste zugemutet, und sie hatte buchstäblich gehungert, hatte buchstäblich kein Kleid mehr auf dem Leibe gehabt, zerrissene Wäsche, geflickte Schuhe, und ihr Leben in trostloser Einsamkeit zwischen Knechten und Mägden und grobem Landvolk, wo ihr Mann so eine Art Aufseher gewesen war, verbracht, als eine einzige Reihe grauer, trüber Tage voller Sehnsucht und Reue nach Hause.

Der Beweis dafür wurde Frau Wegedank durch den Bettelbrief ihrer Tochter und durch einen nachfolgenden von dem alten Hauptmann v. Uhlenstein, der ihr mitteilte, daß ein bedenkliches Zerwürfniß zwischen dem Ehepaar die Veranlassung sei zu der Bitte, ihre Tochter für eine Zeitlang wieder bei sich aufzunehmen und ihr gütig entgegenkommen zu wollen, da die junge Frau von manch Erschütterndem, das sie erlebt habe, sehr nervös geworden sei, und eine zeitweilige Trennung für ihre Gesundheit und den ehelichen Frieden des jungen Paares durchaus nötig sei. Die Schuld träfe durchaus nicht seinen braven Neffen, welcher der beste Chemann sei, den sich eine Frau nur wünschen könne, aber Leona habe den Bogen zu straff gespannt und großes Unrecht gegen ihn begangen.

Ein ganz unglaublicher Brief von dem Alten, der jedenfalls keine Ahnung hatte von dem wahren Grund des bedauerlichen Zerwürfnisses, dachte Frau Wegedank achselzuckend.

Aber das war ganz egal, was der alte Mann sich einbildete, jedenfalls kam Leona zurück. Sie hatte den ersten Schritt gethan und verzweifelt die Bitte ausgesprochen: „Laß mich nach Hause kommen!“ Nun hatte Frau Wege-

danke die Trostige in der Hand. Zum zweitenmal sollte sie ihr nicht entflüpfen. Sie wollte gewiß milde und gut mit der Ärmsten sein, denn im Grunde liebte sie doch ihr Kind, wenn auch auf ihre Weise, und hatte die Hoffnung nie aufgegeben, daß Leona eines Tages, geheilt von ihrer Romantik, wieder zu ihr kommen würde. Jetzt war es so weit. Frau Wegedank fühlte sich als Herrin der Situation.

Sie hatte sich möglichst schön und einnehmend gemacht, ihrer Ansicht nach ganz die gerührte, verzeihende, aber ernste Mutter, die glänzende, vornehme Frau, welche schon in ihrer Erscheinung imponierend und ein wenig einschüchternd auf die Reue und Unglückliche wirken wollte, ihr zugleich mit dem ganzen übrigen Apparat die glanzvolle Häuslichkeit dieser Mutter, den Unterschied klar zeigend zwischen all diesem und dem elenden Haushalt ihres Mannes.

Heute abend kam Leona an. Frau Wegedank, welcher die Ankunft der Tochter telegraphisch gemeldet worden war, erwartete sie im Hause, während Kutscher und Diener in Livree am Bahnhof warten sollten.

Unruhig schritt Frau Wegedank in ihren Zimmern hin und her. Ihr Herz wurde stiller und etwas beklommener bei dem Gedanken an das ihr bevorstehende Wiedersehen. Die wahre in ihr wohl vorhandene Mutterliebe fühlte nun in der stillen Sammlung plötzlich nicht nur die große Freude, sondern recht wohl auch den Schmerz darin — den Mißton in ihrem Jubel.

Als der Wagen zurückkehrend vor der Thür hielt, als der leichte Schritt die Treppe heraufkam, wartete Frau Wegedank nicht, bis die Kammerzofe steif und absichtlich etwas förmlich die Thür öffnete, sondern eilte hinaus und breitete die offenen Arme ihrem Kinde schon oben auf der Treppe entgegen.

Zu ihrem maßlosen Erstaunen ertönte kein: „Gottlob — zu Hause!“ ihr entgegen, sondern ein krampfhaftes, verzweifelttes Schluchzen, und ein totenblaßes, vergrämtes Gesicht schaute sie an, eine in schlichte, schwarze Kleider, wie in tiefer Trauer, gehüllte Gestalt stürzte sich mit dem Wehlaut der Dual an die Mutterbrust und rief flehend: „Mutter — Mutter! Er hat mich fortgeschickt! Ich war zu schlecht, zu schlecht gegen ihn! Hilf mir, daß er mich wieder aufnimmt, daß er mir verzeiht, sonst sterbe ich hier vor Jammer und Reue! Ach, du glaubst ja gar nicht, wie ich ihn liebe! Und ich will alles lernen, was er will, Stuben scheuern und Strümpfe stopfen und flicken und kochen —“

In Schluchzen brach die bebende Stimme, und Leona in ihrer unbeherrschten Leidenschaft hielt ihre Mutter so wild, so hilfsehend umschlungen, daß diese, vor Ueberraschung vollkommen betäubt, fassungslos, ihren Ohren nicht traute und sich von Leona ganz widerstandslos ins Zimmer ziehen ließ.

In ihrem ganzen Leben war Frau Wegebant nicht so erstaunt, so stumm und starr vor Ueberraschung gewesen. Und das sonderbarste war, sie empfand gar nicht einmal Zorn oder Enttäuschung dabei, sondern ein anderes, ganz merkwürdiges Gefühl, das sie bei dieser ganzen Angelegenheit, in der sie doch nun stolz dastand und ihren Willen durchgesetzt hatte, gar nicht für möglich gehalten hätte, im Moment auch gar nicht begriff an sich selbst, ein Gefühl, beinahe wie Freude, Genugthuung, Erleichterung von aller möglichen geheimen Pein, was ihr doch gar nicht ziemte als schwer beleidigter Mutter.

Die glänzend erleuchteten Gemächer blieben still, die Blumen verschwendeten umsonst ihren Duft, ebenso wie die elegante, reiche Tafel verlassen stand, die feinen Gerichte verdarben und unnütz dastanden, wie die ganze,

glänzende Veranstaltung, welche der reuig heimkehrenden Tochter die Heimat in dem schönsten Lichte zeigen sollte.

Denn diese Tochter schluchzte zu Füßen der Mutter ihr schweres Schuldbekentnis, und in dem Herzen dieser Frau, darinnen das Gute und Edle von den Dornen und Disteln der Selbstsucht und des eitlen Welttreibens überwuchert und erstickt waren, diese Frau sah plötzlich, als sei ein Schleier fortgezogen, ihre eigene Mitschuld an dem Unglück ihres Kindes, und es war, als schoben sich die Dornen- und Distelhecken auseinander in ihrer Brust, und es leuchtete darunter auf von ungeahnten, verborgenen Früchten der Mutterliebe und Gerechtigkeit, der schlichten Wahrheit und aufrichtigen Reue.

Sie unterbrach ihr Kind mit keinem Wort, sie milderte nicht die heißen Selbstanlagen bei der Schilderung unsäglichlicher Kämpfe und Schmerzen, sie war ohne falschen Zorn und ungerechten Groll, ungehindert flossen heiße Thränen, häßliche Flecke machend, auf die helle Seide ihres Brunkengewandes, und sie legte nur die Hand auf das gebeugte, müde Haupt ihres Kindes und sagte leise: „Es wird alles gut werden, vertraue deiner Mutter nur. Ich helfe dir.“

„Du hilfst mir?“ fragte Leona, das Antlitz noch zweifelnd erhebend. „Du willst mir helfen, daß er mir verzeiht, daß ich alles lerne, was ich wissen muß, daß er sich nicht mehr freuen muß, wenn eine Fremde kommt, sein Haus in Ordnung zu halten, sein Essen zu kochen, wenn er todmüde und hungrig von seiner Arbeit kommt? Dazu willst du mir helfen — du? Und daß ich dann wieder nach Hause kann?“

Wie rührend klang das letzte in der Mutter Ohr, die bisher so neidisch, so eifersüchtig dies Gefühl des Zuhauseins für sich und ihr Haus beansprucht hatte!

Ein heiliges, tiefes Freuen mischte sich in ihr Mitleid, ihren Kummer, in ihre Thränen, daß ihr Kind besser,

edler war wie sie selbst, wie sie je von ihm verlangt oder geglaubt hatte.

Mehreremal wollte Frau Wegebant den Herzensergüssen ihrer Tochter Einhalt thun und mahnte sanft, sie möge doch etwas zu sich nehmen, aber Leona bat, noch ein Weilchen und dann immer noch ein Weilchen reden zu dürfen. Sie sei gar nicht hungrig, sie wäre nur glücklich, daß sie endlich reden dürfe und alles, alles sagen, und daß die Mutter so gut sei und ihr verziehen habe, und wie sie sich oft gesehnt und gebangt habe nach dem Mutterherzen und gar nicht so sehr nach Reichthum und den anderen Sachen.

Allmählich kam auch die kluge Ueberlegung der erfahrenen Frau wieder zum Recht, und als Leona zuletzt wieder von ihrer Liebe und ihrem Bangen nach ihrem Manne sprach, und daß ihre Verbannung nicht zu lange dauern dürfe, damit er sie nicht etwa vergäße, da sagte sie ernst: „Eile nicht zu sehr mit der Rückkehr, mein Kind! Wenn er dich wirklich geliebt hat, so wird er dich nicht vergessen, im Gegenteil, die Entbehrung, die Entfernung wird dich ihm dann um so teurer machen. Er wird deine Fehler und Schwächen milder beurteilen und wohl auch über seine eigenen etwas nachdenken und sich nach dir sehnen, und dann wird er —“

„Nein, nein, Mama. Er wird nie den ersten Schritt thun. Er kann es ja auch gar nicht. Denke doch nur, wie schwer ich ihn beleidigt habe!“

„Nun, mein Kind, eile immerhin nicht zu rasch wieder zurück, es dürfte kaum klug sein, glaube deiner Mutter. Was sich zu leicht ergiebt, wird leicht gering geschätzt, und eine Neue, die zu rasch wieder umkehrt, wird am Ende nicht für das Resultat der Ueberlegung und Einsicht gehalten, sondern nur für eine neue Laune eines leidenschaftlichen, wankelmütigen Herzens. Und wenn er nicht

den ersten Schritt zur Versöhnung thun will oder kann — nun Leona, geliebte Tochter, dann wird er dir den beidigen wenigstens leicht machen.“

Leona schweig ein Weilchen, dann nahm sie die Hand ihrer Mutter und streichelte sie leise, sie gegen ihre Wange drückend. „Ja, Mama,“ flüsterte sie mit einem wunder-vollen Ausblick aus ihren großen, thränenverschleierten Augen, „du magst wohl recht haben mit der Klugheit, aber allzulange darf es nicht dauern mit der Trennung, Mutter, wegen — ich weiß es ja nicht, aber — ich glaube — ich glaube bestimmt, Mutter, wegen unseres kleinen Kindes, das kommen wird.“

### Dreißundzwanzigstes Kapitel.

Der letzte Erntewagen war eingefahren. Müde betrat Ulrich, von seiner Thätigkeit kommend, sein stilles, trübes Haus. Er bewohnte nur sein Bureau und das Schlaf-zimmer. Die beiden anderen Zimmer sind verschlossen, und der graue Staub sammelt sich dick auf den Fächern und Dekorationen.

Jetzt, nach beendigter Ernte, würde er wenig mehr zu arbeiten haben. Den ganzen schriftlichen Teil hat ihm Herr v. Stangenberg abgenommen, indem er einen Buchhalter dafür engagiert hat. Er fand, daß es zu viel war für Ulrich, und dieser gab die ganze, so trockene, so ermüdende Schreibarbeit gern ab.

Herr v. Stangenberg war mit seiner jungen Frau auf Reisen in Italien und Aegypten, um ihr alle die herrlichen Plätze zu zeigen, die er selbst so oft gesehen, so gut kannte.

Das junge Paar war nach einer sehr stillen Trauung, die in Posen stattgefunden und wobei Onkel Uhlenstein und Ulrich allein als Zeugen fungiert hatten, sofort ab-

gereist, und Ulrich blieb ganz allein. Nur daß er zuweilen ein Stündchen zum Onkel hinüberging, der aber auch nicht gerade sehr redselig war. So oft Ulrich von Leona und seinem Unglück ansang, wurde der Alte noch einsilbiger, wußte nie das Geringste zum Trost und meinte nur, daß auch er glaube, sie würde sich wohl bei ihrer Mutter in all den Reichtum, den sie früher gewöhnt gewesen, leicht wieder eingelebt haben. Gewöhnlich ging Ulrich noch viel trauriger nach Hause, als er gekommen war. Er fühlte sich furchtbar vereinsamt und niedergedrückt.

Abends saß er dann still bei der Lampe in seiner Stube, und da ihm nichts anderes übrig blieb, fing er an, sich mit der Romanlitteratur bekannt zu machen, die er bisher gemieden hatte; aber wenn die Zeitung erledigt war, dann konnte er doch nicht ganz müßig dastehen, etwas mußte er doch thun. Das Nachdenken frommte zu nichts. An den Buchhalter fand er keinen rechten Anschluß. Es war ein ganz tüchtiger junger Mann in seinem Fach, aber mehr ein Umgang für Kiebusch.

Ulrich hatte nun also viel Zeit zum Nachdenken, und er gestand sich, daß er seine Frau, trotzdem er sie von sich gestoßen hatte, noch immer liebe, wie früher, und sich bitter nach ihr sehne. Und doch zu wissen, daß sie nie wiederkommen würde! Er konnte ihr doch nicht schreiben: „Komm zurück, Leona, zurück in die alten Verhältnisse, die du so haßtest, in die elende Wirtschaft, in den Haushalt, den du nicht führen konntest — in diese Einsamkeit und grenzenlose Dede!“ Und freiwillig schien sie nicht kommen zu wollen. Sie hatte bisher kein Lebenszeichen von sich gegeben.

Nachdem er eine Stunde in Gedanken dageessen und vor sich hin gestarrt hatte, hielt er es nicht mehr aus, und obgleich gerade Setze mit dem Eßgeschirr zum Tischdecken

erschien, nahm er doch seinen Hut und lief zum Onkel hinüber. Der Abend war kühl, und alles still über dem weiten Plan. Es war klar geworden, und die Sterne funkelten am Himmel droben, während Ulrich den schmalen Pfad zum Häuschen des alten Mannes hinüber schritt, aus dessen Wohnzimmerfenster ein mattes, stilles Licht herüberschimmerte, auch gerade kein trostvoller oder fröhlicher Anblick.

Drinnen war es dann auch ganz wie sonst. Der Oheim saß in seiner Sofaecke mit dem üblichen Käppchen auf dem Haupt und schien eben mit seiner Zeitung fertig geworden zu sein, denn sie lag neben ihm auf dem Tische, und er rauchte kräftig vor sich hin.

„Nun,“ fragte er, nicht sonderlich entzückt aussehend über den späten Gast, „ist etwas Neues passiert?“

„O nein, was sollte wohl passieren? Ich konnte es nur nicht mehr aushalten in meiner Höhle. Man wird ja verrückt vor Einsamkeit und Stille.“

„Ja, ja, kann sein. Zu zweit ist's immer angenehmer, wenigstens für die meisten Menschen. Von mir könnt' ich's freilich nicht sagen.“

„Ich weiß ja, Onkel, daß dir Besuch nicht gerade angenehm ist, aber ich hatte wirklich keine Wahl.“

„Na, na. So ist's nun auch gerade nicht gemeint, und wenn du nicht wieder bis Mitternacht bleibst und hier herumtobst wie ein Berserker, wie damals, als du deine Frau fortjagtest —“

„Ich bitte dich, sprich nicht davon! Du weißt, ich war sinnlos. Eben weil ich Leona so grenzenlos liebe, war ich so außer mir, denn ich fühlte, daß sie sich unglücklich fühlte, und ich konnte es doch nicht ändern.“

„Du singst es wenigstens ziemlich verkehrt an, mein Junge.“

„Ach, was hilft das nun alles! Es ist geschehen und

verloren, und ich muß es ertragen," stöhnte Ulrich, den Kopf in den Händen bergend. „Aber nein! Du mußt mir helfen, Onkel, du kannst es! Sie hatte dich lieb, sie hörte auf dich. Ich bin überzeugt, daß du viel thun könntest, du willst nur nicht! — — Darf ich die Thür dort zumachen? Ruppke scheint dort herumzurumoren, und seiner Anteilnahme bedarf ich weniger.“

„Daß nur die Thür offen: Ruppke ist taub, und du hast doch sicher wieder nichts gegessen, es ist ja kaum sieben Uhr. Da kommt der Alte ja doch und stellt dir etwas hin. Du siehst nämlich schon ziemlich heruntergekommen aus, so ein bißchen verhungert, lieber Sohn.“

„Ja, geistig, seelisch verhungert.“

„Na, weißt du, das wundert mich nun gar nicht. Aber das mit dem Wiederkommen deiner Frau mußt du dir doch, scheint mir's, vergehen lassen. Das verschüchterte Vögeln ist fortgeslogen und hat bei der Mutter alles in Hülle und Fülle, und wird nicht wieder hierher wollen. Das kann ich ihr auch gar nicht allzu krumm nehmen.“

„Jetzt ist es schon über ein halbes Jahr!“

„Sag 'mal, warum schreibst du ihr eigentlich nicht, statt mir immer vorzuseufzen?“

„Kann ich das denn? Ich blamiere mich ja nur. Ja, wenn ich ihr ein anderes Los bieten könnte, wenn ich reich geworden wäre oder auch nur eine selbständige, hochbezahlte Stellung hätte, so daß sie nicht gezwungen wäre, Dinge in der Haushaltung zu leisten, für die sie gar kein Verständnis und keine Eignung hat, so wenig, wie etwa ich zum Malen und Dichten —“

„Na, da hast du recht. Ja, diese Heirat war ein schrecklicher Unsinn. Gut, daß die Geschichte am Ende doch rückgängig gemacht werden kann, und ich denke, lieber Sohn, daß du dich immer sachte an den Gedanken einer

Scheidung gewöhnen magst, denn ich glaube bestimmt, daß sie keinen Widerspruch erheben wird —“

Ulrich ließ ihn nicht weiterreden. „Onkel, du weißt etwas, du verbirgst mir etwas! Sie hat dir geschrieben? Sie wünscht die Scheidung? Onkel, so sprich doch, martere mich doch nicht so!“

„Du läßt mich ja nicht zu Wort kommen,“ war die ruhige Antwort. „Ja, mein Jungchen, du hast deinen Willen durchgesetzt, du bist sie los. Erst hast du sie in Verhältnisse eingezwängt, in die sie nicht paßte, und von denen sie in Wahrheit so viel verstand und begriff, wie — na meinetwegen wie du vom Malen und Dichten. Sie hatte eben bloß einen Wunsch und Willen in ihrem heißen, jungen Herzen — dein zu werden für immer! So heißt ja der rührende Satz. Na, sie wurde dein, ohne eine Ahnung der daraus erwachsenden Pflichten. Du schältest, quältest sie und erzogst sie nach besten Kräften, hättest am liebsten so eine Art Katharine aus ihr gemacht. Katharine ist eine Perle, jawohl, aber es giebt Perlen und Brillanten, und sie sind beide gleich edle, aber ganz verschiedene Dinge. Und dann verglichest du ihr unerzogenes, thörichtes Herz mit Katharinens Vortrefflichkeit, machtest sie neidisch, eifersüchtig und begingst eine Dummheit über die andere, und jagtest sie schließlich in Nacht und Nebel aus dem Hause, daß sie hilfsehend zu mir stürzte, weil sie sich in ihrer kindischen Angst gar nicht mehr zu helfen wußte. Aber die Hauptsache: sie, das Kind, sah ihr Unrecht sofort ein; du, der Mann, so viel älter, so viel stärker, du bleibst dabei, sie solle und müsse fort, und du könntest ihr nicht verzeihen. Ich sehe dich noch, wie du hier standest, von Kopf bis zu den Füßen unerschütterlich, ein Mann von Eisen. — Na, nun hast du deinen Willen, nun ist sie fort, und nun bleibt sie fort.“

Ulrich antwortete nicht. Er sah nachdenkend zu Boden,

und erst nachdem der Oheim schon eine Weile schweigend ihn mit etwas wie unruhiger Bewunderung betrachtet hatte, hob er den Kopf und sagte: „Es kam nicht aus meinem Herzen, Onkel. Ich machte mich mit Gewalt hart gegen sie. Ich sah kein Heil auf Erden mehr für uns, wenn ich sie nun einfach zurücknahm. Sie mußte erst erproben, ob sie leben wollte — leben konnte ohne mich, mußte sich klar werden, ob sie mich mehr liebte oder Glanz und Reichthum!“

„Ach so! Also auch ein Stückchen Erziehung! Aber sehr gewagt, mein Junge. Sie sollte in die Verbannung, um dort ihren Herrn und ihr wahres Glück zu erkennen?“

„Du verspottest mich, Onkel, das ist nicht recht. Ich habe es ehrlich gemeint, nach bestem Wissen, nach heiligster Ueberzeugung, und ob mir das Herz auch über der Trennung fast brach, es mußte sein. Darum schrieb ich ihr nicht, sondern wartete auf einen Brief von ihr. Anfänglich in festem Vertrauen auf ihre Liebe, dann zaghafter — und verzweifelnd zuletzt. Sie hat mich nie geliebt, sonst hätte sie die kleine Probe bestanden. Sie hat entschieden, ich fühle es.“

„Ja, sie hat entschieden,“ sagte der Onkel. „Ja, es hilft schon nichts, erfahren mußt du's doch. Sie hat endgültig entschieden.“

„Unter dem Einfluß ihrer Mutter. O, ich Thor! Ich Thor!“

„Ja, das warst du wirklich. Aber der Mutter thust du unrecht, ebenso wie der Tochter, die deine Frau wurde und alles im Stich ließ, um dir zu folgen. Sie ist gar nicht mehr bei der Mutter.“

Ulrich fuhr auf. „Wo denn? Bei wem?“

„Ja, lieber Junge, so leid es mir thut, aber sie ist bereits bei Verwandten eines Herrn, den sie, wenn nicht jeder Anschein trügt, über alles liebt, und der jedenfalls

viel besser mit ihr umgehen wird als ihr früherer strenger Gebieter — nämlich du.“

„Nein, Onkel, das ist nicht möglich!“ schrie Ulrich.  
„Denkst du, ich ließe mir das gefallen? Ich werde sie zwingen, zu mir zurückzukehren — sofort!“

„Na, da wäre freilich das Unglück fertig. Ich denke, das überlegst du doch noch.“

„Wie heißt der Mann? Weißt du den Namen?“

„O ja.“

„Sag ihn!“

„Fällt mir nicht ein.“

„Du mußt, wenn du ein Ehrenmann bist.“

„Bist du denn ganz des Teufels?“

„Ich sag' dir, ich lasse mir mein Weib nicht wegnehmen. Ich will selbst hören, ob sie einen anderen liebt. Ich glaube es nie und nimmermehr. Mir gehört sie, und mein bleibt sie kraft meiner Liebe. Sie muß zu mir zurückkommen, Onkel, ich liebe sie und ich lasse sie nicht. Ich reise sofort ab, sie zu holen!“

„Das wird nicht nötig sein, Junge, denn wenn du's durchaus wissen willst — sie ist schon da!“

In der Thür stand Leona, sein Weib.

Unbeschreiblich war dieser Augenblick. Es gab niemals einen größeren in beider Leben. Dann flog sie in seine Arme.

„Sei gut, sei sanft mit mir,“ bat sie, „ich bin da, und ich bleibe da. Ich mußte ja kommen, du mein einzig, über alles geliebter Mann, um bei dir zu bleiben, bis daß der Tod uns scheidet oder das neue Leben uns noch heiliger verbindet!“

O, dieser gedämpfte Ausruf — dieses stille, selige Umsfängen, als der Mann nun die Arme um sein wiedergefundenes Weib schlang, sie eine Weile still an seinem Herzen haltend, die freiwillig voll heißer, reuevoller Liebe

zu ihm zurückgekehrt war, aus Glanz und Reichtum zu ihm zurück in sein schlichtes, armes Haus, weil sie ihn eben über alles liebte!

Und dann der Heimweg durch die sternglitzernde Nacht zu zweien, mit diesem Gefühl in der Brust, in den glänzenden Augen, mit dem Gefühl, das noch fast wie ein Traum war, daß jeder von ihnen das Glück, das entschwindene Glück von neuem erfaßt hatte, es nun klar erkennend, höher schätzend, besser bewahrend!

Nur leise Fragen und Antworten, kurze Worte tauschten die Gatten unterwegs — nichts, was äußere Dinge betraf — ach, die waren ja alle nun so nebensächlich, und nur das, was Herz dem Herzen zu sagen hatte, kam über ihre Lippen, während sie langsam, eng aneinandergeschmiegt, dahinschritten, dem eigenen so lange verödeten Herbe wieder zu!

Dann glitt der berauschte Traum himmlischen Friedens leise lächelnd ins Irdische hinüber, als sie nun ihr Haus wieder betraten und Leona sich umsah, neugierig wieder erkennend, sich erinnernd, nach dem oder jenem Dinge fragend.

Mit der angezündeten Lampe gingen sie dann in den alten Räumen umher.

Mit wirklichem Schauer betrachtete Leona ihren bunten Fächersalon, der so lange ganz verschlossen gewesen war. Wie entsetzlich sah das alles aus! Diese bunten Papierfächer, mit Staub bedeckt, all dieser verblaßte, wertlose, staubige Trödel und falsche Glanz, den ihr unbefriedigtes Herz, ihr verleugnetes Pflichtgefühl gebraucht hatte, um die Leere, die in ihr und um sie gewesen, auszufüllen.

Welch süßes Flüstern und heiliges Geloben an das Ohr des dankbar glücklichen Mannes tönte, ihm die Thränen der Rührung ins Auge treibend!

Endlich kamen auch andere als Herzensdinge zur Sprache.

Ulrich erzählte von seinem stillen, arbeitsreichen Leben, von seinen hübschen Ersparnissen, der Verbesserung seiner Stellung in jeder Hinsicht, der herzlichen Freundschaft, die ihn jetzt mit Stangenberg verband.

„Der Mensch denkt und plant und will, und der Himmel lenkt,“ sagte er. „Wenn der leidenschaftliche Menschenswille falsche Wege geht, so führt es zu Leiden und Unheil. Wohl dem, der dann Ohren hat und hört — Augen hat und sieht! Wohl dem, der nicht schon zu weit mit blindem Eigenwillen den falschen Weg, den er sich erwählte, hinabgegangen ist und findet kein Zurück mehr, sondern stürzt schwindelnd und geblendet in den Abgrund — wie die arme Gräfin!“

Und nun erzählte er, was sich im Schlosse in Leonas Abwesenheit zugetragen hatte. Sie wußte ja nichts davon. In den Zeitungen war die Vermählung Stangenbergs nicht angezeigt worden, und das junge Paar weilte noch immer auf fernen Reisen, damit Katharine die Schönheiten der Erde kennen lerne und in jeder Beziehung Bildung und Erfahrung sammle, um ihrem Gemahl eine passende Gefährtin sein zu können.

Nicht er, sie selbst hatte diesen Wunsch ausgesprochen, als sie ihrer Befürchtung Raum gab, ihm geistig nicht genügen zu können bei dem eng begrenzten Kreise, dem sehr beschränkten Horizont, in dem sich ihr Leben abgespielt hatte.

Und Stangenberg schrieb ganz begeisterte Briefe über seine Frau an Ulrich. Von ihrem weichen Herzen, ihrem offenen, hellen Sinn, der schlichten Einfachheit und unbewußten Feinheit ihrer Auffassung, die in Wahrheit es ihm zu einem wunderbaren, noch unbekanntem Genuß mache, die alten Stätten draußen in der Welt, die er so oft einsam bereist oder in der bösen, vergifteten Atmosphäre, die seine unselige Schwester stets umgeben, besucht

hatte, nun neben und mit seinem jungen, reinen Weibe wiederzusehen.

Nichts, gar nichts erinnere an jene im Wesen Katharinen's, obwohl sie jetzt, wo sie blühend, wohl und voller geworden, in geschmackvoller, wenn auch immer noch einfacher Toilette, das wunderschöne, blonde Haar ein wenig malerisch gelockert, im Aeußeren ganz entschieden einen Schimmer jener berückenden Schönheit ihrer Mutter zu zeigen anfinge. —

Lächelnd las Leona diesen Brief, den Ulrich ihr zeigte, und er fügte hinzu: „Ihr Wille und ihr Weg gehen zusammen — sind eins.“

„Wie der unserige,“ war Leonas sanfte Entgegnung, „denn ich will nur, was du willst, und gehe nur hin, wo du hingehst, und wenn es selbst bis an den Abgrund ginge. Ich weiß ja doch — mein guter Engel ist immer, immer bei mir und zieht mich zurück dahin, wo Sicherheit und Friede ist für Leib und Seele.“

Dann hörte Ulrich mit Spannung und hohem Erstaunen von dem veränderten Verhältnis zwischen Leona und ihrer Mutter. In einfacher, schmuckloser Weise gab Leona ihren Bericht, und Ulrich empfand mit tiefem, glücklichem Aufatmen, daß sie nicht durch eine gefärbte Brille gesehen, nicht unter verderblichem Einfluß gestanden hatte, sondern von fester Hand bewahrt worden war an Leib und Seele. Mit welchem Interesse, welchen halblauten Ausrufen freudiger Bewunderung, dankbaren Staunens ließ er sich erzählen, zu welchem stillen, ernstesten, zurückgezogenen Leben sich Frau Wegedank ihrer Tochter zuliebe entschlossen hatte, daß sie ihr glänzendes Berliner Heim verlassen habe, all ihren geselligen Freuden Valet sagend, mit Leona in Zurückgezogenheit lebend, in einer Villa am Fuß des Harzgebirges einen sehr einfachen Haushalt führend, nur für Leonas Gesundheit, ihrer glück-

lichen Hoffnung lebend. Er staunte, wieviel gefunden, praktischen Verstand die Frau, deren Einfluß er so gefürchtet, offenbart hatte, und wieviel Leona inzwischen gelernt hatte.

„Und nicht wahr, geliebter, einziger Ulrich,“ rief Leona, „nicht wahr, nun wird Friede bei uns allen sein, und du wirst auch meiner Mutter ein guter und dankbarer Sohn sein?“

„Das will ich, meine Leona, wahrhaftig, das will ich! Und ihr alles abbitten, was ich ihr an Unrecht und Kränkung in meiner blinden Selbstsucht und unedlem Stolz angethan habe.“

„Und bei unserem Kindchen soll die Großmama Pate stehen — hier in unserem kleinen Häuschen, in unserer schlichten Wohnung und Wirtschaft, und es wird ihr alles genügen und gut sein, wie es ist bei uns.“

„Mein über alles geliebtes Weib,“ flüsterte der Mann in tiefer Bewegung, ihre blühenden Lippen küssend, „möge unser Kind dir ähnlich werden: sein Wille gut, sein Ziel edel und sein Lebensweg nicht allzu schwer!“

„O du!“ sagte sie, ihm tief in die feuchten Augen sehend, mit denselben Worten fast, die ihn einst so beglückt, nach denen er so oft und so vergeblich schmerzlich sich gesehnt hatte, „o du! wie namenlos glücklich bin ich bei dir!“

E n d e.





# Der eiserne Ring.

Roman von Lore Hollweg.



(Nachdruck verboten.)

## Erstes Kapitel.



n alten, längst schwarz gewordenen Metallbuchstaben stand die Firma „J. & W. Funham. Kaffee“ über dem großen Einfahrtsthor des Hauses Verwick Street Nr. 27 in London. Darunter war ein in Stein gemeißelter Anker zu sehen, in dessen beiden Bögen die Jahreszahl 1729 stand. Wieviel Kaffee hatte die Firma J. & W. Funham seit ihrem Gründungsjahr schon verkauft! Wieviel hunderttausend Säcke waren in dieser langen Zeit in den griesgrämlichen, verstaubten Bureaustuben verbucht, verrechnet, verhandelt und bezahlt worden! Und die Funhams hatten diesen Handel, der sich über die ganze Welt erstreckte, nicht umsonst betrieben, sie waren reiche Leute dabei geworden, und ihre Firma war auf allen Kaffeebörsen eine anerkannte Macht. Es hatte Zeiten gegeben, wo sie die Preisbildung ihres Artikels durch ihre Käufe und Verkäufe fast unbeschränkt in der Hand gehabt. Allerdings war das vorüber, denn der Kaffeehandel, der vor hundert Jahren noch sich leicht lenken ließ, war seitdem

riesig angewachsen; gleichwohl übten die Funhams noch einen großen Einfluß darauf aus.

Die Besitzer der Firma waren zwei Brüder, die beide verheiratet waren und Familie hatten. Edward, der ältere, wohnte als eigentlicher Leiter des Geschäftshauses mit seiner Familie den größten Teil des Jahres in London in der Oxford Street, wo er ein prunkendes Haus führte, während der jüngere Bruder, John Funham, meist auf Reisen war, in Paris oder Nizza oder Monaco oder Aegypten, um, wie er seinen Bekannten oft lachend versicherte, zu sparen, weil er dadurch den teuren Haushalt in London nicht zu führen brauchte. Von seiner Familie hielt sich zur Zeit nur sein ältester Sohn, Alfred Funham, in London auf.

Zimmerhin war das eine eigentümliche Art zu sparen, und wenn man John Funham gefragt hätte, was er denn eigentlich während seines letzten Aufenthaltes in Monaco erspart habe, so würde er wohl ein bedenkliches Gesicht gemacht haben.

Dahingegen saß sein Bruder Edward jahraus, jahrein, mit Ausnahme kurzer Erholungsreisen in ein Seebad, in der Berwick Street, und that sein möglichstes, das alte Geschäft auf seiner Höhe zu halten. Das hätten Unbeteiligte leicht für einen Nachteil halten können, denn die alten, finsternen Bureaustuben, in denen ewig Gas brannte und infolgedessen ewig eine trockene, ungesunde Luft war, konnten mit den sonnenhellen Brunksalons der Gasthöfe an der Riviera oder in Paris keinen Vergleich aushalten. Es entsprach aber nur der Tradition in der Familie Funham, daß der älteste Erbe das Geschäft weiterführte, und die übrigen nur einen entsprechenden Anteil hatten.

Edward Funham war ein Mann in seinen besten Jahren, noch nicht einmal ganz fünfundvierzig, aber er

sah trotz aller vornehmen Eleganz doch älter aus. Die Stirn zeigte manchmal erschreckend tiefe Falten, und auch die Augen hatten zu Zeiten, wenn er sich unbeobachtet wußte, einen besorgten, ängstlichen und hastigen Ausdruck. Ein Wunder war das nicht, denn ein Geschäft von solchem Umfang brachte aufregende Spannungen, unvorhergesehene Zwischenfälle, allerhand Sorgen und Ärger genug. Die großen Summen, die fortwährend auf dem Spiele standen, die Preisschwankungen, wie sie Spekulationen im großen Stil mit sich bringen, zehren an den Nerven.

Gleichwohl merkte man im persönlichen Verkehr mit dem Chef des Welthauses nichts von alledem. Immer gleichmäßig, bestimmt, sicher, stolz wie ein echter Londoner City-Kaufmann, so kannte ihn seine Umgebung. Niemand hätte hinter der feinen weißen Stirn die schlaflosen Nächte und Aufregungen vermutet, ohne die große Spekulationen, wie sie bei Funham seit einigen Jahren ausgeführt wurden, nun einmal nicht denkbar sind. Kein Lächeln, kein Triumphieren glitt über seine Züge, wenn der Kurszettel seine kluge Voraussicht und Berechnung rechtfertigte, und er manchmal in wenigen Tagen Hunderttausende gewann, aber es war auch kein Schatten auf seinem Gesicht zu sehen, wenn Ueberraschungen eintraten und den Gewinn von Jahren verschlangen. —

Es war ein trüber Tag. Dick und neblig lag die Luft über der City und in den Straßen der Weltstadt. In den Bureaus von J. & W. Funham brannte wie gewöhnlich das Gas, obgleich es elf Uhr vormittags war, und die eifertigen Federn der Clerks, die an zwei langen Pultreihen saßen, glitten mit gespenstischem Rascheln über das Papier. Edward Funham war eben in sein Privatbureau eingetreten und saß nun an seinem Schreibtisch, um einen Stoß Briefe durchzusehen.

Plötzlich hielt er, einen der Briefe in der Hand, inne,

sah eine Weile nachdenklich in das Kaminfeuer und stützte den Kopf in die Hand. So saß er lange Zeit stumm und überlegend da, bis er endlich auf eine Glocke drückte, die vor ihm auf dem Tisch stand.

Hüstelnd trat ein älteres, dünnes Männchen in das Privatcomptoir des Chefs. „Sie befehlen, Sir?“ fragte er.

„Ist der junge Lowell im Bureau?“

„Jawohl, Sir. Ich habe ihn soeben noch gesprochen.“

„Schicken Sie ihn her, Howkins.“

Eifrig zog sich Howkins wieder zurück, um den Befehl auszuführen, und gleich darauf trat der junge Lowell in das Bureau seines Chefs. Er war noch sehr jung, kaum zwanzig oder einundzwanzig Jahre alt, blond, mit gutmütigen blauen Augen und kindlich zarten, etwas schwärmerischen Gesichtszügen, ein junger Mensch eben, von dem noch niemand, er selbst eingeschlossen, wußte, was er wolle und was aus ihm werden würde. Vorläufig machte der junge Lowell in seinen Mußestunden Gedichte und fühlte sich, wie sich das für einen angehenden Dichter gehört, furchtbar unglücklich. Weshalb, wußte er selbst nicht. Es ging ihm so weit ganz gut, und von den sechzig Pfund, die er jährlich von J. & W. Funham bezog, konnte er ganz gut leben. Aber er hatte nun einmal eine lebhaftere Phantasie und träumte sich in seinem jugendlichen Sturm und Drang eine Welt zusammen, wie sie sein sollte, und wenn er dann merkte, daß sie nicht so war, so fühlte er sich eben unglücklich. So behauptete er — natürlich nur ganz im geheimen, denn er war viel zu schüchtern oder zu gutmütig, um irgend jemand mit seinen Behauptungen zu beunruhigen — er sei eigentlich gar nicht zum Kaufmann geboren, und sein Leben sei ein verfehltes, weil man trotzdem einen Kaufmann aus ihm gemacht habe oder machen wolle. Wenn nun jemand in der City, diesem Paradies der Kaufleute, so etwas behauptet, so gilt er

schon ohne weiteres für übergeschnappt, und es war deshalb für den jungen Lowell ein wahrer Segen, daß er solche Sachen nur für sich behauptete, ohne daß jemand davon erfuhr. Er hätte sich ja fürchterlich blamiert. So träumte denn der gute George still und verschwiegen davon weiter, wie die Welt eigentlich sein sollte, und fühlte sich weiter unglücklich, wenn er merkte, wie sie war, bis er an diesem schönen oder vielmehr häßlichen und trüben Morgen zu seiner großen Ueberraschung zu seinem Chef gerufen wurde.

Da stand er nun, atemlos vor Spannung und Aufregung, ängstlich, mit klopfendem Herzen vor dem mächtigen und angesehenen Kaufherrs wie vor seinem Schicksal.

Funham sah ihn nicht gleich. Er hatte vermutlich schon wieder andere Sachen im Kopfe und drehte sich erst nach dem jungen Lowell um, als dieser nach einer ungeschickten Verbeugung leise zu husten begann.

„Ah, da sind Sie ja, George!“ sagte Funham leicht hin. „Sie sollen also nach Indien gehen.“

Nach Indien! Der junge Lowell wurde blaß und wäre vor Schreck beinahe umgefallen. „Nach Indien?“ murmelte er betroffen.

„Wie?“ fragte Funham scharf und drehte sich ihm jetzt ganz zu. „Sagten Sie was, George?“

„O, ich bitte um Verzeihung, Sir, ich dachte nur, so weit von der Heimat fort —“

„Ach was, Heimat!“ unterbrach ihn Funham, indem er sich wieder über seinen Tisch beugte und den betreffenden Brief unter anderen Papieren herausuchte, „wissen Sie nicht, daß die Heimat des Engländers die ganze Welt, und England nur sein Absteigequartier ist? Neben Sie also keinen Unsinn. Hier ist der Brief. Huntley Sons in Bombay brauchen einen tüchtigen Einkäufer. Die Stelle ist gut. Sie werden mit zwei Prozent interessiert

und können sich in absehbarer Zeit ein kleines Vermögen machen, mit dem Sie sich dann später auf eigene Füße stellen können. Verstanden? Den Artikel kennen Sie ja. Das übrige wird sich finden. Sie werden doch J. & W. Funham keine Schande machen?"

„O gewiß nicht, Sir, nur meinte ich —“

„Was Sie meinen, ist ganz gleichgültig, George, oder haben Sie zufällig die Idee, daß ich es nicht gut mit Ihnen meinen könnte?“

„O, Mister Funham —“

„Ich könnte ja irgend einen anderen an Ihrer Stelle schicken, aber ich will gerade Sie schicken, weil ich weiß, daß Sie sich auf diese Weise helfen können, und ich das Wort einlöse, das ich Ihrem Vater gegeben habe. Ihr Vater war dreißig Jahre Kapitän bei J. & W. Funham, und als er starb, habe ich ihm versprochen, für Sie zu sorgen. Das thue ich, indem ich Sie an Huntley Sons nach Bombay empfehle, und ich erwarte, daß Sie J. & W. Funham Ehre machen und ein ordentlicher Kaufmann werden. Wissen Sie, George, was ein ordentlicher Kaufmann ist?“

„Ich hoffe wohl, Mister Funham.“

„Ein ordentlicher Kaufmann ist ein Mensch, der in seinem Leben viel erfahren, viel gelernt hat und vor allen Dingen die Welt kennt. Je mehr er weiß, George, um so weniger braucht er zu riskieren. Nur Narren wagen sich an Sachen, von denen sie nichts verstehen, und sind dann eine leichte Beute für den, der die Welt kennt und gelernt hat sein Leben lang. Also hinaus in die Welt, George, solange Sie jung sind. Halten Sie die Augen offen, und lassen Sie sich Glück und Unglück der Menschen eine Lehre sein. So werden Sie lernen, wie die Welt geht, und können sich vor dem unglücklichen „Hätte ich“ und „Wäre ich“ schützen. So werden Sie J. & W. Funham Ehre machen und ein ordentlicher Kaufmann sein.“

Kurz und stramm wie ein Offizier auf der Parade, fernig und bestimmt sprach Edward Funham. Dem armen George Lowell traten die Thränen in die Augen. „Adieu, Poesie!“ dachte er, und obwohl er weder Eltern noch Geschwister hatte, obwohl er ganz allein in der Welt stand und somit keinerlei Abschiedsorgen hatte, so wurde es ihm doch bei dem Gedanken an eine Trennung von England für so lange Jahre weich ums Herz. Indien! Ja, wenn es Greenwich oder Windsor gewesen wäre, eine Landpartie, zu der man morgens auszieht und abends vor dem Finsterwerden zurückkommt; aber Bombay war weit, da war von keinem Zurückkehren so schnell die Rede. Und als Einkäufer in Indien — da war es mit dem träumerischen Phantastieren und Verschwärmen wohl vorüber.

Funham mochte dem jungen Mann wohl ansehen, wie bang ihm ums Herz war. „Holla, George,“ rief er ihm zu und schlug mit der flachen Hand auf den Tisch, „Kopf hoch und gerade in den Wind! Sind Sie Ihres Vaters Sohn oder nicht? Ihr Vater hat mehr als zwanzigmal die Linie passiert und wußte in den chinesischen und japanischen Häfen so gut Bescheid wie in seiner Hosentasche. Und Sie können sich nicht aus den London Docks hinausfinden? Was wäre aus Ihrem Vater geworden, wenn er so ein Kopfhänger und Mutterföhnchen gewesen wäre? Vorwärts, George! Heute ist Donnerstag. Heute abend holen Sie bei mir in der Oxford Street Ihre Papiere, morgen gebe ich Ihnen frei zum Ordnen Ihrer Angelegenheiten, und Sonnabend früh sechs Uhr sind Sie an Bord der „Australia“ und dampfen die Themse hinunter. Sie werden mir's danken, wenn Sie ein Mann sein werden.“

Es war durchaus nichts dagegen zu unternehmen. George sah das ein. Er hätte einmal sehen mögen, was geschehen wäre, wenn er etwa gesagt haben würde: „Ent-

schulbigen Sie, Mister Funham, Sie meinen es gewiß gut, aber ich eigne mich nicht zu einem Kaufmann; ich wünsche vielmehr Verse zu machen und ein Dichter zu werden.“ Gesezt den Fall, der junge Lowell hätte den Mut gehabt, das zu sagen, oder er wäre über seine Zukunft überhaupt klar genug gewesen, um einen Widerspruch zu wagen, so würde Funham, nachdem er ihn gehörig ausgelacht hatte, vermutlich um so nachdrücklicher auf seinem Willen bestanden haben. Und da er Lowells Vormund war, so mußte dieser doch schließlich gehorchen.

Er sagte also nichts, machte seine Verbeugung und trat ab.

Als er wieder in das Comptoir kam und seinen Kollegen den Vorfall erzählte, war er sehr erstaunt, von allen Seiten beglückwünscht zu werden. Alle beneideten ihn und sahen ihn offenbar schon als gemachten Mann an. Einkäufer von Huntley Sons in Bombay zu sein, galt, wie es schien, für ein großes Glück. George Lowell konstatierte mit einer gewissen Wehmut, daß die Ansichten der Leute sehr verschieden sind, besonders der jungen Leute.

Als der Abend kam, und George sein bescheidenes Mahl in einer benachbarten Restauration beendet hatte, kletterte er auf einen Omnibus, der nach Regents Park fuhr, um sich in das Haus des Mistern Funham zu begeben. Der junge Clerk ging an dieses Unternehmen mit dem erforderlichen Respekt und nicht ohne eine gewisse Beklemmung. Das Haus seines Chefs betreten zu dürfen, ist eine Auszeichnung, die nicht jedem zu teil wird. George war ein einziges Mal vor etwa vier Jahren in dem Haus Funhams gewesen, und zwar mit seinem Vater, der damals noch lebte. Er befann sich auf dieses aufregende Abenteuer noch sehr genau, wenn auch die Eindrücke, die er damals empfingen, seiner schwärmerischen Jugend ent-

sprechend, sehr ins Romantische gingen. Der große Portier mit dem mächtigen Stab, die weißglänzenden Marmortreppen, die indischen Teppiche, die bemalten Fensterscheiben und vor allen Dingen diese wohlthuende Ruhe im ganzen Hause, die man in einer Stadt wie London gar nicht für möglich halten sollte, streiften in seiner Erinnerung das Märchenhafte. All dieser erotische Luxus eines Londoner Patrizierhauses, diese kostspielige Eleganz und Bornehmheit machten ihm einen betäubenden Eindruck. Was war er mit seinen sechzig Pfund pro Jahr in all diesen Herrlichkeiten? Der Koch allein erhielt von Mister Funham das Vierfache, ganz abgesehen von dem zahlreichen übrigen Personal und von dem gewaltigen Thürhüter, der wie ein General im Hausflur auf und ab stolzierte.

„Entschuldigen Sie, Sir,“ sprach er, im Hausflur angelangt, den Gewaltigen mit lautem, aufgeregtem Herzklopfen an, „ich bin bestellt. Mein Name ist Lowell, George Lowell.“

„Zu wem wollen Sie?“ herrschte ihn der Portier an.

„Zu Mister Edward Funham.“

George wurde etwas rot, weil ihn der Mann ziemlich mißtrauisch ansah, und glaubte, es sei an seinem Anzug etwas nicht in Ordnung. Ein rascher Blick belehrte ihn aber, daß alles so in Ordnung war, wie es bei sechzig Pfund im Jahr nur irgend möglich ist.

„Gehen Sie hinauf, Mister Lowell, und lassen Sie sich anmelden,“ antwortete der Portier endlich, und George stieg mit beklommenem Atem die Treppe hinauf. Unhörbar — es lagen überall dicke Teppiche, die seinen Schritt dämpften — trat er in ein Vorgemach, wo sein Blick in einen Spiegel fiel. Er erschrak unwillkürlich und kam sich selbst in seiner Lautlosigkeit wie ein Gespenst vor. Schüchtern sah er sich nach einem Diener um, der

ihn hätte anmelden können, es war aber keiner da. Um sich bemerklich zu machen, hüstelte er leise und wurde wieder rot, weil er daran dachte, daß er hier vielleicht als Einschleicher ertappt werden könnte.

Plötzlich hörte er ein nur schlecht verhaltenes, Fichern des Lachen hinter sich.

„O, Mister Lowell!“ sagte eine junge, noch sehr junge Dame von vielleicht fünfzehn oder sechzehn Jahren, fast spöttisch.

„O, Miß Funham!“ erwiderte George, erschrocken herumfahrend und noch röter werdend.

Sobald Ellis Funham sah, daß sie bemerkt wurde, bemühte sie sich, in Haltung und Wesen eine gefetzte und ernsthafte Manier zu zeigen, wie man das an einer vornehmen jungen Dame erwartet, nur übertrieb sie dabei. Ihre Haltung hatte etwas Gemachtes und Angelerntes, wie man das oft bei eben der Schule entwachsenen Backfischchen sieht, die sich in den Kopf setzen, die große Dame spielen zu wollen. Ellis kannte George zufällig, weil sie ihn öfter gesehen hatte, wenn sie ihren Vater in der City abholte, was dann und wann vorkam. Dabei war ihr der junge, bescheidene Herr mit den großen, gutmütigen und schwärmerischen Augen aufgefallen. Sie hatte ihn, wie man von hohen Herrschaften zu sagen pflegt, „bemerkt“. Ihr Ausruf war ihr unwillkürlich entschlüpft, weil George eine etwas ungeschickte Figur machte. Nun aber, als der junge Mann sie sah, war sie wieder die große Dame, die junge Patrizierin, die sehr wohl wußte, welcher Abstand zwischen ihr und einem jungen Commis ihres Vaters bestand.

Ellis war die älteste Tochter Edward Funhams. Sie hatte von ihrem Vater dessen Stolz und Bornehmheit, und von ihrer Mutter eine gewisse düffelhafte Prüderie, vermöge deren sie sich außerordentlich wichtig vorkam und

glaubte, alle Welt über die Achsel ansehen zu dürfen, soweit sie nicht bei der Bank von England accreditiert war oder in der City eine Rolle spielte. Ihre Jugendlichkeit ließ diese Seite ihrer Erziehung besonders drastisch, um nicht zu sagen komisch erscheinen.

„Sie wollen vermutlich zu Papa, Mister Lowell,“ geruhte Ellis zu dem jungen, verlegenen Manne zu sagen, nachdem sie selbstgefällig die Falten ihres langen Kleides zurechtgerichtet hatte.

„Ich — ja, Miß Funham,“ stotterte George verwirrt, „ich bin bestellt.“

„Sie werden etwas warten müssen, Mister Lowell. Papa ist beim Umkleiden. Er wird dann ins Parlament fahren, aber ich hoffe wohl, daß er Sie vorher empfangen wird, wenn er Sie herbestellt hat.“

„Ich — ich hoffe das ebenfalls, Miß Funham,“ antwortete George, indem er seinen Hut in den Händen drehte.

„Well, Mister Lowell,“ fuhr die sechzehnjährige Weisheit großmütig und herablassend fort, „nehmen Sie also einstweilen Platz, bis Papa Sie empfangen kann. Um was handelt es sich denn, Sir?“

„Sie sind sehr gütig, Miß Funham,“ antwortete George, indem er versuchte, sich so schicklich wie möglich in einen Sessel zu setzen, was für ihn eine schreckliche Aufgabe war, weil ihn Ellis sehr scharf fixierte, und er immer glaubte, sein Anzug sei nicht so elegant, wie es sich wohl vor einer so vornehmen jungen Dame gehört hätte. Besonders die Beinkleider erschienen ihm in dieser luxuriösen Umgebung abgetragen und schofel, und er suchte die besonders mitgenommenen Stellen durch Hut und Hände zu verdecken, so gut sich das eben machen ließ.

„Es handelt sich um —“ fuhr George fort, kam aber nicht weiter, denn sein Gegenüber unterbrach ihn plötzlich mit jugendlicher Lebhaftigkeit und Neugier.

„Was haben Sie denn da für einen schwarzen Reifen am Finger?“

„Ah, Sie meinen den Ring, Miß Funham?“ fragte er bescheiden.

„Ja. Warum sieht er denn so schwarz aus? So schwarze Ringe trägt man doch nicht, Mister Lowell!“

„Er ist von Eisen, Miß Funham.“

„Ein eiserner Ring? Wie komisch! Lassen Sie doch sehen.“

Er streifte den schmalen, dünnen Ring, den er am vierten Finger der rechten Hand trug, ab und reichte ihn ihr hin. Es war an dem Ringe nicht viel zu sehen: ein völlig kunstloser, offenbar sehr alter Reif mit einer pettschaftartigen kleinen Platte, wie bei den modernen Siegelringen, auf der in griechischen Buchstaben das Wort Kyrie stand. Darunter waren noch Spuren anderer Schriftzeichen, aber sie waren so verwischt und im Lauf von langen Jahrhunderten so abgeseuert, daß sie nicht mehr zu entziffern waren.

„O, Miß Funham,“ sagte George in einer hastigen Aufregung und mit einem bittenden, unterwürfigen Ton, „Sie würden mich sehr stolz machen, wenn Sie den Reif zum Andenken an mich annehmen wollten. Ich reise nämlich übermorgen nach Indien, und da wäre es meinem Herzen eine große Wohlthat, wenn doch wenigstens einer in England von Zeit zu Zeit an den armen George Lowell denken würde.“

Sie sah über den Ring weg in seine Augen. Sie glänzten feucht, wie in Thränen. Auch seine Stimme zitterte so bang und bittend, daß sie sich seltsam gerührt fühlte.

„Aber Mister Lowell —“ versetzte sie zögernd.

„O, er ist nicht viel wert, eigentlich gar nichts, nicht so viel wie ein Nagel,“ fuhr er hastig fort, „und doch ist

es ein merkwürdiger Ring. Er ist nämlich sehr alt, fast zweitausend Jahre.“

„Was Sie sagen! Zweitausend Jahre?“

„Beinahe, sage ich. Es ist nämlich einer jener Ringe, wie man sie in den Gräbern der ersten Christen in den Katakomben von Rom und Neapel gefunden hat. Ich weiß nicht, ob Sie schon von solchen Ringen gehört haben.“

„Nie.“

„Nun also. Die ersten Christen, die vor siebzehn- oder achtzehnhundert Jahren lebten, waren zum großen Teil sehr arme Leute, Sklaven, die nicht einmal sich selbst besaßen, sondern den reichen Römern gehörten. Sie konnten sich infolgedessen kein goldenes Geschmeide kaufen und beschenkten sich bei Verlobnissen, Trauungen und ähnlichen Vorgängen mit solchen eisernen Ringen.“

„Ich danke Ihnen dafür auf das beste, Mister Lowell, und werde nicht verfehlen, mich gelegentlich zu revanchieren. Wo haben Sie ihn denn her?“

„Das Beste an dem Ring ist seine Echtheit, denn wie ich gehört habe, werden diese Art Ringe neuerdings viel nachgemacht und von Antiquitätenhändlern zu teuren Preisen in den Handel gebracht. Dieser aber ist echt, wovon ich Sie sofort überzeugen kann. Ich habe ihn von meinem Vater geerbt nebst einem Dokument, in dem ein Graf Antonio Labriano als früherer Eigentümer des Ringes bestätigt, daß derselbe auf seinem Gute in der Nähe der Katakomben von San Sebastiano bei Rom in einem antiken Grabmal gefunden worden ist. Graf Labriano schenkte meinem Vater den Ring, weil er ihm im Hafen von Jaffa das Leben rettete.“

„Aber unter solchen Umständen sollten Sie sich doch von dem Andenken nicht trennen, Mister Lowell!“

„Behalten Sie ihn immerhin, Miß Funham. Wer weiß, ob er Ihnen nicht Glück und Segen bringt.“

Das war wieder der warme, bewegte Ton in der Stimme, der sie schon vorher veranlaßt hatte, ihn aufmerksamer anzusehen. Das that sie auch jetzt, senkte aber gleich darauf unwillkürlich den Blick wieder und steckte den Ring an ihren Finger. Er bemerkte, daß er für den dünnen, fast noch kindlichen Finger zu groß war, aber mit der Zeit, dachte er, würde sie wohl noch hineinwachsen, wenn sie ihn bis dahin nicht wieder verloren oder achtlos beiseite geworfen haben würde, denn sehr elegant sah der schwarze Ring an ihrer feinen Hand nicht aus. Und ob sie für die historische Merkwürdigkeit des Ringes Interesse haben würde, erschien ihm mindestens fraglich. Ein junges Mädchen wie sie, vornehm, stolz, verzogen und in der Fülle des Reichthums, täglich in der Lage, ihren Launen und Wünschen nachleben zu können, hatte natürlich auch täglich andere Sachen im Kopfe und schien ihm für den stillen Zauber eines solchen Andenkens wenig empfänglich zu sein. Ihm wurde bei dem Gedanken ganz wehmütig, er hatte aber keine Zeit, ihm nachzuhängen, weil in diesem Augenblick Junham in das Zimmer trat. Er war in großer Toilette und schien eben ausfahren zu wollen.

„Ah, es ist gut, daß ich Sie noch treffe, Lowell,“ sagte er rasch. „Ich habe Ihre Papiere schon in meinem Arbeitszimmer für Sie zurechtgelegt. Lassen Sie sich das Paket von meinem Diener aushändigen. Es enthält den großen Auslandspaß, ein Empfehlungsschreiben an Huntley Sons in Bombay, ein Fahrbillet für die „Australia“ und eine Anweisung von hundert Pfund. Letztere fügte ich als Geschenk für Sie bei zur Bestreitung Ihrer ersten Einrichtung in Bombay. Und nun leben Sie wohl. Vergessen Sie nicht, was ich Ihnen heute morgen sagte. Werden Sie ein ordentlicher Kaufmann und machen Sie J. & W. Junham Ehre. Damit Gott befohlen!“

Das war alles, und das war sein letztes Zusammen-

treffen mit seinem Vormund, seinem Lehrherrn und zweiten Vater.

Seine Lippen zuckten vor Aufregung, und er wollte einige Worte des Dankes, des Abschieds vorbringen, aber im nächsten Augenblick war Funham schon aus dem Zimmer und fuhr zur Parlamentsverhandlung, die ihm natürlich wichtiger war als die gestammelten Redensarten eines jungen Menschen, der erst ein Mann werden sollte.

Wenige Minuten später ging auch George mit seinen Papieren in der Hand an dem großen Portier vorüber und trat aus dem stillen, vornehmen Hause hinaus auf die tosende Straße, wie aus einem sicheren Hafen in das weite, wilde Meer. Nur Stunden trennten ihn noch von seiner Abreise, und ihm war, als stünde er schon mit einem Fuß in Indien. Was stand ihm dort bevor? Wie würde sein Lebensweg sich so fern der Heimat gestalten? Und vor allem, wann und wie würde er einst seinen Rückweg nach London finden?

Auf der anderen Seite der Straße blieb er nochmals stehen und schaute hinauf zu den geschlossenen Fenstern des Hauses, das er eben verlassen. Zum erstenmal in seinem Leben fiel ihm ein, wie glücklich doch jene Menschen seien, die aus den brandenden, wilden Wogen des Lebens ein festes, geschütztes Haus, ein sicheres Heim für sich und ihre Lieben gerettet haben. Würde ihm jemals im Leben ein so ruhiges, sicheres, wenn auch nicht so prunkvolles Heim winken?

Er wußte es nicht, aber als er weiterging, verfiel er unwillkürlich in seine alten Träumereien. Er sah sich mit seinem geistigen Auge in seinem zukünftigen Heim, und neben ihm saß eine junge Frau, die mit einem eisernen Ringe spielte, den sie an der linken Hand trug, der ihr aber noch viel zu weit war. Sein Hang zur Poesie und zu dichterischer Gestaltung gaukelte ihm im Weiter-

gehen eine Menge Bilder und Scenen vor, bei denen immer er und die junge Frau mit dem eisernen Ring im Mittelpunkt standen, und so kam es, wie es in der belebten Straße nicht anders kommen konnte — er stieß an jemand an.

„Holla, Sir, wo hinaus?“ rief ihn eine vom vielen Whiskytrinken rasselnde Matrosenstimme an.

„Nach Indien,“ antwortete er traurig.

Ein lautes Lachen schlug an sein Ohr und erweckte ihn vollends aus seinen Träumereien. „Gleich rechts um die Ecke, links hinauf und dann geradeaus — das ist der nächste Weg nach Indien! Hahaha, so ein Mutterföhnchen! Das könnte man gerade brauchen in Indien!“

Er wurde rot bis hinter die Ohren und machte, daß er weiter kam.

### Zweites Kapitel.

Träume lügen. Das hätte sich George trotz seiner Jugend auch sagen können; er würde sich dann viele Aufregungen und Enttäuschungen im Leben erspart haben. Wie konnte er auch nur daran denken, daß Ellis eines armfeligen eisernen Ringes wegen, der ihr noch nicht einmal paßte, sich besonders aufregen sollte? Sie hatte ihn angenommen, weil sie glaubte, dem jungen Mann damit einen Gefallen zu thun. Schon nach wenigen Tagen hatte sie ihn in irgend einen Kasten geworfen und vergessen.

Nur ein einziges Mal dachte sie wieder daran und an seinen Geber. Sie hatte ihrem Vetter Alfred Junham eine Geldbörse gehäkelt; kurz bevor sie ihm aber dies Geschenk überreichen wollte, verscherzte dieser ihre Gunst dadurch, daß er sich weigerte, im Wagen zu ihrer Linken zu sitzen. Damit verletzte er die einer „Dame“ schuldige Rücksicht. Er sah sie, wie man gewöhnlich sagt, nicht für

voll an, und das ärgerte Ellis so, daß sie in ihrer Wut die Börse durch einen Angestellten von J. & W. Funham an Mister Lowell nach Bombay sandte, natürlich leer. Vielleicht dachte sie, daß Mister Lowell etwas hineinthun sollte, vielleicht dachte sie aber auch an gar nichts und war froh, die Börse auf diese Weise los zu werden.

Das war bis auf weiteres der einzige Effekt, den der Ring auf sie ausübte. Es vergingen Jahre, ohne daß sie ihn auch nur sah. Unter all dem Firtlesanz und den Nichtigkeiten des Lebens einer jungen reichen Dame, unter den geräuschvollen Zerstreuungen und Amusements der Weltstadt, bei denen das Herz leer bleibt, und der Geist zu kurz kommt, war kein Platz für so stille und bescheidene Gedanken. Ellis kam in das Alter, das man bei reichen jungen Mädchen das schreckliche nennt, und in dem sie mit um so größerer Energie an den Präntensionen einer Dame festhielt, je mehr ihr an Jahren und an äußerem Ansehen dazu fehlte.

Sie war, wenn auch von Hause aus nicht unsympathisch, doch infolge ihrer Jugend etwas dürrig und mager. Daher machte sie die verzweifeltsten Anstrengungen, diesen natürlichen Mangel durch allerhand Toilettekunststückchen zu verbergen. Das war der erste Schritt zur Unnatürlichkeit, die wie ein Fluch auf der Mädchenerziehung in England liegt. Von ihrer äußeren Gestalt verbreitete sie sich auf das Mienenspiel und die Redeweise. Aus ihrem frischen, hellen Kinderlachen, mit dem sie früher alle Welt für sich eingenommen hatte, wurde mit der Zeit ein konventionelles Berziehen des Mundes, weil sie in der geschraubten Unterhaltung, die sie als Dame führen zu müssen glaubte, an gewissen Stellen ein Lächeln zeigen wollte, das gar nicht aus ihrer inneren Stimmung hervorging. Sie glaubte, weil andere lachten, oder weil überhaupt von Zeit zu Zeit gelacht werden müsse, um der

Unterhaltung den Anschein geistreicher Fröhlichkeit zu geben, auch lachen zu müssen; kurz, zur Unnatürlichkeit in der Toilette kam mit der Zeit die des Wesens. Wehe dem Diensthoten, der sich, vielleicht ganz unbewußt, auf einer Haltung vor ihr ertappen ließ, die nicht dem Respekt entsprach, den sie beanspruchte. Ihre jüngeren Schwestern behandelte sie wie Puppen, und sogar ihre Eltern, besonders ihr Vater, hatten unter ihrer Anmaßlichkeit zu leiden. Sie beklagte sich bei ihrer Mama über ihn und behauptete, Mister Funham sei kein Gentleman, kein feiner Mann, weil er sich im Theater in ihrer Gegenwart auf den rechten Vorderplatz der Loge gesetzt hatte, wo sonst die Dame sitzt.

Hundert andere Sachen kamen dazu, um die Situation immer unbehaglicher zu machen. Die jungen Herren ihrer Bekanntschaft machten Ellis den Hof in sehr auffallender und gewissermaßen aufdringlicher Art. Das war sehr natürlich, denn sie war eine reiche Partie oder würde es doch einstmals sein. „Die Tochter von Funhams“ paßte gar manchem in die Rechnung, und so kam es, daß Ellis nicht nur niemals die Wahrheit über sich selbst zu hören bekam, sondern infolge der manchmal ganz unverschämten Schmeicheleien, der Lobsprüche über ihre blendende Erscheinung, ihren guten Geschmack, ihren Geist, ihre Lebenswürdigkeit zu ganz falschen Vorstellungen von sich und von der Welt kam. War sie schon als Kind von ihren Eltern verzärtelt und verzogen worden, so setzten diese jungen Herrchen mit ihren schmachtenden Seufzern und verhimmelnden Lobeserhebungen das Werk ihrer schlechten Erziehung fort und entfremdeten sie immer mehr der Welt und ihrem natürlichen Zusammenhang. Und alles das, weil sie die Tochter eines reichen Mannes war. Ihr Reichthum drohte ihr Unglück zu werden.

In dieser Weise vergingen drei Jahre. Ellis war achtzehn Jahre geworden und bereits im neunzehnten stark

vorgerückt; das war aber auch der einzige Fortschritt, den sie gemacht. Alles andere waren Rückschritte, und wenn George sie um diese Zeit gesehen haben würde, so wäre er vermutlich sehr erschrocken gewesen. Unter diesen Umständen erschien es Funham als eine wahre Erlösung, daß ihm seine Gemahlin eines Tages erklärte, sie müsse unbedingt mit Ellis eine größere Reise zu deren weiterer Ausbildung machen.

„Mein lieber Freund,“ sagte Frau Funham bei dieser Gelegenheit zu ihrem Gemahl, „Ellis ist noch zu jung, um zu heiraten, aber auch zu alt, um im Verkehr mit den jungen Herren ihres Kreises den schicklichen Ton zu finden.“

„Wieso?“ fragte Funham verwundert.

„Ich weiß, daß sie mit Marbod Mac Lown heimlich Briefe wechselt.“

„Ah!“ machte ihr Gemahl überrascht.

„Und ich habe sogar einen dieser Briefe in ihrer Schreibmappe gefunden, in dem ihr Mister Mac Lown die teuersten Liebeschwüre schreibt und mit Selbstmord und allem möglichen droht, wenn sie ihn nicht erhört.“

„Aber das ist denn doch zu stark. Wer ist denn dieser Mac Lown?“

„Er ist ein junger Schotte, der hier bei einem Onkel, einem pensionierten Seeoffizier, lebt.“

„Ist er reich?“

„Nein. Sie haben beide nichts, der Onkel und der Nefte.“

„Dann ist das aber doch eine unerhörte Unverschämtheit!“ erbohte sich Funham.

„Nein, mein Freund, es ist nur eine Spekulation auf die Unerfahrenheit unserer Tochter. Mister Mac Lown schreibt in seiner rührenden Anspruchslosigkeit, daß ihm sein Edelmut die Annahme auch der kleinsten Mitgift nicht gestatte,

es dagegen sehr gern sehe, wenn seinem Thatenrang dadurch stattgegeben werde, daß er als Schwiegersohn von J. & W. Junham Teilhaber der Firma werde. Merkst du was, mein Freund?"

An Edward Junham waren die drei Jahre auch nicht spurlos vorübergegangen. Die Linien quer über der Stirn waren deutlicher und tiefer geworden, das Haar bleicher, das Auge sorgenvoller und mit einem eigentümlich scheuen Ausdruck, der wohl kaum von der Politik im Parlamentshaus herrührte.

"Es kann davon unter solchen Umständen natürlich gar keine Rede sein, und da wir doch einmal davon sprechen, Martha, so möchte ich dir bemerken, daß ich einen Schwiegersohn, der mir nicht in allen Stücken eine Gewähr für die Zukunft in sich zu tragen scheint, auf keinen Fall annehme."

"Er muß Geld haben?"

"Natürlich. Ich verlasse mich in dieser Beziehung ganz auf dich, Martha, daß du alle Maßregeln ergreiffst, die notwendig sind, um uns unliebsame Auseinandersetzungen und Zwistigkeiten mit Ellis oder mit anderen zu ersparen. Ich hoffe, du verstehst mich, meine Liebe?"

"Vollkommen. Verlaß dich auf mich, Edward."

"Reise, wenn du das für erwünscht hältst. Wann willst du fort?"

"Ich dachte, in nächster Woche."

"Ist mir alles recht, Martha, reise, wohin du willst. Nur mit dem Schwiegersohn — du verstehst, was ich meine — ist die größte Vorsicht und Umsicht nötig. Jetzt mehr wie je, Martha, mehr wie je."

Damit war die Sache vorläufig erledigt. Zwar blickte Missis Junham bei den letzten Worten, die mit einer ungewöhnlichen Energie gesprochen wurden, ihrem Gemahl

fragend und einigermaßen betroffen in die Augen, aber dieser wich dem Blick aus und ging davon.

Noch an demselben Abend sprach Frau Funham von diesen Reiseplänen mit ihrer Tochter und stieß wider Erwarten auf keine Hindernisse. Wenn Ellis auch gerade nicht entzückt davon war, so hatte sie doch die Ansicht, daß eine junge vornehme Dame wenigstens einmal in ihrem Leben die sogenannte „große Tour“ machen müsse. Sie mußte sich ihren Ansichten nach persönlich davon überzeugen, daß in den Galerien von Paris, Florenz und Rom die Bilder und Statuen noch alle vorhanden und an ihrem richtigen Ort standen, sie mußte in Shepheards Hotel in Kairo auf der großen Terrasse gesessen, den Nil und die Pyramiden gesehen haben, um darüber sprechen zu können.

Die einzigen Bedenken richteten sich auf die Toilettenfrage. Es wäre Ellis gräßlich gewesen, wenn sie auf dieser weiten Reise einmal in einen Speisesaal, in ein Theater oder eine Gesellschaft geraten wäre, ohne für die besonderen Umstände eine durchaus passende und stilgerechte Toilette zu haben; sie hoffte aber, diese Bedenken in den Londoner Reisebazaren, die wie keine der Welt leistungsfähig in dieser Hinsicht sind, in kurzer Zeit beseitigen zu können. Von Mac Lawn war bei diesem Anlaß nicht die Rede, und obgleich ihre Mutter im Zweifel war, ob sich Ellis in dieser Beziehung auf die Rückkehr vertröstete, oder ob ihr Herz wirklich unberührt war, so hütete sie sich doch, die Sprache darauf zu bringen. War wirklich etwas an der Sache, so hoffte Frau Funham, daß Ellis den jungen Mann auf der Reise vergessen würde, und war nichts daran — um so besser.

Dahingegen tauchten andere Schwierigkeiten ganz unerwartet auf. Man kam auf dieser Reise durch eine Menge fremder Länder, durch Frankreich, Italien, Deutschland,

Ägypten und wie sie sonst noch hießen, die noch nicht vollständig kultiviert waren, wie Missis Funham und ihre Tochter in echt englischer Ueberhebung meinten, und in denen es noch eine Menge Leute gab, die sonderbarerweise nicht einmal englisch verstanden. Andererseits sprachen Frau Funham und ihre Tochter als echte Engländer natürlich nur englisch, und es war vorauszusehen, daß sich aus diesem Umstand eine Menge Unzuträglichkeiten ergeben würden. Aber auch diese Schwierigkeit ließ sich heben. Für Geld giebt es in London alles, und für Geld standen den Damen auch die Kenntnisse fremder Leute zur Verfügung. Frau Funham verfügte sich also in eines der vielen Vermittlungsbureaus und bemerkte, daß sie eine Gesellschaftsdame mit Sprachkenntnissen brauche.

Es waren eine Menge da, Frau Funham brauchte nur zu wählen. Die dicke, sehr höfliche und sehr gesprächige Dame, mit der sie bei dieser Gelegenheit zu thun hatte, legte ihr einen ganzen Stoß von Zeugnisabschriften, Empfehlungen, Photographien von solchen stellesuchenden Damen vor. Missis Funham besah oberflächlich die Photographien. Plötzlich hielt sie inne und betrachtete genauer ein Bild, das ihr aus irgend welchem Grund, sie wußte selbst nicht aus welchem, auffiel. Die Photographie war in Dresden gemacht und stellte ein junges bescheidenes Mädchen dar, deren weiches, etwas wehmütig trauriges Gesicht ungemein sympathisch berührte.

„Wer ist das?“ fragte Frau Funham kurz.

„O,“ lächelte die dicke Vermittlerin, „Sie wissen Ihre Wahl mit ebensoviel Scharfblick wie Erfahrung zu treffen, Missis Funham. Das ist, was Sie brauchen, diese Dame ist eine Deutsche.“

„Eine Deutsche?“

„Das heißt, ihr Vater war ein Deutscher, ihre Mutter war eine Engländerin. Die junge Dame spricht insolge-

dessen deutsch und englisch gleich fließend. Außerdem versteht sie Französisch und Italienisch, also ganz das, was Sie brauchen.“

„Gut, wie heißt sie?“

„Leonore Heiligenstedt heißt das junge Mädchen. Sie war bereits einmal mit den Töchtern des Lord Powell auf der großen Tour und ist in allen Reiseangelegenheiten durchaus erfahren. Seine Lordchaft hat ihr ein sehr gutes Zeugnis ausgestellt. Sie haben es in der Hand. Da ist's.“

„Hei—Heiligen—stedt,“ buchstabierte Frau Funham mühsam, gab dann aber die Versuche, den fremden Namen auszusprechen, auf und sagte: „Mein Gott, welch ein Name! Gibt es wirklich Leute, die das aussprechen können und die so heißen?“

„Es ist ein deutscher Name, Missis Funham. Mister Heiligenstedt war ein Arzt in Dresden, aber er starb früh, ohne Vermögen zu hinterlassen. Miß Leonore ist seit zwei Jahren, als auch ihre Mutter hier in London starb, eine Waise.“

„Gut. Schicken Sie mir Miß Leonore in mein Haus. Ich will mit ihr sprechen,“ sagte Frau Funham und stand auf. —

Keine zwei Stunden später stand Leonore Heiligenstedt vor dem großen Palast in der Oxford Street und versuchte dem würdigen Portier auseinanderzusetzen, wie sie heiße und was sie wolle. Auch hier verursachte der sonderbare Name gewisse Schwierigkeiten, aber Fräulein Heiligenstedt ließ sich die Mühe nicht verbrießen, den gewaltigen Mann zu informieren — sie wußte warum. Sie machte sogar in des Wortes wahrster und grausamster Bedeutung gute Miene zu dem bösen Spiel und suchte trotz ihrer offenbar sehr niedergedrückten Stimmung ein freundliches, heiteres Gesicht zu machen, vielleicht weil sie

bereits in der Schule des Lebens erfahren hatte, daß sie in ihrer Lage weiter komme, wenn sie ihren Schmerz verberge und den Leuten, auf die sie doch nun einmal angewiesen war, ein freundliches Gesicht zeige.

Noch während dieser Auseinandersetzungen mit dem Portier kam Alfred Funham die Treppe herunter und wollte eben ausgehen. Als er die junge, bescheiden gekleidete Dame beim Portier stehen und mit ihm reden sah, klemmte er das Monocle ins Auge und blieb stehen.

„Sie wünschen, mein Fräulein?“ fragte er nach einer ziemlich eingehenden, um nicht zu sagen unverschämten Musterung des jungen Mädchens.

Fräulein Heiligenstedt wurde unter diesen Blicken verlegen, der freundliche Ausdruck ihres Gesichtes verschwand, und um den hübschen, zarten Mund erschien ein herber Zug. „Ich habe den Auftrag bekommen, Sir,“ antwortete sie im reinsten Englisch, „mich Missis Funham vorzustellen, und wollte mir erlauben, zu fragen, ob ich jetzt empfangen werden könnte.“

„Kommen Sie,“ erwiderte Alfred, „meine Tante ist soeben nach Hause gekommen und wird Sie jetzt gern empfangen. Kommen Sie mit mir. Ich führe Sie.“

„Es wäre mir sehr lieb, wenn Sie die Güte haben möchten, sich meiner wegen nicht zu bemühen.“

„Bitte sehr. Vermutlich sind Sie die neue Reisebegleiterin meiner Tante und meiner Cousine?“

„Ich weiß noch nicht, ob ich hoffen darf —“

„Na, hoffen Sie nicht zu viel. Sie werden mit meiner Cousine einen schweren Stand haben, denn, unter uns gesagt, sie hat einen Sparren, aber gleichwohl hoffe ich auch, daß Sie gut mit ihr auskommen, und wäre es nur deshalb, daß ich auf diese Weise das Glück habe, Sie hin und wieder einmal zu sehen.“

„O Sir —“

„Alfred Funham, mein Fräulein,“ fuhr der junge Herr noch immer in seiner mehr als freien Art fort, indem er sich vorstellte, „Ihr ergebener Diener und, wie ich hoffe, Ihr Freund. Wir müssen Freundschaft miteinander machen, und ich zähle darauf, daß Sie sich meiner erinnern, wenn ich Ihnen irgend einen Dienst leisten kann.“

So sehr nun Leonore Heiligenstedt in ihrer Einsamkeit und Verlassenheit auf die Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit ihrer Umgebung angewiesen war, so wenig behagte ihr gerade diese so rasch angebotene Freundschaft, und sie war fest entschlossen, von einer solchen nicht die geringste Notiz zu nehmen. Das waren Freunde, die sie schon verschiedenemal veranlaßt hatten, ihre Stellungen aufzugeben.

Frau Funham empfing ihre zukünftige Reisebegleiterin in einem sehr eleganten, lauschigen Salon. Unwillkürlich fragte sich Leonore, was wohl diese Damen veranlassen könnte, ein so behagliches Heim zu verlassen, um sich die Herrlichkeiten anderer Leute anzusehen. Sie konnten es ja in der unruhigen und ungemütlichen Hast des Reiselebens nirgends besser finden oder auch nur so schön haben, wie sie es zu Hause schon hatten. Wo war der Grund zu dieser ewigen Veränderungsfucht, die wie eine Krankheit auf dem heutigen Geschlecht liegt? Wie ruhig und glücklich hätte sich Leonore Heiligenstedt in ihre vier Pfähle setzen mögen, wenn sie es auch nur halb so nett und freundlich hätte haben können!

„Well,“ sagte Frau Funham nach erfolgter Vorstellung, „du kannst nun wieder gehen, Alfred, wir brauchen dich hier nicht mehr.“

Alfred machte Schwierigkeiten, warf dem Fräulein verstohlene Blicke zu, mußte aber endlich auf Andrängen seiner Tante das Zimmer verlassen.

„Wir haben die große Tour vor, meine Tochter und ich,“ fuhr Frau Junham dann fort, indem sie Fräulein Heiligenstedt prüfend von oben bis unten musterte, „und Sie sind mir als reisegewandt und sprachkundig empfohlen.“

„Ich habe die große Tour bereits dreimal als Begleiterin gemacht und glaube Ihnen dabei in jeder Beziehung dienlich sein zu können,“ antwortete Leonore freundlich.

„Ich weiß es. Ich habe es aus Ihren Zeugnissen gesehen. Sind Sie bereit, mit uns in einigen Tagen England auf etwa sechs Monate zu verlassen?“

„Ich bin jederzeit zu Ihrer Verfügung.“

„hm. Das ist ja sehr schön. Ich habe gehört, daß Sie eine Waise sind. Aber Sie haben doch wohl Verwandte oder Geschwister, von denen Sie Abschied nehmen wollen?“

„Nein, Missis Junham. Ich hatte allerdings Verwandte von seiten meiner Mutter, aber —“

„Nun? Sind sie tot?“

„Nein,“ erwiderte Leonore leise und mit gesenktem Kopf, „aber es sind reiche Leute.“

„Ah, ich verstehe! Sie wollen von Ihnen nichts wissen.“

„Nein. Ich habe aber auch noch einen Bruder.“

„So? Einen Bruder? Hier in London?“

„Nein. In Deutschland.“

„Was ist er?“

Leonore wurde rot und verlegen. Sie wußte ja wohl, was Frau Junham auf ihre Frage hören wollte, irgend einen Beruf, einen Erwerb oder einen Titel ihres Bruders. Aber ihr Bruder Max hatte noch nichts dergleichen. Er war der leichtlebige, gutmütigste Mensch, den es geben konnte. Sie liebte ihn natürlich von ganzem Herzen und auf das zärtlichste. War er doch auf dieser Welt

der einzige, der zu ihr gehörte und zu dem sie gehörte. Aber seine leichtsinnigen Streiche waren Legion. Schon als Gymnasiast war er von Hause fortgelaufen, und nach langem Suchen entdeckte man ihn auf der Dresdener Bogelwiese vor einem Zaubertheater, wo er mit einer großen Pauke die Leute anzulocken suchte. Der Vater, der damals noch lebte, war gerade dazu gekommen, als er als Ausschreier dieser Bude ein halbes Duzend Jungen, die er mit seiner Pauke zusammengetrommelt, mit „hochzuverehrendes Publikum“ anredete und ihnen die Wunder des Zaubertheaters anpries. Dann hatte Max studiert, konnte aber die Prüfungen nicht machen, weil gerade während dieser Zeit sein Vater starb. So fing er denn an, für Zeitungen zu schreiben als Reporter, verdiente aber nur wenig auf diese Weise. Manchmal hatte sie ihm Geld geschickt, aber seit etwa einem halben Jahre mußte sie gar nichts mehr von ihm, auch nicht, wo er war. Sollte sie das alles der Frau Funham erzählen? Konnte sie es?

Ellis, die, in ein Modejournal vertieft, bisher in einer Fensterische gefessen hatte, wurde durch die Berlegenheitspause aufmerksam gemacht. „Ihr Bruder hat wohl —“ begann sie, stockte aber dann auch. Eigentlich wollte sie sagen: „Ihr Bruder hat wohl auch nichts?“ Aber sie besann sich, daß das vielleicht nicht recht schicklich sei, und fuhr deshalb fort: „Ihr Bruder hat wohl studiert?“

„Ja,“ antwortete Leonore, „leider konnte er aber wegen Pappas Tod seine Studien nicht vollenden und wurde Journalist.“

„Journalist?“ fragte Frau Funham rasch. „Wo lebt er denn?“

„Ich — — ich weiß es momentan wirklich nicht. Er hat mir seit mehreren Monaten nicht mehr geschrieben.“

„So? Dann scheint er sich ja um seine Schwester

nicht so zu kümmern, wie es sich eigentlich für einen Bruder gehört.“

„O, mein Bruder Max ist herzensgut,“ verteidigte ihn Leonore lebhaft, „nur ist er etwas — etwas leichtsinnig. Ich meine nicht, daß er schlimme Streiche macht,“ setzte sie rasch hinzu, „nur ist er noch zu unerfahren, um den Sinn des Lebens recht zu erfassen, um die Notwendigkeit, die alles in dieser Welt wie ein eiserner Ring umgiebt, zu erkennen.“

Ellis hob bei diesen letzten Worten betroffen den Kopf und warf das Journal, in dem sie noch immer blätterte, fort. Es war, als ob ein Hauch, eine Ahnung sie gestreift, als ob das Verständnis gewisser Dinge, die sie eigentlich hätte wissen müssen, in ihr leise aufgedämmert wäre.

„Wie sagten Sie, Miß Leonore?“ fragte sie.

„Ich meinte, daß mein Bruder Max noch — —“

„Nein, nein. Sie sagten etwas von einem eisernen Ringe.“

„O, ich verglich nur die Grenzen, die uns Vernunft und Notwendigkeit ziehen, und innerhalb deren allein unsere Befriedigung und unser Glück liegen, mit einem eisernen Ring, der alles, was atmet, umspannt.“

„Ah so!“ warf Ellis leicht hin und wandte sich wieder zerstreut ab. Für sie existierte keine Notwendigkeit. Das war Sache armer Schlucker wie Fräulein Heiligenstedt und ihr Bruder. Sie sah also auch keine Grenzen, die ihr diese sogenannte Notwendigkeit zog. Der Hauch, der sie flüchtig berührt und durch irgend welche Gedankenverbindung innerlich getroffen, war wieder verflogen. Die Tochter von Edward Funham hatte nicht nötig, auf solchen ärmlichen, wenn auch noch so tiefsinnigen Schnickschnack einzugehen. —

Am selben Abend hörte Ellis von ihrer Mutter, daß sie sich in beiderseitig befriedigender Weise mit Leonore

geeinigt habe. Letztere erhielt für die sechs Monate — aber erst nach der Rückkehr von der Reise — fünfzig Pfund und hatte während der Reise natürlich alles frei.

Damit hatte sich Leonore einverstanden erklärt, und Frau Funham sagte beim Abendessen zu ihrem Gemahl: „Ich werde also Dienstag abend reisen. Sei so freundlich, mir das Checkbuch bis dahin ausstellen zu lassen.“

Edward Funham erwiderte höflich: „Selbstverständlich. Ich werde morgen früh mit Mister Hooling davon reden, meine Liebe.“

### Drittes Kapitel.

Hooling war Kassierer bei J. & W. Funham schon seit mehr als zwanzig Jahren. Er konnte nicht mehr so jung sein, obwohl, ihn ausgenommen, keine Menschenseele hätte sagen können, wie alt er war. Vielleicht war er fünf- undvierzig Jahre, vielleicht war er aber auch schon fünf- undfünfzig oder fünfundsechzig. Alle Welt kannte Hooling. In der ganzen City waren wohl keine hundert Leute, die nicht einmal mit Hooling geschäftlich zu thun gehabt, und diese wenigen, die nicht direkt mit ihm zu thun hatten, kannten ihn jedenfalls von Ansehen, wenn er durch die Straße ging oder in seinem Comptoir hinter dem Drahtgitter saß und die Pfunde, die Schillinge und die Pence durcheinanderwarf. Es gab niemand, der Hooling auch nur einigermaßen ähnlich gesehen hätte. Er war eine durchaus originelle Erscheinung, und deshalb merkte man sich ihn sofort beim ersten Anblick. Man vergaß ihn nie wieder. Niemand in ganz London oder in den drei vereinigten Königreichen hatte eine solche glatte, glänzende Glaze wie Hooling, niemand trug eine so altmodische große blaue Brille, deren Drähte mit schwarzem Zwirn umwickelt waren, damit sie keine Furchen in der Haut machen sollten; niemand hatte einen so dicken roten oder

rotblonden Bart mit eigentümlich starken Haaren wie Hooling. Wie seine Augen aussahen, wußte niemand. Er selbst sagte, er sei durch das ewige Gaslicht im Comptoir von J. & W. Funham augenleidend, daher die große blaue Brille. Sein Gesicht war bleich, wohl auch von der ewigen Gasluft. Ob seine Magerkeit auch eine Folge der Gasluft war, ließ sich nicht mit Bestimmtheit sagen.

Mister Hooling trug stets einen langen, schwarzen Gehrock, von oben bis unten zugeknöpft, und an den Ärmeln schwarze Schutzhüllen, die oben und unten mit grauen Bändern festgebunden wurden. Vielleicht wollte er dadurch seine Manschetten vor Tintenflecken bewahren, möglicherweise wollte er aber auch damit sagen: Seht her, ich bin ein ehrlicher Mann und lasse keine Banknoten in meinen Ärmeln verschwinden!

Jedenfalls war Hooling ein merkwürdiger Mensch. Er pflegte zu sagen: „Wo ein tiefes Loch ist, da läuft das Wasser ganz von selbst zusammen, ebenso wie es von einem Berg abläuft, solange etwas oben ist. Genau so ist es mit dem Geld, nur gerade umgekehrt. Wo ein Berg ist, sagen wir einmal von einer Million, da sammelt sich die zweite Million im Lauf der Zeit ganz von selbst, und wo ein Loch ist — man weiß ja, was das heißen soll — da sichert nach und nach auch das durch, was etwa noch darin ist.“ Das war Hoolings Glaubensbekenntnis. Im übrigen war er ein gewissenhafter Mann, der pünktlich kam und pünktlich ging, sich nie verrechnete und im Verkehr mit den Leuten jeden nach seiner Art behandelte, das heißt, er sagte immer das, was der andere erwartete, daß er sagen würde, und niemals das, was er, Hooling, selbst meinte.

Heute kam sein Chef zu ihm herein.

„Mister Hooling, Sie wissen, daß meine Frau und Tochter mit Dienerschaft die große Tour machen?“

„Ich weiß es, Sir.“

„Es hat in der „Saturday Review“ gestanden.“

„Ich habe es gelesen, Sir.“

„Ich hoffe, es wird in der City guten Eindruck machen, Mister Hooling.“

„Ich bin überzeugt, Sir, daß es in der City einen guten Eindruck machen wird.“

„Gut. Besorgen Sie also für heute abend ein Checkbuch von fünfhundert Pfund auf Missis Martha Funham.“

„Es wird besorgt werden, Sir.“

„Ferner schreibt mir mein Bruder John aus Monaco, daß er einen Wechsel von dreitausend Pfund für den Ersten nächsten Monats auf uns abgegeben hat.“

„Ich werde es sogleich vormerken, Sir.“

„Ja, merken Sie es vor, Mister Hooling,“ sagte Funham etwas zerstreut und nachdenklich, indem er einen langen Blick auf den großen Geldschrank warf, der hinter Hooling stand. Erst nach einer Pause begann er sonderbar zögernd und ungewiß: „Man wird vielleicht finden, daß mein Bruder in Monaco in letzterer Zeit ziemlich starke Summen auf uns zieht, Mister Hooling?“

„Vielleicht, Sir,“ antwortete Hooling. Dann warf er einen flüchtigen Blick in ein Register, das vor ihm lag, und fuhr fort: „Mister Funham hat in den letzten drei Monaten fünftausend Pfund auf uns gezogen, Sir.“

„Ich weiß es, und ich finde es etwas viel, Mister Hooling.“

„Ich auch, Sir.“

„Mein Bruder schreibt mir zwar, es ginge nicht an, daß sich ein Teilhaber von J. & W. Funham wie ein reisender Handwerksbursche aufführe oder sich wie ein bankerotter Glücksritter zurückziehe, wenn er einmal ein paar tausend Pfund an der Spielbank verliere.“

„Allerdings wäre das für einen Teilhaber von J. & W. Junham etwas bedenklich, Sir.“

„Er will sein System durchspielen und damit seinen Verlust wieder hereinbringen. Haben Sie eine Ahnung, was das heißen soll, Mister Hooling?“

„Nein, Sir.“

„Ich halte es eines Teilhabers von J. & W. Junham für unwürdig, überhaupt zu spielen, noch dazu an einer öffentlichen Spielbank. Es würde, wenn es bekannt wäre, in der City keinen guten Eindruck machen.“

„Ganz meine Meinung, Sir. Es würde gewiß keinen guten Eindruck machen.“

Hooling war also sozusagen das reine Echo seines Chefs. Von der Meinung des Kassierers war nie die Rede, sondern nur von der seines Chefs. Unbeteiligte hätten sich vielleicht darüber wundern können, daß Junham mit seinem Kassierer überhaupt in dieser Weise sprach, aber Hooling wunderte sich nicht, weil er mußte, warum das geschah. Der Kassierer mußte, was für Tratten auf Monaco bei ihm einliefen, und was es damit für eine Bewandnis hatte, auch ohne daß Edward Junham davon ein Wort sagte. Wenn er davon sprach, wollte er seinem Kassierer nur andeuten, daß jener darüber zu schweigen habe, ebenso wie er weiter erzählen sollte, was in der „Saturday Review“ gestanden.

Schweigend, wie es ihm vor seinem Chef und Gebieter zukam, verbeugte sich Hooling vor diesem, als er das Bureau wieder verließ, und setzte sich ebenfalls schweigend wieder an seinen Schreibtisch, von dem aus er durch das vergitterte Fenster hinaus auf die Straße sah. Wie oft hatte Hooling bei jedem Wetter schon an diesem Tisch gesessen und durch das vergitterte Fenster hinaus auf die Straße geschaut! Und was hatte er alles dabei gedacht! Er hätte wohl reden können, wenn er gewollt oder wenn

er es für klug gehalten hätte. Er hatte hinter dem vergitterten Fenster mehr als zwanzig Jahre gefessen, zwanzig schöne, ja, die schönsten Jahre seines Lebens. Warum? War denn das, was er von seinem vergitterten Fenster aus sah, seine ganze Welt? Hatte er nicht vielleicht etwas versäumt? Etwas vergessen?

Draußen regnete es. Mit nassen Schirmen und aufgeschlagenen Hosen patzten die Leute hin und her. Auf der Straße rieselten und quirlten die gelben Regenmassen zusammen, und von den Dachrinnen polterte das Wasser herunter und rann in die Schleußen hinunter.

„Das Wasser läuft vom Berge ab,“ dachte Hooling. Wie lange konnte das noch dauern, und was wurde dann, wenn nichts mehr zum Abfließen vorhanden war? Hooling sah wohl, daß seit einigen Jahren gewissermaßen ein Einbruch in die Lebensbedingungen und Lebensgewohnheiten von J. & W. Funham stattfand. Die Ansprüche, die an die Firma gestellt wurden, wuchsen von Jahr zu Jahr. Funham machte, um diesen immer größer werdenden Ansprüchen zu genügen, immer gewaltzamere, immer riskantere Spekulationen. Ungeheure Quantitäten Kaffee wurden gekauft, und wenn sie nicht wieder nutzbringend untergebracht werden konnten, verpfändet, um wieder neue Ankäufe zu ermöglichen und auf diese Weise den Marktpreis zu steigern und den Markt selbst zu höheren Preisen aufnahmefähig zu gestalten. Konnte das auf die Länge der Zeit so fortgehen? Das war kein Handel mehr, das war ein Spiel, schlimmer als in Monaco. Und wenn es einmal schief ging, was dann? Was würde geschehen, wenn man J. & W. Funham einmal in die Karten geschickt hatte?

Die Menschen sind samt und sonders Egoisten, und auch Hooling machte keine Ausnahme hiervon. Er fragte sich nicht: Was wird schließlich aus alledem? sondern er

fragte sich: Was wird aus mir? Hatte er mehr als zwanzig Jahre hinter dem vergitterten Fenster gefessen, damit er schließlich auf dem Straßenpflaster saß im Regen? Hilflos auf den guten Willen und die Barmherzigkeit anderer angewiesen? Nein, so dachte er sich sein Alter nicht.

Punkt fünf Uhr schloß Hooling sein Bureau und ging. Er kam am Strand vorbei, wo die meisten Londoner Theater sind, und blieb, ganz gegen seine Gewohnheit, vor einer Anschlagssäule stehen, um die verschiedenen Anzeigen zu lesen. Seine besondere Aufmerksamkeit erregte die Ankündigung eines Maskenballs im Krystallpalast. Wollte Hooling auf den Maskenball gehen? Auf dem Zettel waren verschiedene Charaktermasken bunt durcheinandergewürfelt abgebildet. Da war Fra Diavolo, Romeo, Napoleon, eine Menge verschiedene Hanswürste in lächerlichen Kostümen mit brandroten Perücken, falschen Bärten, künstlichen Höckern und ähnliches zu sehen.

„Was konnte wohl die Menschen veranlassen,“ fragte sich Hooling, „sich in so abgeschmackter und lächerlicher Weise zu verkleiden und zu verunstalten? Waren sie mit dem Plak, den ihnen das Schicksal angewiesen, oder mit der Form, die ihnen der liebe Gott gegeben, nicht zufrieden?“

Hooling war noch nie auf einem Maskenball gewesen und hatte auch keine Lust, dahin zu gehen. Gleichwohl las er den Zettel mit großer Aufmerksamkeit durch und schrieb sich sogar die Adresse des Maskenverleihers, die am Fuße der Anzeige stand, auf.

Dann ging er seinen alltäglichen Weg weiter, wie seit langen, langen Jahren, aß in derselben Restauration sein Abendessen, trank, wie ebenfalls seit undenklichen Zeiten, eine ganze und eine halbe Flasche Doppelbier dazu, fuhr mit dem Omnibus nach Hause und legte sich endlich Punkt zehn Uhr, wie immer, zu Bett. Man hätte meinen kön-

nen, Hooling sei ein Mechanismus, eine Uhr, so regelmäßig lebte er. Alle Monate wurde die Uhr von Funham aufgezo-gen, indem er auf Hoolings Tisch zwanzig Pfund Sterling legte. Dann ging die Uhr wieder einen Monat gut und regelmäßig; aber es war auch anzunehmen, daß sie stehen blieb, wenn sie einmal nicht aufgezo-gen wurde, oder daß sich in dem Mechanismus schwere Störungen ergaben, wenn sie einmal zu heftig aufgezo-gen oder gar überdreht wurde. Eine gute Uhr muß sorgfältig behandelt werden, und darauf machte Hooling zum mindesten auch Anspruch.

Als er am nächsten Tag wieder an seinem Tisch hinter dem vergitterten Fenster saß, hob der Kassierer plötzlich die Nase und schnupperte in der Luft umher. Ein eigen-tümlich frischer, schöner Veilchenduft — etwas Auffallen-des im Bureau Hoolings — lag in der Luft, ein feines Parfüm, das unwillkürlich an die sprossenden Herrlich-keiten des Frühlings, an das Blühen und Werden der Welt da draußen, wo Hooling nie hinkam, erinnerte.

„Das ist Miß Ellis,“ sagte er leise. Er kannte das Parfüm schon, und wirklich rauschte diese junge Dame gleich darauf an dem Drahtgitter vorüber.

„O, Mister Hooling! Wie geht's Ihnen in Ihrem Gehäuse?“ fragte Ellis lachend. Die etwas barocke Er-scheinung des Kassierers, die Glaze, die bleiche, kränkliche und nach Luft und Licht verlangende Haut, die große Brille stimmten sie immer etwas lustig. Sie wartete aber die Antwort auf ihre Frage nicht ab. Sie sah und wußte ja schon ohnedies, wie es ihm ging.

„Haben Sie das Checkbuch besorgt, Mister Hooling?“ fragte sie weiter, indem sie die Handschuhe auszog.

„Es ist besorgt, Miß Funham. Hier ist es bereits,“ erwiderte der Kassierer. „Wissen Sie, wie man mit einem solchen Buch umgeht, Miß Funham?“

„Natürlich nicht, Mister Hooling. Erklären Sie es mir.“

„Es giebt nichts Einfacheres auf der Welt. Hier schreiben Sie die Summe hin und hier Ihren Namen. Dann reißen Sie den Zettel aus dem Buch heraus und geben ihn für den bezeichneten Betrag weiter.“

„Das ist alles?“

„Ja. Jede der auf der letzten Seite verzeichneten Banken löst ihn, wohin Sie auf Ihrer Tour auch immer kommen, mit dem Betrag, den Sie aufschreiben, ein.“

„Das ist ja in der That höchst einfach.“

„Ja. Wenn der Betrag von fünfhundert Pfund erschöpft ist, lassen Sie sich ein neues Buch ausstellen.“

„Wirklich sehr bequem. Sagen Sie, Mister Hooling, waren Sie auch schon einmal auf der großen Tour?“

„Nein, Miß Funham. Ich war noch nie außerhalb Londons.“

„Wie komisch!“ rief Ellis verwundert aus.

„Ja, Miß Funham, sehr komisch,“ erwiderte Hooling wie ein Echo, und gleich darauf flatterte Ellis wieder mit ihrem Buch davon. Sie hatte natürlich gar nicht die Idee, daß Hooling einmal auf der großen Tour gewesen sein könne, sondern stellte ihre Frage nur in der Absicht, um den Abstand zwischen ihm und ihr zu markieren.

Draußen vor dem großen Einfahrtsthor von J. & W. Funham, in dem der Anker mit der Jahreszahl 1729 in Stein eingemeißelt war, wartete Frau Funham im Wagen auf ihre Tochter. Sie hatte nicht erst aussteigen wollen, weil das Wetter gar so schlecht war, und schickte deshalb ihre Tochter in das dumpfe Comptoir, um das Buch in Empfang zu nehmen. Nun fuhren sie miteinander weiter, um noch Kleinigkeiten für die Reise einzukaufen. Man weiß ja, welche Menge Dinge die Damen brauchen, wenn sie einmal beim Einkaufen sind.

Endlich langte Frau Funham mit ihrer Tochter aber doch wieder zu Hause in der Oxford Street an und stieg aus, um in ihre Wohnung hinaufzugehen.

Als Ellis an dem Portier vorüberging, sah sie, daß er ihr heimlich und verstohlen zuwinkte und, halb von der großen Mühe verborgen, einen Brief in der Hand hielt. Sie wußte sofort Bescheid und griff gewandt danach, damit ihre Mutter nichts bemerken sollte. Aber Frau Funham sah den Vorgang, so rasch er sich auch abspielte, doch sagte sie momentan nichts. Vielleicht wollte sie in Gegenwart des Portiers keine Scene machen. Rasch stieg Ellis die Treppen hinauf und eilte in ihr Zimmer.

Sowie sie allein war, riß sie das Couvert auf und las den Brief. Er lautete:

„Mein angebeteter Engel,  
ich weiß alles. Man hat gegen unseren Herzensbund Intriguen der grausamsten Art angezettelt. Man will Sie von mir trennen. Ihre eigenen Eltern, die ich so hoch verehere und so innig liebe, sind in unbegreiflicher Verkennung unseres wahren Glückes in dieses Komplott verwickelt. Aber all diese Versuche, unseren Bund zu sprengen, werden machtlos scheitern, all die giftigen Pfeile werden an unserer treuen Liebe und Hingebung, ohne uns zu verwunden, abprallen. Vertrauen Sie auf mich, geliebte Ellis! Ich werde kämpfen auf Tod und Leben. Das Leben an Ihrer Seite oder den Tod! Das ist mein fester Entschluß.

Ich muß Sie noch vor Ihrer Abreise sprechen. Es ist unbedingt nötig. Ich beschwöre Sie bei unserer Liebe, geben Sie mir möglichst rasch Nachricht, wie und wo das geschehen kann. Weiteres mündlich. Ihr bis in den Tod getreuer

Marbod Mac Larn.“

Aufgeregt, hastig las Ellis das Schreiben, und als

sie an das „mündlich“ kam, stieß sie einen kleinen Ent-rüstungsschrei aus und murmelte: „Er ist richtig verrückt geworden, der arme Marbod.“

Fast in demselben Augenblick trat ihre Mutter in das Zimmer. Rasch versuchte Ellis den Brief zu verbergen, aber es war schon zu spät.

„Gieb her! Ich will das lesen,“ sagte ihre Mutter ziemlich kategorisch.

„Ah, Mama, das ist stark,“ sagte sie, „seit wann ist es in der Ordnung, daß du alle meine Briefe lesen willst?“

„Ich will durchaus nicht alle deine Briefe lesen, Ellis, sondern nur diesen, und zwar aus dem einfachen Grund, weil ich das für meine Pflicht halte. Gieb her!“

Mit einem halb gleichgültigen, halb verächtlichen Achsel-zucken reichte Ellis den Brief ihrer Mutter hin, welche ihn aufmerksam las.

„Ich finde es empörend,“ sagte Frau Junham dann erregt, „daß man dir solche Briefe zu schreiben wagt.“

Ellis zuckte wieder mit den Schultern, setzte sich leicht schmollend auf eine Chaiselongue und antwortete mit affek-tierter Gleichgültigkeit: „Ich gar nicht.“

Sprachlos vor Bewunderung sah ihre Mutter sie an.

„Was liegt denn daran?“ fuhr Ellis mit überraschen-der Ruhe fort, als ob sie die ganze Geschichte gar nichts anginge. „Laß ihn doch! Wenn es ihm Spaß macht —“

„Aber Ellis, siehst du denn nicht ein, daß man einer jungen Dame aus der Gesellschaft nicht solche alberne Briefe schreibt? Er bringt dich ja ins Gerede durch solche Faselien. Dein Ruf leidet.“

„Durchaus nicht. Das müßte doch ein merkwürdiger Ruf sein, der dadurch leidet, wenn andere Leute einfäl-tiges Zeug schreiben.“

Frau Junham traute ihren Ohren nicht. Sie sah die Tochter an, als ob sie sie erst heute entdeckt hätte.

„Aber du mußt ihn doch dazu ermutigt haben, denn sonst würde er es nicht wagen?“ fragte sie nach einer kleinen Pause.

„Ermutigt, ermutigt!“ wiederholte Ellis mehreremal ärgerlich, „ich habe ihn ermutigt, wie man jemand ermutigt, ein Einfaltspinsel zu sein. Das ist alles. Was ist denn dabei?“

Frau Funham atmete erleichtert auf. Sie hatte gefürchtet, Ellis sei in jugendlicher Unbesonnenheit auf die Beteuerungen und Schwüre des jungen Schotten eingegangen, und war nun froh, daß dies nicht der Fall zu sein schien, wenn auch die sonderbare Art und Weise, diese überlegene Kühle, um nicht zu sagen Herzlosigkeit, mit der Ellis die Sache behandelte, ihr Erstaunen und Befremden erregte.

„Du hast mit ihm kokettiert?“ fragte sie weiter.

„Na ja, wenn du es so nennen willst,“ erwiderte Ellis ungeduldig. „Ich habe mit ihm kokettiert, mit ihm wie mit einem Duzend anderer auch.“

„Aber Ellis!“ rief ihre Mutter entsetzt.

Ellis sprang ärgerlich und gelangweilt durch die ihrer Ansicht nach hausbackenen Ansichten und Bemerkungen ihrer Mutter von ihrem Sitz auf. „Mein Gott, was ist denn nur dabei! Ich kann mich doch in eurem langweiligen London nicht zu Tode langweilen.“

„Du — — du liebst ihn also nicht?“

„Ach Gott, Mama, nimm mir's nicht übel, aber du wirfst schrecklich mit deinen Vermutungen. Lieben — lieben — ist ja lächerlich!“

Wie gereizt und nervös kam die Aeußerung hervor. Offenbar war es für Ellis wirklich unausstehlich, gewisse Themata zu erörtern. Sie ging davon und ließ ihre Mutter in ihrer Verblüffung stehen.

Frau Funham wußte zunächst nicht, was sie von dem

Verhalten ihrer Tochter denken sollte. War das Blasiertheit, Herzensleere, Großstadterziehung, was sich in den Aeußerungen der jungen Dame zeigte, oder war es Naivität, Ahnungslosigkeit dessen, worüber sie in so gewagter Art spöttelte? In diesem Alter war doch das eine wie das andere zum mindesten überraschend. Sie könne sich nicht zu Tode langweilen, hatte sie ärgerlich ausgerufen. Also ganz London, das ganze Leben der Großstadt bot ihr nichts Interessantes? Litteratur, Musik, Theater — nichts hallte in ihrem Herzen wieder? Uebersättigt mit achtzehn Jahren — das war doch wohl nicht möglich.

Jedenfalls stand Frau Funham, je mehr sie sich die Aeußerungen ihrer Tochter überlegte, einem immer überraschenderen Erziehungsergebnis gegenüber. Das war nicht die richtige, die gesunde Art eines jungen Mädchens, und wenn das auch an einem Ort wie London, das wie ein Treibhaus aller Genüsse der Kultur reichen Leuten leicht zu viel bietet, erklärlich war, so mißfiel es ihr doch an ihrer Tochter. Es ging vielleicht Hunderten und Tausenden junger Damen in London und anderwärts so, aber an ihrer Tochter fiel ihr das auf. Das mußte früher oder später zur Gemütsleere, zu einer schalen Uebermüdung, zu einem kraftlosen Erschlaffen der Genußfähigkeit führen.

Am nächsten Tag wollte Frau Funham mit Ellis abreisen, und da sie gewohnt war, in allen Angelegenheiten, in denen sie selbst zu keinem klaren Entschluß kommen konnte, ihren Mann um Rat zu fragen, so erzählte sie noch an demselben Abend diesem ihre neuerlichen Entdeckungen und Bedenken.

Funham hatte unglücklicherweise gerade an jenem Abend nicht viel Zeit. Er kam spät aus dem Geschäft und mußte sich beeilen, um noch einer wichtigen Aufsichtsrats-sitzung beizuwohnen. Aber er hörte gleichwohl aufmerk-

sam zu, was ihm seine Gemahlin erzählte, nur hörte er nichts Bestimmtes und Greifbares, sondern lauter Vermutungen, ungewisse Andeutungen, die für ihn noch viel unklarer waren als für Frau Funham.

„Wie alt ist Ellis eigentlich jetzt?“ unterbrach er sie.

„Sie wird neunzehn Jahre.“

„Das ist's!“ antwortete Funham, als ob es sich um eine ganz selbstverständliche Sache handle. „Ellis muß heiraten, dann wird's schon anders werden.“

„Heiraten? Aber — —“

„Höre zu, was ich zufällig erfahren habe. Gestern abend im Parlament traf ich mit Sir Newton Reedholm zusammen. Du kennst ihn?“

Frau Funham nickte.

„Nun also,“ fuhr ihr Gemahl fort. „Er ist einer der Großaktionäre der Ocean Steamer Line, ein schwerreicher Mann und hat nur einen Sohn.“

„Gordon Reedholm?“

„Ja. Sir Newton hatte in der „Saturday Review“ gelesen, daß du mit Ellis die große Tour machen willst, und erzählte mir, daß sein Sohn Gordon leider — verstehst du? er sagte leider — vor drei Tagen zu demselben Zweck abgereist sei und momentan in Paris im Grand Hotel wohne. Ich bedauerte ebenfalls, daß ihr nicht zusammen reisen könntet, und er warf dann hin, daß ihr euch vielleicht in Paris noch treffen könntet. Es wäre ihm lieb, wenn Gordon, der ein etwas leichtsinniger junger Mann sei, nicht so sehr sich selbst überlassen bleibe. Wir machten uns natürlich gegenseitig Komplimente, wie man das in solchen Fällen thut, verstanden uns aber sofort vollkommen. Ich bin sicher, daß ihr Gordon noch in Paris antrefft, wenn ihr morgen abend dahin kommt.“

„Und du meinst —“

„Du weißt doch, was ich meine, Martha. Wozu so

viele Worte? Solche Sachen machen sich von ungefähr, aber nicht dadurch, daß man Tag und Nacht davon spricht.“

Es kam ein Diener und brachte ihm seinen Ueberrock. Er zog ihn an und reichte seiner Frau die Hand.

„Also —“ begann er, brach dann aber wieder ab, um schon in der Thür stehend, fortzufahren: „Ich will nur so viel sagen, Martha, daß es mir sehr, sehr lieb wäre, wenn sich die Sache machte.“

Dann ging er fort.

Am nächsten Morgen fuhr Frau Funham mit ihrer Tochter Ellis, Fräulein Leonore Heiligenstedt und einer Kammerjungfer von Charing Cross Station ab. Mr. Funham brachte sie selbst zur Bahn. Zufällig war auch Sir Newton Needholm da, und man war allseitig sehr erfreut über diesen Zufall.

„Wenn Sie gestatten, meine teure Missis Funham,“ bemerkte Sir Newton, „so telegraphiere ich Gordon, daß er Sie am Bahnhof in Paris abholt.“

„O, Sie sind wirklich zu liebenswürdig, Sir Newton.“

„Nicht doch, Missis Funham. Sie kommen, wenn alles richtig geht, heute abend um sechs Uhr siebenzehn Minuten in Paris an. Gordon wird da sein, meine teuerste Missis Funham.“

(Fortsetzung folgt.)





# Der Burschensegen.

Eine Geschichte aus der grünen Steiermark.

Von Gustav Johannes Krauss.

Mit Illustrationen  
von Richard Mahn.



(Nachdruck verboten.)

**D**er blonde Bauernbursch hatte auf seiner Bergwiese den ganzen Nachmittag über fleißig gemäht. Nun war er fertig, und Feierabend war's auch. Die Sonne stand schon ganz nahe an dem hohen Roßkogel im Westen; in einer halben Stunde etwa verschwand sie schon dahinter. Der Bursch stützte sich auf seine Sense, sah über die gemähte Wiese hin und schüttelte das buschige Haupt. „G'maht wär's, das Graserl. Und schön's Feu thät's heuer geben, 's selb' thät's schon, ja. Wenn's nur die Hirschen nit fressen thäten bei der Nacht. Ansehen wenn sich einer thät da heroben mit einem Büchsel, lang warten müssen thät er nit und leer hoamgehn a nit. Aber die Jaager vom Herrn Baron! Verhöllet scharf aufpassen thun s', thun aufpassen, ja. Und wenn s' ein' erst in Bruck eing'spinnen hab'n als ein' Wildschützen, ast is's mit 'n Reserl ganz g'fehlt, ja, ganz g'fehlt wär's nachher. D du mein — ein hart's Leben, ja!“

Während er so in sich hinein brummte und sich dazu hinter dem rechten Ohr im strohblonden Haarwald kraute,

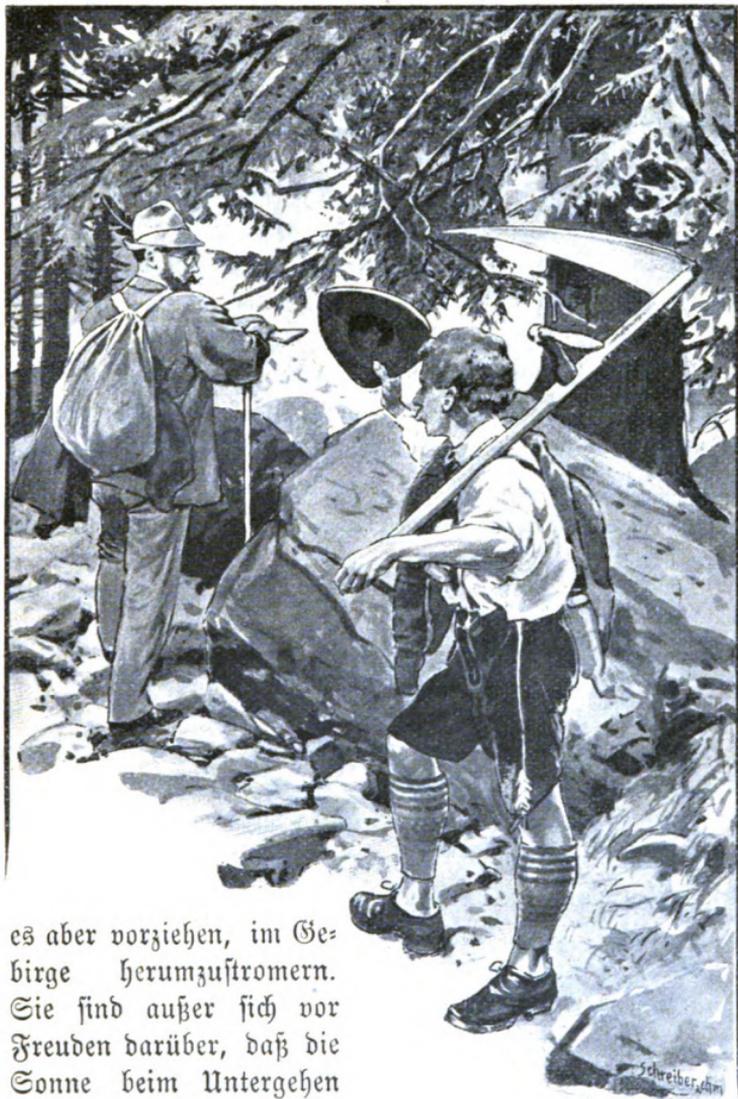
war er mit langen Schritten über die gemähte Wiese zu der moosbehangenen Tanne gegangen, unter der seine Toppe und das Trinkgefäß lagen. Er hing die Jacke um, faßte den Krug in die Linke, schwang die Sense auf die rechte Schulter und machte sich auf den Heimweg. Er ging im richtigen Welpersschritt, mit weitausgreifenden Beinen, in den etwas eingebogenen Knien federnd. Das sieht nicht besonders schön aus, bringt einen auf steilen Bergwegen aber am besten vorwärts und verhindert das Müdewerden. Hie und da blieb er vor einem Häufchen frischer Hirschlosung stehen, sah nachdenklich darauf nieder, schnubberte wie ein Jagdhund und wiegte wehmütig den Schädel.

„Die Saggra, die! Wenn sich da einer ansetzen thät . . . aber d' Jaager! — Und 's Reserl . . .“

Als er von einer solchen Betrachtung den Kopf hob, um weiterzugehen, erschrak er beinahe. Keine dreißig Schritt vor ihm stand ein Fremder, gewiß so ein Jaager. Nun hatte er sich durch sein Beäugeln der Hirschspur am Ende gar verdächtig gemacht, und unten im Thal ging nun die Rederei los, der Einödbauernbub sei unter die Wildschützen gegangen. Da konnte er sich nur gleich mit dem Büchsel ansetzen heut nacht, mit dem Reserl war's dann so wie so nichts mehr.

Er atmete tief auf, als ihn ein zweiter Blick belehrte, daß er sich geirrt hatte. Wo hatte er nur seine Augen gehabt! Das war doch kein Förster. Ein Lobengewand trug der Mann freilich, auch einen Rucksack und einen befederten Hut, aber er trug weder Büchse noch Weidmesser. Dagegen hatte er eine goldene Brille auf der Nase sitzen. Und einen Jäger mit einer Brille, gar mit einer goldenen, den giebt's doch gar nicht.

Ein Tourist also. Einer von den komischen Leuten, die es in der Stadt so lustig und bequem haben könnten,



es aber vorziehen, im Gebirge herumzuströmen. Sie sind außer sich vor Freude darüber, daß die Sonne beim Untergehen rot ist, daß die Bäume rascheln, wenn ein Lüftel geht. Je schlechter ein Weg ist, desto lieber gehen sie auf ihm spazieren, und auf ein sauberes, gelbes Haferfeld gucken sie gar nicht erst hin. Ist

das Feld aber recht rot und blau, daß zwischen dem „verdangelten“ Unkraut das gute Wachstum schier erstickt, so daß es einem vernünftigen Christenmenschen im Herzen weh thut, darüber freuen sie sich mächtig. Unnützes Volk, alles in allem!

Wie aber der nur daher kam? Sonst zeigten sich in dem Bergwinkel nur sehr selten welche. Hatte sich wohl verlaufen. Dann war es aber Christenpflicht, ihn auf den rechten Weg zu weisen.

In dieser Ermägung, hinter der sich wohl auch ein gutes Stück Neugier verbarg, ging der Bursch auf den Fremden zu, räusperte sich und grüßte: „Gelobt sei Jes' Christ!“ Er wurde rot dabei. Das gar so viel schamige Wesen war ein Fehler an dem strammen Burschen, den er um so weniger los werden konnte, je mehr er sich darüber ärgerte.

Der Fremde fuhr herum, als er die Menschenstimme hörte, und zeigte dem Bauer ein feines schwarzbärtiges Gesicht mit zwei Glühäugen, vor denen sich eins schier fürchten konnte.

„In Ewigkeit Amen!“ antwortete er und fügte sichtlich erfreut hinzu: „Na endlich einmal ein Menscheng'sicht in der Einödd' da. Hab' schier glaubt, ich müßt' heut unter ein' Baum nächtigen. Und hab' nig mit in mein' Rucksack. Wie weit thät's denn sein bis ins nächste Ort, Better?“

Der „Better“ grinste zunächst ein wenig. Er freute sich, daß der „Herrische“ kein gespreiztes Schriftdeutsch redete, und zugleich belustigte ihn seine Aussprache der Bauernmundart. Dann antwortete er, wieder errötend: „Ins nächste Ort? Na, so in zwa Stund' kunnt der Herr scho' hinkommen, wenn er si' scharf dazuhalten thät, ja.“

Der Tourist erschrak ordentlich. „Zwa Stund'! —

Und das heißt bei euch Landleut' so viel wie drei, 's selb' kenn' ich schon. Da wird's ja eher stockfinstere Nacht."

„Nacht wird's," bestätigte der Bursch. Und aus eigenem fügte er hinzu: „Und dö Steig' irren ein'n leicht scho' beim Tag, ein'n Fremden."

„Hab' ich g'spürt," sagte der Städter ärgerlich. „Lauf' schon seit fünf Stunden da in der Gegend 'rum und find' nit aus. Sie sind von so einem Waldbauernhof, schätz' ich? Da hilft Ihnen nix, Sie müssen mich mitnehmen. Wie weit is's denn bis zu euch z' Haus?"

Der Bursch überlegte. Der Herr sah so fein aus, am Ende war er gar was Besonderes. Das würden seine Alten wohl nicht viel dagegen haben. Und von solchen Stadtleuten erfährt man öfter etwas, was gut zu wissen oder wenigstens unterhaltsam zu hören ist.

„So a halbe Stund' halt," antwortete der Bursch nach dieser Ueberlegung.

„Also dann vorwärts in Gott'snam'!" rief der Stadtherr vergnügt. „Ein Plägl auf'm Heu wird ja no' übrig sein bei euch. Umsonst verlang' ich's nit."

Nun gingen die zwei nebeneinander her. Den Bauernburschen drückte die Neugier nicht wenig, wer der Schlafgast, den er sich da unversehens am Wege aufgegabelt hatte, wohl sein möchte. Aber er war zu schüchtern, um geradezu zu fragen, und zu ungeschickt, das Gespräch in die von ihm gewünschte Richtung zu lenken. Dagegen hatte er sich von dem Fremden im Handumdrehen alles Erdenkliche abfragen lassen. Er hatte ihm erzählt, daß er Ignaz Weißhaggel heiße, in den benachbarten Dörfern aber allgemein der Einöd-Nazi genannt werde, weil sein Vater, der alte Weißhaggel, den Hof in der Einöd' bebaute. Nazis Mutter, die Bäuerin, hatte „das Gangwerk nicht in Ordnung", sie litt nämlich an der Fußrose, war aber sonst rüstig und kräftig und eine sparsame, vielleicht

gar ein wenig zu sparsame Hauserin; von Nazis Schwestern, der Anna und der Kathel, war nicht viel Besonderes zu vermelden. Es waren eben Weiberleut'.

Der Bursch gab alle diese Mitteilungen mit widerwilligem Grunzen von sich. Es ärgerte ihn, daß er vor lauter Antwortenmüssen gar nicht dazu kam, die eigene Neugier zu befriedigen. Endlich blieb er wie ein störrisches Pferd stehen, riß die blauen Augen weit auf, wurde purpurrot im Gesicht und stotterte: „Wer . . . wer sein denn nachher Sö?“

„Ich bin ein Wiener,“ antwortete der Städter, über die komische Art des Burschen lächelnd, „und heiß' Doktor Karl Gschwandner.“

„So, so . . . ein Dokter sein S'! 's selb' trifft si' guet. Da können S' der Bäuerin 'leicht was aufschreiben für ihren Fueß. Der Bader kennt si' nit aus damit.“

„Thut mir leid, aber ein Arzt bin ich nit.“

„Nachher sein S' ein Ruhdokter? Unfre schwarzgedeckete Ruh . . .“

„Tierarzt bin ich auch keiner. Ich bin Doktor der Chemie.“

Ignaz ließ die Kinnlade hängen und glogte dem neben ihm Herschreitenden verwundert in das schwarzbärtige Gesicht.

„Kämie? Da hab' i do' mei' Lebtag nix g'hört davon. Was wär' denn nachher dös?“

Doktor Gschwandner gab sich nun alle Mühe, seinem etwas begriffstuhigen Weggenossen das Wesen der edlen Scheidekunst auseinanderzusetzen. Aber das war ein schwieriges Ding. So verständlich der Städter seine Sache auch vortrug, Ignaz wackelte immer wieder mit dem Kopf und brummelte was vor sich hin, was mehr nach Mißtrauen und Verwunderung als nach erwachender Einsicht klang. Da horchte er plötzlich auf. Aus der Rede

des Fremden war ein Wort an sein Ohr geschlagen, daß er aus den Spinnstubengeschichten der Gegend gar wohl kannte: „Benediger Mannndl.“ Der Herr Doktor bewies ihm des langen und breiten, die Benediger Mannndl, die vor hundert Jahren in den Alpen herumstiegen und von den Leuten für Hexenmeister oder gar für leibhaftige Teufel gehalten worden seien, weil sie so spitze Bärte, so gelbe Gesichter hatten und ein so geheimnisvolles Wesen trieben, seien eben nichts anderes gewesen als italienische Chemiker, die mit ihrer Wissenschaft nach Gold suchten in den Bergen. Ignaz aber glaubte von dem allem nur so viel, daß „Kämiker“ und Benediger Mannndl ungefähr dasselbe seien. Dann konnte der Herr Doktor aus Wien aber jedenfalls mehr als Brot essen und war gerade der richtige Mann, um dem Ignaz in der Sache mit dem Kesperl einen guten Rat zu geben. Man hörte so allerhand von Liebeszauber und Liebestränken, die Leute von heutzutage verstanden freilich nichts davon, aber so ein Benediger, der mußte ja allerhand wissen. Hatte des Ignaz Ahnl doch oft genug von einem erzählt, den der Ahnl des Alten leibhaftig gekannt hatte. Der Kerl hatte sich unsichtbar machen können und mußte einen Segen, wer den sprach, der war hieb- und stichfest. Ja, die Benediger, die konnten so was. Und der Herr Doktor war gewiß einer. So ausschauen that er schon, ja, das that er, und er hatte ja selber gesagt, er sei ein „Kämiker“, und so einer sei so eine Art Benediger Mannndl.

Ignaz hätte dem fremden Herrn sein Anliegen gar zu gern auf der Stelle vorgetragen, aber da standen sie ja schon vor dem Einödhof. Im Stall brüllten die Küher, Sultl, der Hofhund, bellte wie toll und sprang an seiner Kette hin und her, und aus dem ein wenig schiefstehenden Rauchfang kräufelte sich ein leichter blauer Rauch gegen den stahlfarbigen Abendhimmel empor.

Der Doktor blieb aufatmend stehen und besah sich mit leuchtenden Augen das friedliche, von dem dunklen, fast schwarzen Grün der Bergfichten umrahmte Bild.

„Schön habt ihr's da!“

„Schön thät's scho' sein,“ meinte Nazi, „ja, das thät's, wenn nur die Hirschen 's Heu nit von der Wiesen fressen thäten, die Saggra . . .“ Er hielt inne und errötete, denn er wollte nun vom Reserl anfangen. Da ging aber sein Vater über den Hof, vom Kuhstall nach dem Hause zu. Der weißhaarige Alte blickte verwundert herüber, als er den Fremden neben seinem Naz' stehen sah, und der Doktor ging schnurgerade auf den Bauer los, um den Hausvater um seine Gastfreundschaft anzusprechen.

Die drei traten nach kurzem Gespräch in die große Stube, wo das Abendessen schon auf dem Tische stand. Nazi trat eilig auf seinen Platz, faltete die derben braunen Hände und begann vorzubeten:

„Batterunser derdubistim Himmi geheilliget . . .“

„Aber Naz',“ fuhr die Bäuerin dazwischen, „wie du 's heilig' Vaterunser wieder herschnaderst! Kurz beten und lang fressen, das wär' so dei' Mode, ha? Glei' fangst von vorn an, und ordentlich, wie sich's g'hört.“

Die beiden flachshaarigen Dirnchen kicherten und warfen schräge Blicke auf den fremden Gast, der aber keine Miene verzog, als wäre sein dunkles Gesicht aus Erz gegossen. Nazi wurde blutrot und begann mit stockender Stimme im schleppendsten Wallfahrertone:

„Vater — unser — — der du — bist im — Him-  
mel — —“

Als das Gebet gesprochen war, raunte der Bauer seiner Frau etwas ins Ohr. Die nickte mit dem Kopf und trat ein wenig zögernd an ein Wandgerüst heran, in dem allerlei zinnernes Eßgeschirr hing. Davon wollte sie einen Teller herabnehmen.

Der Gast aber war ihr mit den Augen gefolgt und fragte nun: „Was wollen S' denn mit dem Teller, Frau Mutter?“



„Ent' was vom Essen draufthoa,“ antwortete die Frau über die Schulter zurück. „Der Bauer sagt, Des seid's

aus Wean, und dort wär's Mode, daß jed's von sein' eigenen Teller essen thät."

„Da im Steirischen gilt aber der steirische Brauch,“ antwortete der Doktor, „und drum thät ich schön bitten, daß ich in die Schüssel langen darf wie die anderen.“

Die Bäuerin hing den Teller eilig an seinen Ort zurück. Wenn's der Herr selbst so haben wollte —! Sie sparte jedenfalls das Abwaschen. Außerdem wird das Sinn vom Scheuern nicht dicker.

Nach diesem Zwischenfall machte man sich endlich an die mächtige irdene Schüssel, die auf dem Tische stand und mit ihrem Duft die Nasen der arbeitsmüden und hungrigen Leute gar lieblich kitzelte. Erst that der Vater seinen Beinlöffel in das köstliche Gericht und schaufelte einen gehörigen Mundvoll heraus, dann die Mutter, und dann folgte der Gast, der genau wie die anderen den linken Ellenbogen auf die Tischplatte gestützt und mit den Fingern der Rechten die Löffelschaufel so kräftig gepackt hatte, als gälte es Erde auszuheben. Nach diesen drei Respektspersonen schickten die anderen ihre Löffel aus und bemühten sich dabei, einen recht bescheidenen Eindruck zu machen und doch nicht zu wenig von dem guten Essen zu kriegen.

Während der Mahlzeit wurde wenig gesprochen. Der Bauer liebt das nicht. Als die Schüssel leer war, wurde zunächst, diesmal von einem der Mädchen, das Nachtschgebet gesprochen und das Eßgerät weggeräumt. Der Bauer griff nun nach seiner Pfeife, da zog auch der Gast sein Rauchzeug hervor, eine richtige Pfeife, keine neumodische Zigarrenspitze, und bot den Männern von seinem Tabak an.

„Was b'sonders Gutes, Leuteln,“ sagte er dabei. „Ein Freund von mir hat mir 'n mit'bracht, aus der Türkei herauf. Und g'schwärzt is er auch.“

Der Alte und der Junge griffen zu. Als die Pfeifen brannten, schickte der Bauer um einen Krug Apfelmost in den Keller. „leicht erzählt uns der Herr was Neuchs von draußt in der Welt,“ meinte er dabei; „da kann ein's nit so trocken sitzen dabei.“

Der Most kam, und auch die Weiberleute kehrten an den Tisch zurück. Der „Herrische“ konnte gar so schön erzählen. Da hatten sie in England oder wo was erfunden, wenn da einer in Graz hineinredete, so hörte der andere in Wien ganz genau, was der sprach! Wenn der Erzähler nicht so ehrenfest und redlich ausgefchaut hätte dabei, man hätte frei glauben müssen, er sei ein Windbeutel und lüge einem den Buckel voll.

Der alte Bauer schüttelte verwundert den Kopf über so unerhörte Dinge, die Bäuerin schlug die Hände zusammen und erkundigte sich ängstlich, ob es auch so ganz gewiß sei, daß der böse Feind bei der Geschichte seine Hände nicht im Spiele habe. Anna und Kathi, die beiden Mädchen, kümmerten sich mehr um die Person des Erzählers als um seine Neuigkeiten und stellten unter Richern und Tuscheln fest, daß der Stadtherr ein sauberes Mannsbild sei. Der schöne schwarze Bart, und die weißen Zähne, und gewachsen wie ein Tannenbäumel. Eh'ring trug er keinen an der Hand, aber einen Schatz hatte er gewiß schon — oder gar mehrere. Diese Stadtherren sind so gefinkelte Halunken, noch schlechter als die Mannsleut' auf dem Lande.

Nazi trug sich mit anderen Gedanken. „Der kunnt' mir helfen,“ murmelte er immer wieder, „der schon.“

Der Mostkrug war leer, und man redete vom Schlafengehen. Die Einöbleute mußten früh an der Arbeit sein, und Doktor Gschwandner hatte einen tüchtigen Marsch vor. So wünschte man sich denn allseitig gute Nacht, und der Stadtherr stieg mit Nazi hinauf auf den Heuboden.

Da hätte der Bursch nun die schönste Gelegenheit gehabt, mit seinem Anliegen hervorzukommen; aber so finster es war, Nazi genierte sich gar zu sehr. Drei-, viermal that er den Mund auf, um zu reden anzufangen, und that ihn jedesmal eilig wieder zu, bevor das erste Wort herausgeschlüpft war, das ihn gezwungen hätte, fortzufahren. Darüber wurde das Atmen des Fremden immer langsamer und ruhiger.

Da seufzte der Bursch tief auf. „Jetzt ist's g'fehlt! Er schläft schon.“

„Was is g'fehlt, Nazi?“

Der junge Mann hatte zunächst die Anwandlung, sich in das Heu seines Lagers zu verkriechen, die Finger in die Ohren zu stecken und die Zähne fest übereinander zu beißen. Doktor Schwandner aber ließ jetzt mit seinen Fragen nicht nach, bis Nazi endlich hervorstotterte: „Eine Bitt' hätt' ich halt . . . Sö . . . Sö sind ja ein Studierter und beinah' ein Venediger Mannndl, die allerhand Spruchsegen wissen thun — zum Unsichtbarmachen und Stichfestwerden — und — und — und ein Liebsmittel hätt' ich halt gar z' gern g'habt, wenn S' eines wissen thäten.“

Nach dieser mühsam hervorgewürgten Rede hörte Nazi eine ganze Weile nichts als das Rascheln des Heues, auf dem sich der Doktor offenbar herumwarf. Der Bursch bekam schon Angst, der Herr könne sich am Ende beleidigt fühlen. Da klang endlich die Antwort durch die Finsternis herüber, aber mit merkwürdig veränderter Stimme:

„So, so . . . ein Liebesmittel! Ja, zu was denn?“

„Für d' Sunnleitner Reserl.“

„Wer is denn die?“

„D' Sunnleitner Reserl? Die is 's säuberst' Dirnderl in der ganzen Gegend.“

„Das muß schon so sein. Wenn sich der Nazi so ver-

liebt, daß er die Leut' gar um ein Zaubermittel angeht, das kann dann schon keine andere sein wie nur grad die Allerschönste. Aber wer is sie denn sonst?"

Der Bursch kratzte sich hinter den Ohren. „Ja, das is ja grad der Teufel! Die einzige Tochter is s' vom reichsten Bauern in St. Lorenzen unt'.“

Der Fremde piff halbblaut vor sich hin. „Kenn' mich schon aus. Da fehlt sich's halt beim lieben Geld. Groß is er grad nit, der Einödhof, und ihr seid's euer drei. Da hat der Nazi halt vor'm alten Sonnleitner Angst, daß er nein sagt, am End' gar schriftlich, mit'm Stecken auf'n Buckel, was?“

„Ja, so thät's schon sein,“ gestand der Bursch zögernd.

„Na also,“ fuhr der Doktor fort. „Aber was soll denn da der Liebestrank? Dem alten Geizteufel können mir doch kein' eingeben. Oder wie is's denn, Nazi, hast am End' der Reserl dei' Lieb noch gar nit z' verstehn geben?“

„Wohl, wohl — 's selb' schon,“ wehrte sich der Bursch eifrig. „Ein' großmächtigen Bleamelbuschen hab' i ihr g'schenkt, und 'n lebzeltens Herz, vorigen Kirta, \*) ja.“

„Na, was hat s' denn da g'sagt?“

„D' Reserl? Nix hat s' g'sagt.“

„Aber du dummer Kerl — was muß s' do g'sagt hab'n, wie d' ihr die Sach' geben hast?“

Jetzt kam etwas, was einzugestehen für den Nazi äußerst beschämend war. „Die . . . die hab' i ihr beim Kammerfensterl 'reing'schoben und . . . und bin davon g'rennt. Weil i mi' halt gar so viel scheniert hab'.“

Jetzt lachte der Doktor so laut heraus, daß in Nazi die helle Wut emporstieg. Er wäre um sein Leben gern grob geworden, aber das durfte er ja nicht.

\*) Kirchweihe.

Als Gschwandner seiner Heiterkeit Herr geworden war, fragte er: „Ja, dann weiß ja 's Reserl am End' gar nit, daß 's Herzerl von dir war?“

„Ah ja, 's selb' hat f' wohl g'wußt, 's Reserl. Hat mi' ja nachher so g'wiß ang'schaut, ja, und is ganz freundli' g'west zu mir. Aber g'sagt hat f' nig, und so hab' i halt auch nig g'sagt. Und grad, wie ich mir endlich fürg'nommen g'habt hab', heut machst halt du 's Maul auf und red'st — da war's aus mit der Freundschaft. G'schnappige Wörteln hat f' mir geben und 'm Holzer Ferbl süße Augen g'macht. Da hab' ich natürli' erst recht nig g'reb't.“

Der arme Kerl hielt schwer atmend einen Augenblick inne; dann fuhr er beinahe schluchzend fort: „Drum thät ich halt gar schön bitten um ein Mittel für d' Lieb', wenn's so was giebt, daß mir d' Reserl wieder gut sein müssen thät.“

Darauf antwortete der Stadtherr wiederum nicht gleich. Er überlegte sich offenbar, wie er dem Nazi helfen könnte, und als er dann redete, hatte er so einen gütigen Ton in der Stimme, gerade wie ein geistlicher Herr, dem ein armer Sünder gebeichtet hat, und der den armen, zerknirschten Hascher dann tröstet und aufrichtet.

„Weißt, Nazi,“ sagte er, „an dem Unglück in deiner Liebesach' bist du halt selber schuld, so viel ich's beurteilen kann. Ein Bub muß Schneid haben. Aber helfen will ich dir schon, ja, das will ich. Den Verliebten-Burschensegen werd' ich dir geben. Hat schon manchem g'holfen.“

Wie Nazi das hörte, kam eine stürmische Dankbarkeit und ein fürchterliches Grausen über ihn. Er war so dankbar dafür, daß der „Kämiker“ ihm helfen wollte, und er grauste sich, so nahe bei dem unheimlichen Menschen, der mit solchen Dingen Bescheid wußte, im Heu zu liegen.

Schließlich aber war die Dankbarkeit doch stärker als das Grausen. „Ich will ja gern zahlen, was 's kost't,“ stammelte er; „nur gar z' viel durft's nit sein. Viel hab' i nit.“

„Gar nig kost't's,“ antwortete der Fremde. „Mondschein hab'n wir heut nacht; steht eine Eiche in der Nähe von eurem Haus?“

„Drüben hinterm Schweinestall steht eine.“

„Na also, da haben wir alles, was wir brauchen, denn Tinte und Papier hab' ich bei mir. Wir gehn jetzt halt hinunter und warten unter dem Baum, bis es Zwölfe schlägt. Dann machst du dir mit mein' Taschmesser ein Rißerl in die Haut und laßt ein Tröpfel Blut ins Tintenfassel laufen —“

„Jesses Maria und Joseph!“ stöhnte Nazi in seinem Entsetzen auf. Er fuhr dabei so heftig zusammen, daß das Heu laut raschelte.

„Mir scheint gar, du glaubst, du sollst deine arme Seel' dem Teufel verschreiben, dem Gangerl?“ fuhr Doktor Gschwandner ihn an. „Keine Spur. Das is nur Sympathie. Ein Tröpfel von dein'm Blut muß bei der Tinte sein, mit der ich dir den Burschensegen aufschreib', sonst hilft er nit. Aber freilich, wenn du keine Kurage hast. . .“

„Aber ja, aber ja!“ jammerte Nazi in höchst uncouragiertem Tonfall. „Ich will ja all's thoan, daß i zu mein'm Reserl kimm! Wann der Ferbl die Dirn' heiraten thät, i ging ja ins Wasser!“

„Na also, dann kumm!“ —

Der Hoshund Sultan bellte wie rasend zweimal in dieser Nacht. Es war aber auch eine höchst verdächtige Geschichte. Zwei Männer schlichen da herum; erst vom Heustadel nach dem Schweinestall und nach einer Weile wieder zum Heustadel zurück. Der eine schien ja, so viel Sultan im Mondlicht erkennen konnte, der Haussohn zu

sein, aber der andere war ein Fremder. Und der wackere Hund zerrte bellend an seiner Kette, bis ihm ein Stück Holz an den Kopf flog. „Kusch, du verhölltes Malefizvieh übereinand'!“ Es war doch der Haussohn, und Sultan froh gedemütigt in seine Hütte.

Nazis Angehörige wunderten sich des anderen Tages nicht wenig über das kuriose Wesen des Burschen. Er war leichenblaß im Gesicht und ging so in sich gekehrt herum, als wär' ihm der leibhaftige Böse im Traum erschienen. Den Fremden hatte er am frühen Morgen auf den Weg nach St. Marein gebracht; aber so viel ihn die neugierigen Dirnen mit Fragen, was denn der Stadtherr noch alles geredet hätte, angingen, es war nichts Rechtes aus ihm herauszubringen. Dafür murmelte er etwas immer wieder vor sich hin, das im Anfange klang wie „zwei Witwer . . .“ und später wie „Forsthüter“, griff sich auch öfter nach der Herzseite seiner Weste. Als ihn aber die besorgte Mutter fragte, ob ihm etwas fehle, gab er nicht einmal eine Antwort.

Gegen Abend legte Ignaz sein Sonntagsgewand an, sagte so beiläufig, er wolle nach St. Marein hinuntersehen, und verschwand. Nach St. Marein wandte er sich aber nicht, sondern schlug am Kreuzweg den linken Waldsteg ein, der nach St. Lorenzen führte.

Der große, schöne Sonnleitnerhof lag am oberen Ende des Dorfes, so daß der weitläufige Garten, der hinter dem schloßähnlichen Wohnhause lag, sich an den Bergwald anlehnte. Ignaz verließ daher noch vor dem Dorfe den gebahnten Weg und schlich sich, vorsichtig wie ein Dieb, zwischen den hochragenden Fichtenstämmen in den Wald hinein, in dem sich das Abenddämmern schon zu ziemlicher Dunkelheit verdichtet hatte. Nur die leise rauschenden Wipfel in der Höhe waren noch rot angestrahlt, und die zu Neste

gehenden Vögel lärmten wie verrückt. Der Bursch schlich sich an den Zaun des Sonnleitnerschen Gartens heran, stieg vorsichtig und behende darüber hinweg und verbarg sich in der Nähe eines großen Beetes voll brennendroter und apfelblütweißer Nelken hinter einem Fliederbusch.

Da saß er nun und spähte scharf gegen den Eingang des Gartens hin. Das Herz schlug ihm dabei bis hinauf in die Kehle. Das kam aber nicht vom raschen Gehen allein, sondern hauptsächlich von der fürchterlichen Aufregung. Ob 's Meserl wohl daher kam? Zwar kam sie, eine fleißige Wirtschaftlerin wie sie war, häufig genug erst abends dazu, sich um ihre Blumen zu kümmern, und die Nelken waren ihre besonderen Lieblinge. Aber wenn Nazi Bsch hatte, konnte er doch lange hinter dem Strauch lauern und dann trübselig heimtrotten, wie der Fuchs, der den Hühnerstall leer gefunden hat. Kam das Mädchen aber, dann . . .

Es war schrecklich! Wenn er an dieses Dann nur dachte, der arme Kerl, fühlte er's in seinem Gesicht wie eine Flamme, seine Hände begannen zu zittern, und in seiner Kehle machte sich der gewisse gräßliche Klumpen breit, mit dem im Halse der Herr Pfarrer selber nicht reden konnte, so gut der's sonst versteht. Verzweifelt fuhr Ignaz mit den derben Fingern seiner Rechten in die linke obere Westentasche und fühlte nach dem Blättchen, das er dort, gerade an seinem ängstlichen Herzen, trug. Sowie das Papier zwischen seinen Fingern knisterte, wurde er merkwürdig ruhig. Es war, als ströme von dem Stückchen Papier eine geheimnisvolle, stählende Kraft aus, der seine Angst nicht standhalten konnte. Unternehmend zwirbelte er den Schnauzbart zwischen den Fingern und guckte nach dem Gartenpförtchen.

„Richti', da kummt s', d' Meserl!“ murmelte er plötzlich aufgeregt vor sich hin. „Herrgott, wie sauber das

Dirnderl is! . . . Wenn s' nur daherkommen thät, wo uns vom Haus niemand sieht . . . Saggra! Mir scheint gar, jetzt will s' dort zu die Rosen . . .“

Es war, als ob die Sehnsucht des lauernnden Burschen irgend einen fernwirkenden Einfluß auf das hübsche Mädchen hätte, das sich, die Gießkanne in der Hand, zwischen den Beeten hinbewegte, da begoß, dort etliches Unkraut auszupfte, da wieder eine hängende Ranke hochzog und an den Stab band. Nesi kam immer näher an das Nelkenbeet heran.

Dann war's einen Augenblick, als wolle sie umkehren und in das Haus zurückgehen. Ignaz starb fast vor Ungeduld in seinem grünen, fliederduftigen Vestek. Dann atmete er tief auf. Das Mädchen war wieder umgekehrt und kam nun mit raschen Schritten auf das Nelkenbeet los. Offenbar wollte sie sich ein paar der Blüten pflücken, um sie vor die Brust zu stecken oder in das Haar.

Als sie ganz nahe heran war, sprang Nazi hinter dem Busch hervor. Nesi stieß einen kleinen Schrei aus, dann erkannte sie den Eindringling und sah ihm mit hochgezogenen Brauen spöttisch ins Gesicht.

„Hi je . . . der Nazi! — Und wie ein Rauber aus'm Hollerbusch!“ \*)

„Zwa Witwer in Mode, Forsthüter im Neh!“ raunte Ignaz statt der Antwort; das Mädchen verstand kein Wort von dem sonderbaren Satze, sah den komischen Burschen verduzt an und wollte gerade fragen: „Was sagst?“ als der sonst so blöde Ignaz sich in einer ganz unerhörten Weise benahm. Er umfaßte stürmisch das Mädchen, das nicht wußte, wie ihm geschah, und küßte sie so schnell nacheinander dreimal auf den frischen Mund, als gälte es, den ersten Preis in einem Wettküssen zu gewinnen.

\*) Siehe das Titelbild.

Schwer aufatmend stieß ihn Reserl endlich von sich, um gleich darauf seine Hand zu fassen und ihn hinter den Busch zu ziehen, hinter dem er ihr so lange aufgelauert hatte.

„Was fällt denn dir ein?“ zankte sie leise. „So mitten im Garten . . . Wenn das einer g'fehn hätt' . . .“

„Ich hab' di' halt gar so viel gern, Reserl,“ raunte der Bursch heiß zurück, „daß ich mi' nimmer hab' halten können.“

„Jetzt auf einmal, du narrischer Ding?“ schmolte das Mädchen. „Hast di' do' so lang z'ruckg'halten.“

„Jesses — Reserl“, jubelte der Bursch gedämpft, „is dir denn . . . hast d' denn . . .“

„Hart is mir's wor'n und 'kränkt hab' i mi“, fiel ihm das Mädchen vormurfsvoll ins Wort. „Aber nachrennen hab' ich dir nit wollen . . .“

Der Fliederstrauch raschelte mit allen Blättern, offenbar vor Verwunderung über das stürmische Gehaben der beiden Menschenkinder, die sich da zu ihm geflüchtet hatten.

Endlich bekam Reserl wieder den Mund frei, so daß sie fragen konnte: „Aber sag mir einmal, Bub, was hast d' denn z'samm'g'red't, wie d' da herfür'gesprungen bist? Ich hab's nit recht verstanden in mein'm Schrecken, aber der helle Blödsinn war's, das is g'wiß.“

Die Frage ließ den Burschen ein wenig zusammenschauern. Sie rief ihm ins Gedächtnis zurück, was er im ersten Sturm seines Glückes vergessen hatte, daß dieses Glück nämlich bedenklich nach Hexerei und Teufelskunst schmeckte. Aber das war eben nicht anders. Die Frage konnte er nicht beantworten, weil ja die ganze Wirkung des Zaubers daran hing, daß er schwieg.

So antwortete er ausweichend: „Was waß i, was i da z'samm'g'red't hab'. Ein Unsinn kann's scho' g'west sei', 's selb' glaub' i gern. Jetzt reden wir lieber von

was G'scheitern. Was wird der Sonnleitner sagen, wann i sein' Madel heiraten will? O du mein, das wird a harte Ruß geben zum Aufbeißen."

„Hasenfuß du!“ antwortete Meserl lichernd. „Die Ruß beiß' i scho' selber auf. Wann i so recht bitt' und bettel', sagt der Vater nit nein.“

„Glaubst?“ meinte Nazi zweifelnd.

„Aber ja! Und dann hast du was an dir, was ihm g'fällt,“ meinte das Mädchen schalkhaft, „dein'n Plattfuß, wegen dem d' vom Militär frei worden bist. Er sagt immer, ein Bursch, der in der Stadt bei die Soldaten war, is zum Bauern verdorben, und ein' solchen möcht' er sein' Hof nit geben . . .“

„Nesi!“ rief eine rauhe Stimme vom Hause herüber, „wo steckst d' denn?“

Die Liebenden stoben nach einem raschen Abschiedsruß auseinander. Das Mädchen durfte ihrem Vater die Laune nicht verderben, indem sie ihn warten ließ.

Ein paar Jahre später sah sich der alte Pfarrer von St. Lorenzen veranlaßt, wider Wahrsagerei und Zauberei zu predigen. Hatte sich da ein altes Weib in der Gegend anfässig gemacht, verdrehte den dummen Madeln mit ihrem Kartenauffschlagen die Köpfe und lockte ihnen für allerlei Hofuzpokus die Kreuzer aus dem Beutel. Der hochwürdige Herr nahm sich das Unwesen auf der Kanzel gründlich vor und bewies, daß derartige Dinge entweder purer Schwindel sei, dann helfen sie nichts, und es ist schade um das dafür aufgewendete Geld. Hilft's aber, dann hat der höllische Erzfeind sein Spiel dabei, und um die ewige Seligkeit dessen, der sich dieser schwarzen Künste bedient, ist es böse bestellt. —

Nach dieser wackeren Predigt saß der geistliche Herr

gerade beim Frühstückstisch, als der junge Sonnleitnerbauer ganz verstört bei ihm eintrat.

„Ja, was drückt denn Euch, lieber Sonnleitner?“ fragte der freundliche Alte ganz erstaunt.

Der Bauer fuhr mit der braunen Rechten sich über die strohblonden Haare und sah aus seinen blauen Augen dem Geistlichen ängstlich ins Gesicht.

„Ohne Ihre Predigt, Herr Pfarrer! Ich ... ich hab' Zauberei 'trieben.“

Der Geistliche schüttelte lächelnd den Kopf. „Ihr habt auch mit der Alten z' thun g'habt? Ein Mann? Ich hab' g'meint, nur die Weiber sind so dumm.“

„Mit die Kartenauffschlagerin war's. Vor vier Jahren ein Stadtherr. Ich war no' z' Haus bei mein'm Vatern, da hat er bei uns übernacht'. I hab's eahm glei' ang'mirkt, der kann mehr wie Brot essen, und weil mi' d' Reserl, mei' jekig's Weib, halt gar nit hat anschau'n mögen, bin i ihn um ein' Liebeszauber an'gangen. Und g'holfen hat's. Die Reserl is jetzt mei' Weib, und i bin der Sunnleitnerbauer wor'n. Aber um mei' Seelenheil is mir bang. Wann halt der Hölliche im Spiel g'wesen thät sein.“

Der Pfarrer sah den aufgeregten Mann zweifelnd an. Ein Kirchenlicht war der gute Nazi ja nie gewesen — sollte er einen kleinen Leibschaden unter der Schädelsdecke haben?

Nazi legte diesen Blick offenbar anders aus, denn er sank förmlich in sich zusammen vor Angst, während er in seiner Beichte fortfuhr. Einen Zauberspruch hatte der Fremde ihn gelehrt und ihm einen Zaubersegen auf ein Blättchen Papier geschrieben. Den sollte er auf dem Herzen tragen, vor das Mädcl hintreten, rasch den Spruch sagen und sie dann dreimal küssen. Das hatte er gethan und mit Freude und Grausen zugleich gesehen, wie das

Mittel wirkte. Die Kesi hatte ihn ihren lieben Buben geheißt und so gethan, als hätte sie ihm die hochmütigen Blicke und die spitzen Wörter nur aus Aerger über seine Schüchternheit gegeben. Sie war dann sofort zu ihrem Vater hineingelaufen und hatte ihm die Einwilligung zu ihrer Heirat mit dem armen Einödbauernbuben mit der Drohung abgetroßt, daß sie in die Mürz springe, wenn der Vater nein sage — kurz, sie war rein verhezt gewesen.

Der Pfarrer schüttelte das weiße Haupt. „Wie hat denn der Spruch g'heißen, den Ihr habt sagen müssen?“

„Zwa Witwer in Mode,“ stotterte der Bauer, „Forsthüter im Reh.“

„Aber Mensch,“ rief der Pfarrer ganz verwirrt, „das is doch Unsinn! — Habt Ihr das Papierl mit dem Zaubersegen noch?“

Nazi zog seine dicke Briestafche, suchte eine Weile darinnen und brachte dann ein arg vergilbtes und zerknitzertes Zettelchen hervor. Während er das dem geistlichen Herrn hinreichte, murmelte er von Grausen geschüttelt: „Ein paar Tropfen von mein'm Bluet hab' ich müssen in die Tinten laufen lassen, mit der er's g'schrieben hat, Herr Pfarrer!“

Der geistliche Herr setzte die Brille auf die Nase und besah sich die lateinischen Lettern auf dem Zettel mit kritischer Miene. Der Burschensegen lautete: „Spat rem-mud nebah egaruk run.“

„Was is das nur für eine Sprach'?“ brummte der Pfarrer kopfschüttelnd. „Ungarisch? — Türkisch?“ Er besah sich die geheimnisvollen Worte von allen Seiten und brach dann auf einmal in ein so fürchterliches Lachen aus, daß der Nazi ihn ganz entsezt anstarrte.

„Aber Sonnleitner —! Wißet Ihr . . . was das is? Deutsch ist's . . . nur . . . nur von hinten nach vorn lesen

muß man's . . . dann . . . dann heißt der Burschensegen:  
Nur Kurage haben, dummer Laps — hahahaha!"



Der Bauer stand mit herabhängender Kinnlade und weit aufgerissenen Augen so kläglich da, daß der Pfarrer

vor Mitleid mit seiner Beschämung endlich zu lachen aufhörte. Er wollte eben anfangen, den armen Menschen zu trösten, als er wie elektrifiziert emporfuhr.

„Richtig! Wie war doch der Spruch, den Ihr habt sagen müssen, Sonnleitner?“

Nazi wiederholte kleinlaut die sinnlosen Worte und sah, wie der geistliche Herr mit dem weißen Kopfe nickte, sich vergnügt die Hände rieb und offenbar riesig an sich hielt, um ihm nicht wiederum laut ins Gesicht zu lachen. Er schämte sich ganz fürchterlich, der arme Mensch.

„Richtig, richtig!“ meinte der Pfarrer nun. „Er wird aber so gesagt haben: *Suaviter in modo, fortiter in re!* Nicht wahr?“

„Wohl, wohl!“ rief der Bauer erfreut. „So hat er g'sagt, i hab' mir's nur nit so recht merken können.“

„Das ist ein lateinischer Spruch, Sonnleitner,“ sagte der alte Herr nun möglichst ernsthaft, „und heißt auf deutsch: Tapfer in der Sache, mild in der Form. Also auf diesen Fall angewandt so viel als: Wenn du ein Dirndel gern hast, so nimm's fest um den Hals, druck's aber nit gar zu stark. Ein Zauberspruch ist auch das nicht, aber ein gescheites Wort. Und so eins hilft oft besser als das schönste Hexensprüchel.“

Der Großbauer drehte den Hut in den schwieligen Händen und starrte in tödlicher Verlegenheit auf die weißgeschuerten Dielen nieder. „Wenn i halt bitten dürft', Herr Pfarrer,“ würgte er endlich hervor, „daß Sö kein' Menschen im Dorf was erzählen von der G'schicht'.“

„Aber wo werd' ich denn,“ tröstete ihn der alte Herr, „geh nur ruhig z' Haus. Keine Seel' erfährt was. — Eigentlich schad',“ fügte er in Gedanken hinzu. „Der Spaß is zu gelungen . . .“

Der Sonnleitner ging. Sowie er zu Hause angekommen war, ließ er ein kleines Fäßchen seines besten

Weines aus dem Keller holen und schickte es mit einer schönen Empfehlung in den Pfarrhof.

Gerade dieser Wein aber brachte die Geschichte, die er ersäufen sollte, an den Tag. Ein paar Monate später kam nämlich ein Büchermensch nach St. Lorenzen. Der Herr verkehrt gerne mit alten, fröhlichen Landgeistlichen und freundete sich auch gleich mit dem Ortspfarrer an. Der lud ihn einmal zum Mittagessen ein, bei dem der gute Wein des Sonnleitners auf den Tisch kam. Und als der lustige alte Herr in recht fröhlicher Stimmung war, erzählte er seinem Gaste die Geschichte vom Burschen-segen.





## Das Fahrrad im Kriege.



Mit 12 Illustrationen.

Militärische  
Skizze von  
Hans Scharwerker.

(Nachdruck verboten.)



**D**as als Werkzeug des Vergnügens und Sports so schnell zu allgemeiner Beliebtheit gelangte Fahrrad hat sich auch in den modernen Heeren eine Stelle erobert, und seit dem

Feuern vom Rade aus. I.

Jahre 1890 giebt es in allen zivilisierten Staaten militärische Radfahrerabteilungen, deren Friedensübungen bewiesen, daß man zur Erkundung des Geländes, für den Depeschens- und Ordonnanzdienst, Besetzung weit vorgeschobener Punkte, Belästigung feindlicher Bagagen und Trains, Abschneiden und Legen von Telegraphen- und

Telephonleitungen u. s. w. die lautlos sich fortbewegenden Radfahrer in vielen Fällen besser verwenden könne, als Kavallerie.

Aber bisher war keine Gelegenheit, die Brauchbarkeit der neuen Waffe im Felde zu erproben; diese giebt erst der jetzt tobende südafrikanische Krieg, und zwar in um so interessanterer Weise, als England nicht nur das Land ist, in dem das militärische Radfahren zuerst aufkam, sondern in dem es auch die stärkste Ausbildung erlangte.

Zwar das stehende Heer Großbritanniens hat keine Radfahrerabteilungen, nur eine Anzahl Meldefahrer. Aber die Freiwilligen haben sich mit um so größerem Eifer diesem

Zweige des militärischen Dienstes, der dem Sport so nahe verwandt ist, hingegeben und in der That über den etwaigen möglichen Kriegsgebrauch des Rades in jeder nur erdenklichen Weise die umfassendsten Versuche gemacht. Die Radfahrerabteilungen der englischen Freiwilligenregimenter zählen nicht weniger als 4000 Mann und umfassen nicht nur Infanterie und Meldefahrer, sondern auch Ambulanzabteilungen und sogar Artillerie mit leichten



Feuern vom Rade aus. II.

Maxim-Schnellfeuergeschützen auf Dreirädern. Diese englischen Radfahrer sind es, die nun auch die Probe ablegen müssen, ob die im Manöver gewonnenen Ergebnisse sich in der Wirklichkeit bewähren, und man blickt

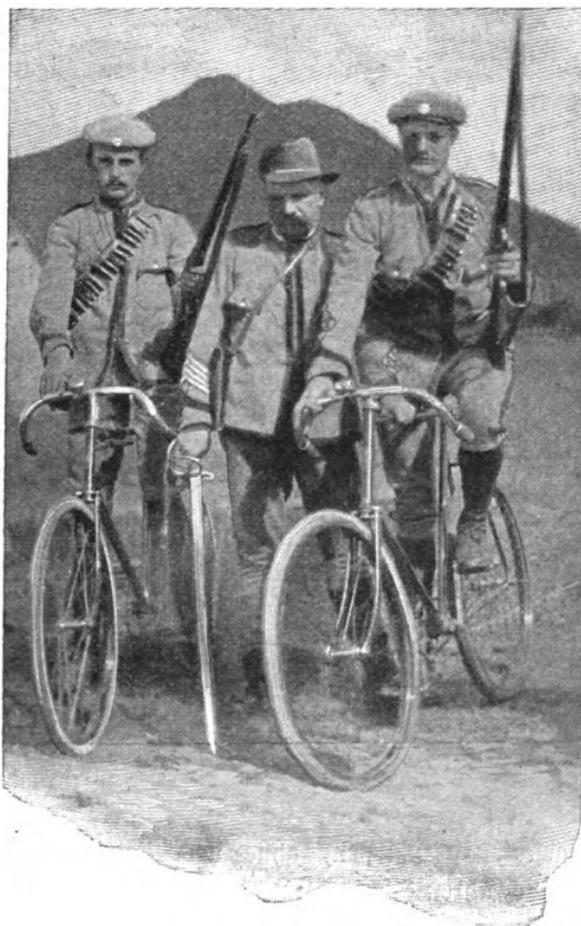


Englischer Meldefahrer.

mit nicht geringer Spannung auf die Entscheidung dieser Frage, die für alle Heere von Wichtigkeit und für das große Publikum höchst interessant ist.

Die englischen militärischen Meldefahrer sind ganz in bräunlich gelben Khaki-Drell gekleidet, und auch ihre Räder sind mit derselben Farbe angestrichen, damit sie

sich möglichst wenig von dem südafrikanischen Boden abheben und den Buren schützen kein gutes Ziel bieten. Die Straßen in Natal, der Kapkolonie, dem Dranje-Freistaat



Meldefahrer der Buren.

und Transvaal sind zwar im Vergleich zu Europa sehr spärlich und auch nicht von bester Beschaffenheit, aber keineswegs so schlecht, um etwa das Radfahren unmöglich zu machen. Vor dem Kriege blühte der Radfahrtsport in

allen Städten, besonders in Ladysmith und Johannesburg. Die Buren haben sich dieses moderne Fahrzeug denn auch ebenfalls sofort zu nütze zu machen gewußt, und eine ganze Anzahl vorzüglicher Radfahrer; Mitglieder des Johannesburger Wandererklubs, darunter solche, die wiederholt Preise auf der Rennbahn davongetragen haben, dient ihnen als Meldefahrer. Radfahrerabteilungen dagegen besitzen sie nicht.

Am meisten nützen vielleicht die Militärradfahrer für



Sergeant Rule hebt einen Verwundeten auf und . . .

den Aufklärungsdienst, als Patrouillen und zur Beunruhigung des Feindes. Die englischen Militärradfahrer sind darauf geübt, zu schießen, ohne das Rad verlassen zu müssen. Sie führen alle als Hauptwaffe das lange Militär-gewehr, obwohl nach dem Urteil von Fachmännern der kurze Karabiner vorzuziehen wäre, da er beim Fahren weniger hindert und auf dem Rade leichter zu handhaben ist. Aber der englische Freiwillige mag sich nun einmal von der gewohnten langen Büchse nicht trennen.

Welche Geschicklichkeit die Leute in Führung der Waffe

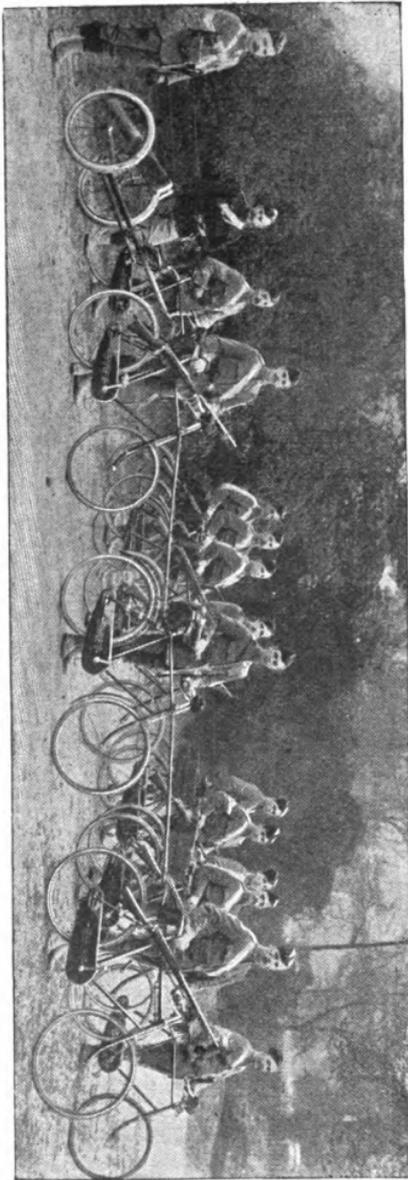
auch unter sehr schwierigen Umständen erlangt haben, zeigen unsere beiden Bilder „Feuern vom Rade aus I und II“. Ist es schon nicht leicht für den Radler, einen Schuß abzugeben, ohne abzustiegen, da man sich dabei auf dem stillstehenden Rade im Gleichgewicht zu halten hat, so erinnert es schon an Akrobatenkunststücke, wenn der Radler, wie auf



... bringt ihn aus dem Gefecht.

Bild II, seinen gestürzten Gefährten vor sich auf die Lenkstange nimmt und mit ihm davonfährt, während der andere, über seine Schulterfeuernd, den Rückzug deckt.

In solchen Kunststücken haben es überhaupt die englischen Freiwilligen durch unausgesetzte Übung weit gebracht und damit bei ihren jährlichen Manövern bei dem zuschauenden Publikum stets den höchsten Enthusiasmus erregt. Ob sich dergleichen unter dem Feuer der Buren



Radfahrerabteilung mit Maximgeschütz.  
 Rad einer Spiontruppe von M. G. Thomas in Genbon

ebensogut ausführen läßt, ist sehr zu bezweifeln. Jedenfalls kann so etwas höchstens als ein hin und wieder vorkommendes Bravourstück gelten, das einem ausnahmsweise geschickten, starken und kaltblütigen Mann unter besonders günstigen Umständen wohl einmal gelingt, aber in größerem Umfange undurchführbar ist.

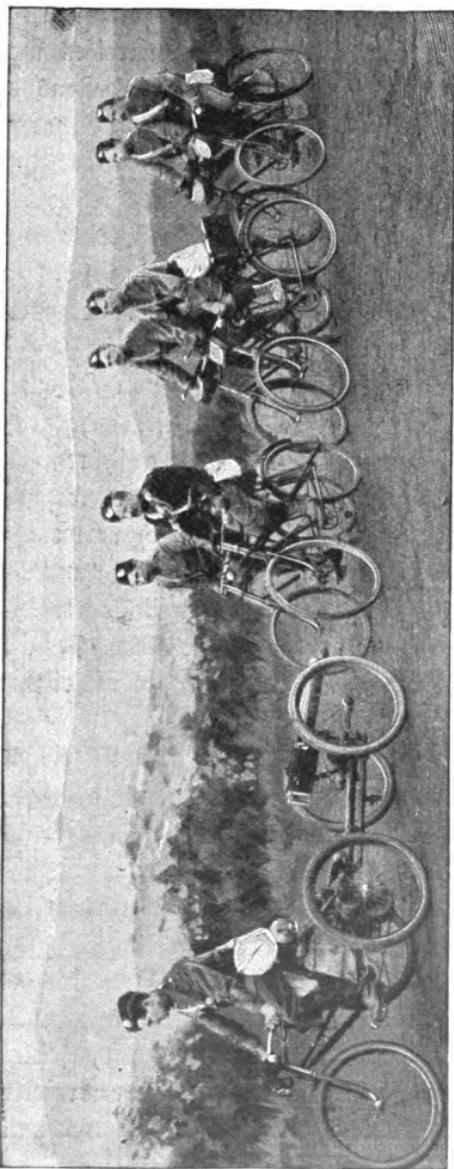
Daselbe gilt von den Produktionen, welche uns die beiden Bilder auf S. 114 u. 115 vor Augen führen und deren Held ein Sergeant Nule ist.

Im allgemeinen muß man als feststehend annehmen, daß im Fahren für den Radler weder ein halbwegs sicherer Schuß noch sonst eine andere Kraft und Geschicklichkeit erfordernde Leistung ausführbar ist. Daher ist die Repetierpistole oder der Revolver die eigentliche Waffe des einzelnen Radfahrers im Rund-

schafter-, Patrouillen- oder Melbedienst. Damit kann er sich selbst im schnellsten Fahren seiner Verfolger erwehren,

falls sie ihm zu nahe kamen, ohne die Lenkstange fahren lassen zu müssen. Der Säbel ist als Waffe natürlich ganz ausgegeschlossen, da auf ein Handgemenge sich weder der einzelne Radfahrer, noch eine Radfahrerabteilung je einlassen kann. Schon die Mitführung des Säbels wäre ein nicht zu überwindendes Hindernis. Die Sicherheit des einzelnen Radfahrers beruht in erster Linie auf seiner Schnelligkeit und der Geräuschlosigkeit seiner Fortbewegung.

Anders verhält es sich mit größeren Radfahrerabteilungen, die nicht nur zum Angriff, sondern auch zu wirksamer Verteidigung gegen Infanterie wie Kavallerie gut zu verwenden sind, besonders wenn sie noch ein Maxim-Schnellfeuergeschütz



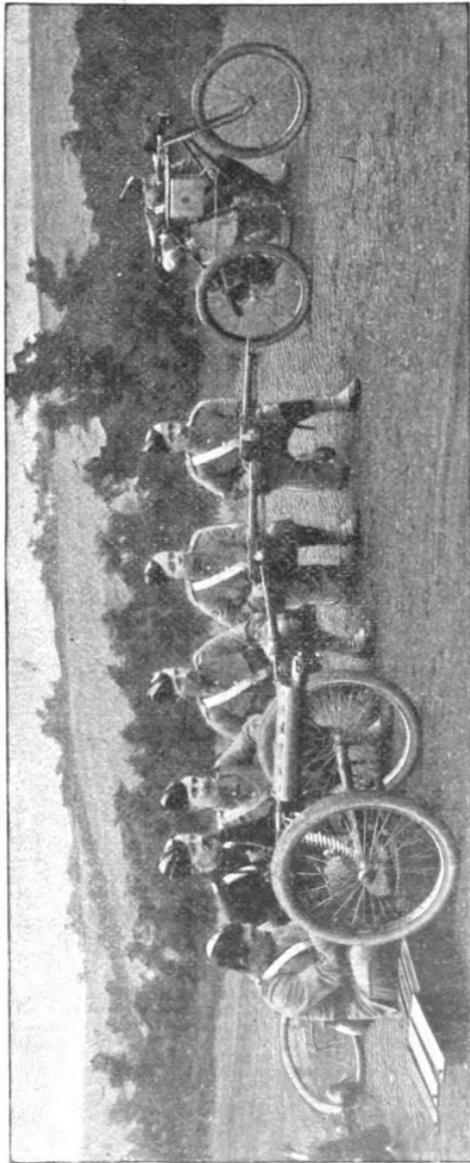
Radfahrerabteilung mit von einem Motordreirad gezogenen Maximgeschütz auf dem Marsche.

mit sich führen. Ein solches ist entweder auf zwei sehr starken Rädern mit Luftreifen montiert und muß wegen seiner Schwere von mindestens drei Radfahrern gezogen werden, die sich in Linie davorspannen und ihre Räder miteinander verbinden, oder man läßt das Geschütz durch ein Motordreirad ziehen. Das ist bequemer, aber im fernen Südafrika vielleicht nicht so praktisch als das erstere Verfahren, da man stets für rechtzeitige Speisung des Motors mit Benzin oder Petroleum zu sorgen, diese Brennstoffe also mitzuführen hat in einem Lande, in dem es oft auf Hunderte von Kilometern keine Stadt giebt. Ueberhaupt werden militärische Radfahrerabteilungen überall da, wo die Straßen aufhören, und der nur von Ochsen benutzte, arg zerfahrene Landweg oder das freie „Weldt“ beginnt, wohl schwerlich verwendbar sein, und ihre Wirksamkeit kann sich offenbar nur längs der Hauptstraßenzüge entfalten oder in der Nähe der Städte, belagerter Waffenplätze und Festungen, wo sie allerdings ganz an ihrem Platze sind und der Heeresleitung sehr nützliche Dienste leisten.

Bei der Radfahrerartillerie handelt es sich natürlich um ganz leichte Maximgeschütze, die Kugeln von der Größe des gewöhnlichen Militärgewehrs schießen, also um keine Artillerie im gewöhnlichen Sinne. Schon so macht die Fortschaffung der Munition Schwierigkeit genug; jeder Mann der Begleitmannschaft muß in einer an seinem Rade angebrachten Tasche eine bestimmte Menge der erforderlichen Munition mitführen. Da diese ihrer Schwere wegen nicht allzu reichlich sein und höchstens für das Feuer weniger Minuten ausreichen kann, so ist die Wirksamkeit einer solchen Truppe auf einen ziemlich engen Kreis um das Munitionsdepot herum beschränkt, aber in gewissen Gefechtslagen, bei Ausführung eines schnellen Vorstoßes, bei Bedrohung einer Verbindung, Verstärkung

einer bedrohten Position oder Verteidigung einer Straße immerhin nicht zu unterschätzen.

Ganz besonders wertvoll sind militärische Radfahrerabteilungen zur Ausföhrung plötzlicher Streifzüge ins Gebiet des Feindes. Die schnelle und geräuschlose Fortbewegung ermöglicht es ihnen weit besser als der Kavallerie, einen exponierten feindlichen Posten unerwartet zu überfallen und, ehe Hilfe naht, wieder zu verschwinden, einen Bagage- oder Proviantzug wegzunehmen, eine Telegraphenverbindung abzuschneiden, eine Brücke oder Eisenbahnüberführung zu sprengen, kurz, mit geringen Kräften erheblichen Schaden anzurichten. Der einzige Nachteil ist, daß solche Unternehmungen immer an gute Straßen ge-



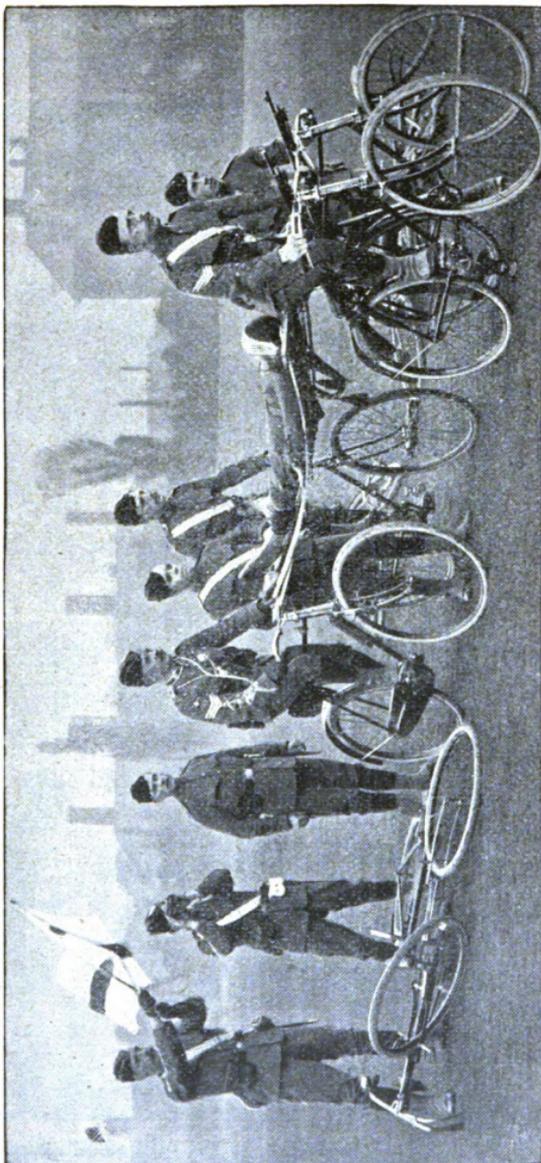
Radfahrer mit Maximgeschütz verteidigen eine Straße.  
Nach einer Photographie von Witbmann & Co. in Wotting.

bunden sind. Zwar vermag der Radfahrer auch auf schlechtem Wege und über freies Feld mit einem guten Militärrade fortzukommen; aber es geht dann so langsam, und der Kraftaufwand ist so groß, die Gefahr der Beschädigung des Rades so drohend, daß man wohl nur im äußersten Notfalle Radfahrerabteilungen abseits der Hauptstraßen verwenden wird.

Die englischen Freiwilligen haben, wie schon eingangs bemerkt, auch ein Radfahrer-Ambulanzcorps, das unter dem Schutze der Fahne mit dem Genfer Kreuz leicht bis in die Gefechtslinie vordringen und einzelne besonders wichtige Verwundete, wie hohe Offiziere, schnell nach den Verbandplätzen schaffen kann. Zwischen vier Radfahrern, von denen die zwei vorderen und zwei hinteren zwecks besserer Stabilität ihre Räder durch eine Querstange verbunden haben, wird eine Segeltuchplane ausgespannt, die eine elastische und nicht stoßende Unterlage für den Verwundeten bildet. Massentransport ist freilich dabei ausgeschlossen, und es kann sich, wie schon bemerkt, dabei immer nur um einzelne Verwundete handeln, an deren Rettung besonders viel gelegen ist.

Zeigt sich somit eine höchst wichtige und vielseitige Verwendbarkeit des Fahrrads im Kriege, so ist doch stets ein damit verbundener und nicht wegzubringender Nachteil vorhanden, der schon wiederholt berührt wurde: die Unbrauchbarkeit des Rades im weglosen Gelände oder gar im Gebirge. Was macht eine Radfahrerabteilung oder der einzelne Militärradfahrer, wenn er vom Wege abgedrängt wird oder gar zwischen pfadlose Berge gerät, eine Gefahr, die ja in Südafrika besonders nahe liegt? Für diesen Fall ist in England nicht vorgesorgt. Die englischen Radfahrer, die nur feste Räder verwenden, sind in solchem Falle gezwungen, wenn der Feind sie drängt, ihre Stahlrossе im Stich zu lassen.

Anders in Frankreich und Amerika, wo man sich zur Annahme des Klapprades entschieden hat, auf das wir schließlich auch noch einen Blick werfen müssen. Im französischen Generalstabe hat man seit Jahren sich eifrig mit der Verwendbarkeit des Fahrrades im Kriege beschäftigt, und besonders den Bemühungen des Majors Gérard ist es zu verdanken, daß Frankreich seit dem Jahre 1897 nicht weniger



Radfahrer-Ambulanzabteilung in Châtigkeit.

als 25 Compagnien radfahrender Infanterie außer den Meldefahrern besitzt. Ausgerüstet sind die Leute mit

dem von Gérard konstruierten Klapprade. Dieses wiegt nur 14 Kilogramm, und die beiden Räder können durch



Französische Militärradfahrer mit Klapprad.

ein paar einfache Handgriffe in weniger als einer Minute so zusammengeklappt werden, daß sie übereinander

zu liegen kommen, und der Radfahrer sein Fahrzeug an Stelle des Tornisters ohne jede besondere Schwierigkeit auf den Rücken zu nehmen vermag. Gerät die Radfahrercompagnie in schwieriges Gelände oder muß sie vom Wege abweichen, so ertönt das Kommando: „Maschine auf den Rücken!“ Jeder klappt sein Rad zusammen, hängt es



Amerikanische Militärradfahrer mit Klapprad.

über, und die Radfahrertruppe verwandelt sich in eine gewöhnliche Infanteriekolonne.

Trotz der unleugbaren Vorteile dieses Systems fehlt es nicht an gewichtigen Gründen, die dagegen sprechen. Das Klapprad ist notwendigerweise komplizierter, daher auch leichter verletzlich als das gewöhnliche Rad; außerdem bedingt die Konstruktion, daß das Gewicht des Fahrers gerade über die Hinterachse zu liegen kommt, was höchst

ungünstig ist. Außer der französischen Armee hat sich daher auch nur die amerikanische entschlossen, ebenfalls Versuche mit einem Klapprad zu machen, obwohl Major Baden-Powell, der neuerdings so oft genannte Verteidiger von Masfeking, ein zerlegbares Rad erfunden hat, das er für englische Militärzwecke für sehr geeignet hält. Er hat es „Tripartite“ genannt. Dies Rad zerfällt durch Herausziehen einiger Haspen in drei Teile, die man aufeinander legen und dann leicht auf dem Rücken tragen kann. Bis jetzt aber hat es weder bei den englischen Freiwilligen noch bei den Meldefahrern des stehenden Heeres Anklang gefunden.

Das amerikanische Klapprad, das nach seinem Erfinder Ryan-Klapprad genannt wird, hat vor dem französischen den großen Vorzug, daß man es augenblicklich durch einen einzigen Druck auf eine Feder zusammenklappen und wieder öffnen kann, ohne Haspen, Klammern und dergleichen herauszuziehen oder zu befestigen. Doch sind die Versuche über die Brauchbarkeit der Maschine noch nicht abgeschlossen, und im amerikanischen Heere gegenwärtig noch Fahrräder nach verschiedenen Mustern und Konstruktionen im Gebrauch.

Beim deutschen Heere ist bekanntlich jedes Bataillon mit vier Fahrrädern ausgerüstet, und in den Manövern der letzten Jahre hat man aus den Radfahrern ebenfalls größere Abteilungen gebildet, deren Verwendung zum Teil vorzügliche Resultate ergab.

Alle noch so sorgfältigen Versuche im Frieden aber können über die Brauchbarkeit einer Waffe nicht entscheiden. Nur der Krieg kann es. Die Militärbevollmächtigten der europäischen Staaten in Südafrika werden dort nicht nur beobachten, wie sich das Mausergewehr, die Lyddithaubitze und die drahtlose Telegraphie, sondern auch wie sich das Fahrrad im Kriege bewährt.



# Neu-Paris.

Novelle von Gerd Harmstorf.



(Nachdruck verboten.)

1.

**D**ie Sonne, welche an einem Frühlingsmorgen des Jahres 1798 in all ihrer königlichen Pracht an dem wolkenlosen Himmel Louisianas emporgestiegen war, beleuchtete ein Schauspiel, wie es seltsamer die tausendjährigen Baumriesen da drunten sicherlich noch niemals gesehen hatten. Am linken Ufer des Ouachitta, jenes stolzen, prächtigen Stromes, der seine dunklen Fluten dem Red River, dem gewaltigen Nebenflusse des Mississippi, entgegenwälzt, inmitten einer fast noch unberührten Wildnis von uralten Eichenwäldern und weit gebehnten Prairien, vollzogen sich merkwürdige Ereignisse, die in ihrem fremdartigen Pomp einen beinahe grotesken Gegensatz bildeten zu der erhabenen Größe der umgebenden Natur.

Auf einer weiten, offenbar erst vor kurzem durch Abholzung gewonnenen, waldumsäumten Fläche hart am Stromufer erhoben sich da ein paar Duzend roh gezimmelter Blockhäuser, die zwar an Größe verschieden waren, deren Herstellungsweise aber durchweg dieselbe primitive und nachlässige zu sein schien — Neu-Paris. Das stattlichste dieser Gebäude, das offenbar von vornherein be-

stimmt gewesen war, die anderen zu beherrschen, stand an einem etwas erhöhten Punkt und zeichnete sich nicht nur durch das Vorhandensein eines zweiten Stockwerks, sondern auch durch eine rings um das ganze Haus laufende Galerie und eine Art von Arkade aus, deren Säulen freilich nur glatt behauene Baumstämme waren. Aus mächtigen Klöcken gebildete Freitreppen führten rechts und links zu der Galerie empor, über deren notdürftig zusammengezimmerte Brüstung indessen hie und da große, kostbare Teppiche herabhingen. Auf dem Dache flatterte eine seidene Fahne in den Farben Frankreichs, um die rohen Holzsäulen schlangen sich Blumengewinde, und zwei funkelnagelneue, blitzblanke Feldgeschütze zur Rechten und zur Linken der geschlossenen Thürflügel erhöhten den stolzen und gebietenden Eindruck des Ganzen.

Eine bunt gemischte Menschenmenge, in ihrer Zusammensetzung vielleicht die wunderbarste, die man je auf so engem Raume bei einander gesehen, drängte sich vor dem Hause. Es mochten drei- bis vierhundert Personen sein, und es war nicht nur jedes Alter und Geschlecht, sondern auch jede Hautfarbe und jede nur immer erdenkliche Art der Bekleidung, vom dürftigsten Lendenschurz bis zur goldstarrenden Galauniform eines französischen Höflings aus den Zeiten des verflorenen Königtums, unter ihnen vertreten. Rothhäutige Indianer, malerisch in bunte Wolldecken gehüllt, ebenholzschwarze Neger in mehr oder weniger zerrissenen Hemden, Mischlinge von allen Farbtönen standen da in friedlicher Gemeinschaft neben schönen, reich gepuzten und mit Edelsteinen förmlich beladenen Kreolinnen und neben zierlichen Kavaliern, die eine ganze Wolke von Wohlgeruch um sich verbreiteten, und deren tabelloser Anzug sie ohne weiteres in den Stand gesetzt hätte, irgend einem Staatsoberhaupte in feierlicher Audienz ihre Aufwartung zu machen.

Auf all diesen in Schnitt, Färbung und Sauberkeit so gewaltig verschiedenen Menschengesichtern lag ein Ausdruck erwartungsvoller Spannung, der sich selbst in den stumpfsinnigen Mienen der Indianer deutlich erkennbar ausprägte, und der in diesem Augenblick etwas wie ein Band der Zusammengehörigkeit um die abenteuerlich gemischte Gesellschaft schlang. Auf einen einzigen Punkt war die Aufmerksamkeit aller gerichtet, auf einen Gegenstand, der allerdings den meisten von ihnen als ein wahres Wunder nie geschauter und nie geahnter Pracht erscheinen mußte.

Welcher von den gelben, roten oder schwarzen Bewohnern Louisianas hätte denn auch je zuvor Gelegenheit gehabt, in einem Lande, das damals erst gar wenige fahrbare Straßen aufzuweisen hatte, und dessen Verkehr sich fast ausschließlich auf dem Rücken seiner zahlreichen Ströme vollzog, eine sechsspännige Galakutsche zu sehen, zumal ein so riesengroßes, prunkhaftes Exemplar, wie es hier die staunenden Augen der Beschauer blendete! Zwischen vier gewaltigen, vergoldeten Rädern hing in breiten Gurten der ebenfalls goldglänzende, mit kunstvollem Schnitzwerk verschwenderisch verzierte Wagenkasten, der nicht viel kleiner war als die kleinsten der umliegenden Blockhäuser, und dessen Herrlichkeit nur in geringfügigem Maße beeinträchtigt wurde durch den Umstand, daß die Mehrzahl der Glasfenster, aus denen sein Oberteil vornehmlich bestand, den langwierigen Transport von Paris bis an den Duachitta nicht unverfehrt überstanden hatte. Vier schön gearbeitete Liebesgötter von der Größe zwölfjähriger Kinder trugen das Dach der Kutsche, und eine reich mit silbernen Lilien besetzte Sammetdecke war über den Sitz des Kutschers gebreitet.

Dieser letztere selbst bildete wieder für sich allein eine Sehenswürdigkeit. Seine imposante Persönlichkeit, die

man wohl ohne Uebertreibung auf ein Leibesgewicht von beiläufig drei Zentnern schätzen konnte, wirkte noch gewaltiger und gebieterischer durch die Unmenge von kostbarem Pelzwerk, mit dem sie trotz der bereits recht empfindlichen Hitze umgeben war. Eine lang herabwallende, weiße Perücke umrahmte das bartlose, kirschröte Antlitz des Mannes, und in der erhabenen Ruhe, mit der er die Ungeduld der sechs feurigen, mit hohen Straußfederbüschen geschmückten Kasse zu meistern wußte, offenbarte sich die ganze Ueberlegenheit eines seiner hohen Bedeutung vollbewußten Würdenträgers. Er hatte so wenig einen Blick für die bunte Menge zu seinen Füßen als für die dreißig regungslos dastehenden, in schnurgerader Linie aufgepflanzten Soldatengestalten in der Uniform der alten königlichen Leibgarde, die ein glänzendes Spalier von dem Hausthore bis zum Wagenschlag bildeten.

Nun endlich — die Spannung der Menge hatte inzwischen ihren höchsten Grad erreicht — erschien oben auf der Galerie des Hauses ein Diener und winkte mit seinem Taschentuche herab. Der schmuße Offizier, der die dreißig Soldaten befehligte, gab ein weithinschallendes Kommando, die beiden Kanoniere, die bis dahin gleich Standbildern aus Erz neben ihren Geschützen gestanden, legten die Lunten an, und mit gewaltigem Krachen rollte der Donner der Kanonen über den breiten Wasserspiegel des Duachitta dahin, in mehrfachem Echo zurückgeworfen von den dichten grünen Mauern der umgebenden Eichenwälder. Im nämlichen Augenblick ertönte auch der Klang eines Glöckleins, der freilich etwas zu dünn und schwächlich war, um besonders feierlich zu wirken. Er kam von dem Dache eines ungefähr hundert Schritte entfernten, niedrigen und langgestreckten Blockhauses, das mit seinen aus rohen Cypressenstämmen hergestellten Außenwänden keinerlei höhere Bestimmung vermuten ließ.

Dichter drängte sich alles zusammen, und länger streckten sich die Hälse, als jetzt die Thorflügel auffsprangen und ein ganzer Schwarm von reichgalonnierten Bedienten, von schlanken, in Sammet und Seide gekleideten Pagen und von würdevoll einherschreitenden Kavalieren in den prächtigen Uniformen der Ludwigsritter sich aus dem Inneren des Hauses ins Freie ergoß. Dann wieder für die Dauer einiger Sekunden lautlose Stille. Ein neues Kommando — abermaliger Kanonendonner — und endlich der lang-ersehnte große Moment, da der Held des Tages selbst sich den Blicken des Volkes zeigte.

Mit leichten, beinahe tänzelnden Schritten trat er aus dem Hause, in einen gestickten, hellblauen Sammetrock mit steifen Schößen gekleidet, ein breites Ordensband gleich einer Schärpe über der Brust, in Kniehosen, weißseidenen Strümpfen und roten Schuhen, deren goldene Schnallen mit Brillanten besetzt waren. Auch ihm fielen, wie dem Kosselenker, die Locken der gepuderten-Perücke bis auf die Schultern herab. Den flachen, dreieckigen Hut aber, der seiner Form nach überhaupt unmöglich die Bestimmung haben konnte, als Kopfbedeckung zu dienen, trug er in der Hand. Die Soldaten präsentierten ihre Gewehre, wie sie es in Versailles oder Fontainebleau nicht besser hätten thun können. Das Glöcklein schien noch emsiger als bisher zu bimmeln, und die gepuzten Damen und Herren schwenkten unter unaufhörlichen Zurufen ihre Hüte und Taschentücher, während die übrigen, halb oder ganz nackten Zuschauer ihre Bewunderung mehr durch schweigendes Staunen kundgaben.

Freundlich nach rechts und nach links grüßend, schritt der Mann im hellblauen Rock zum Wagen. Er mochte ungefähr fünfzig Jahre alt sein, und seine Gestalt war etwas zu wohlbeleibt, als daß sie eigentlich majestätisch hätte wirken können. Auch das sehr lebhaft gefärbte,

schwammige Gesicht mit dem stattlichen Doppelfinn war viel eher das eines an gute Küche gewöhnten Lebemanns, als das eines Imperators. Einzig in den noch jugendlich hellen blauen Augen leuchtete etwas wie Herrscherbewußtsein und Herrscherstolz.

Er wechselte ein paar Worte mit einem mageren, gelbhäutigen Herrn von unverkennbar spanischem Typus, der an seiner Seite ging, und der nach seinem prächtigen Anzuge wie nach seinen vielen Orden zu urteilen ebenfalls eine hervorragende Person sein mußte. Dann ließ er sich von mehreren Kammerdienern mit Haarbeuteln in die gewaltige Staatskarosse helfen, der hagere Spanier kletterte hinterdrein, vier Bediente sprangen hinten auf, und die sechs feurigen Rosse setzten sich auf einen leisen Zügeldruck des imposanten Kutschers in Bewegung.

Der Weg, den sie zurückzulegen hatten, war nicht eben lang, denn es handelte sich bei der mit so großer Feierlichkeit in Scene gesetzten Fahrt nur um die kleine Strecke bis zu dem Blockhause, auf dessen Dach das unermüdlche Glöcklein hing. Aber so kurz der Weg immer war, so gefährlich war er doch für eine mit sechs temperamentvollen Rappen bespannte schwerfällige Galakutsche vom Umfang eines mäßigen Wohnhauses. Man hatte sich zwar während der vorhergegangenen Tage eifrig bemüht, etwas wie eine Fahrstraße zwischen dem „Schloß“ und der „Kirche“ herzustellen, doch die Zeit war zu kurz gewesen, als daß man alle Baumstümpfe und knorrigen Wurzeln hätte beseitigen können. Die Folge davon war, daß der Wagen unausgesetzt auf eine höchst bedenkliche Weise hin und her schwankte, daß die vier Bedienten auf dem Sakaienbrett sich verzweifelt aneinander klammerten, um nicht herabgeschleudert zu werden, und daß mehr als einmal nur durch das rasche Eingreifen der eskortierenden Garde und des vornehmen Gefolges der Eintritt einer Katastrophe

verhindert wurde, die der ganzen Zeremonie auf sehr unerwünschte Weise ein vorzeitiges, tragikomisches Ende bereitet haben würde.

Der majestätische Kutscher war vor Aufregung nicht mehr kirschrot, sondern dunkelblau im Gesicht, als er endlich vor der Kirchenthür seine Kasse wieder zum Stehen gebracht hatte. Von den zersprungenen Wagenfenstern aber waren jetzt nur noch ein paar kümmerliche Scherben übrig geblieben.

Seltamerweise schien von allen Teilnehmern und Zuschauern der prunkhaften Auffahrt kein einziger eine Empfindung der grandiosen Lächerlichkeit zu haben, die dem ganzen Schauspiel anhaftete.

Sobald die beiden vornehmsten Persönlichkeiten im Inneren des primitiven Kirchleins verschwunden waren, drängte das Gefolge nach, und bald verkündeten die feierlichen Klänge, die durch die offenen Fenster drangen, daß die religiöse Zeremonie drinnen ihren Anfang genommen habe. Der junge Offizier, der die dreißig Gardisten befehligte, wollte seinen Leuten offenbar nicht zumuten, noch länger in der sengenden Sonnenhitze auszuharren, denn er erlaubte ihnen, aus dem Glicke zu treten, und er selbst zog sich in den Schatten eines ungefähr zwanzig Schritte von dem Kirchlein entfernten mächtigen Walnußbaumes zurück.

Der Eintritt in das Gotteshaus war allem Anschein nach nur einer kleinen Anzahl von Personen gestattet worden; weitaus die meisten standen in größeren und kleineren Gruppen zwischen der vielfarbigen Zuschauermenge, die dem pomphaften Zuge das Geleit gegeben. Zu einer dieser Gruppen gesellte sich jetzt ein von den reich gepußten Damen und Herren mit großer Ehrerbietung begrüßtes Paar, das soeben aus einem der entferntesten, hart am Waldestrande gelegenen Blockhäuser gekommen war.

Man konnte leicht erkennen, daß es Vater und Tochter waren, denn das Haar und der Knebelbart des hoch gewachsenen Mannes, dessen stolze Haltung viel mehr als seine überaus einfache Kleidung die vornehme Persönlichkeit verriet, waren bereits völlig ergraut, während das junge Mädchen an seinem Arm, eine Erscheinung von wahrhaft bezaubernder Lieblichkeit, sicherlich höchstens neunzehn oder zwanzig Jahre alt war. Auch sie war im Gegensatz zu den verschwenderisch geschmückten Damen, die hier inmitten der Wildnis von Louisiana wahre Schätze an kostbaren Gewändern und edlem Gestein zur Schau trugen, in ein schlichtes weißes, nach der Sitte der Zeit hoch gegürtetes Kostüm gekleidet, das indessen ihren schönen Wuchs wirksam genug zur Geltung brachte, um jeden weiteren Schmuck entbehrlich erscheinen zu lassen. Eine Fülle dunkler Locken fiel über den weißen Nacken herab, und zwei große schwarze Augen von seltsamer Schönheit leuchteten aus dem zart gefärbten jugendlichen Antlitz.

Die sanfte Weichheit ihrer Züge stand in einem auffälligen Gegensatz zu dem düsteren Ausdruck in den Mienen ihres Begleiters. In der That war nichts von festlicher Stimmung auf dem scharf und kühn geschnittenen, tief gebräunten Gesicht des Graubärtigen zu lesen. Seine noch in jugendlichem Feuer blizenden Augen schweiften geringschätzig über die bunte Menge hin, und um seine Lippen zuckte es spöttisch, als sie für die Dauer einiger Sekunden an der goldglänzenden Galakutschke mit den Liebesgöttern und den zerbrochenen Fenstern hingen. Er richtete eine kurze Frage an einen Kavaliere seiner Umgebung und gab dann mit einigen halblauten zärtlichen Worten den Arm seiner Tochter frei und trat stolz aufgerichtet in das Kirchlein ein, dessen Thür ihm die beiden dort aufgestellten Kammerherren sogleich mit beinahe demütiger Bereitwilligkeit geöffnet hatten.

Mit einer Aufmerksamkeit, die deutlich sein ganz besonderes Interesse an diesen beiden Personen offenbarte, hatte der junge Offizier unter dem Walnußbaum jede Bewegung des verspäteten Ankömmlings und seiner reizenden Begleiterin verfolgt. Fast in demselben Augenblick, da sich die Thür des Gotteshauses hinter jenem geschlossen hatte, war er an der Seite des jungen Mädchens. Er begrüßte sie mit einer tiefen, förmlichen Verbeugung, wie es auch die anderen Kavaliere gethan hatten. Aber als ihre Blicke sich dabei für einen Moment begegneten, wurde noch ein anderer stummer Gruß zwischen ihnen getauscht. Mit jener Geschicklichkeit in der Ausnützung günstiger Zufälle, über die in der Regel nur Liebende verfügen, wußten sie sich bald aus der schwärmenden Gruppe loszumachen, und wenige Minuten später gingen sie weitab von dem Menschengewühl unter dem bergenden Schatten der Bäume Seite an Seite in leiser, eifriger Unterhaltung auf und nieder.

„So sehe ich dich also endlich wieder, teuerste Geleste,“ sagte der junge Offizier. „Ach, ich kann dir nicht schildern, was ich in diesen endlosen acht Tagen gelitten habe. Wahrhaftig, ich glaube nicht, daß ich noch länger die Kraft besessen hätte, deinem grausamen Gebot zu gehorchen.“

Sie erhob die schönen Augen zu seinem Gesicht, und eine Fülle von hingebender Zärtlichkeit und Liebe sprach aus ihrem Blick. „Und doch mußten wir uns dies Opfer auferlegen, Armand! Seit jenem Ball, den dein Oheim zu Ehren der Frau de Lacalle und ihrer Tochter veranstaltete, befindet sich mein Vater in einer so finsternen und reizbaren Stimmung, wie ich ihn nie vorher gesehen. Und ich fürchte, daß er dir keinen sehr freundlichen Empfang bereitet hätte, wenn du in dieser Zeit gekommen wärest, uns zu besuchen.“

„Aber ich verstehe diese Befürchtung nicht, liebste Célestine! Wer auch immer die üble Laune des Herrn de Montauban verschuldet haben mag — ich bin es gewiß nicht gewesen! Weder in Worten noch in Handlungen bin ich ihm irgendwie zu nahe getreten, und wenn er mir zürnt, so kann dies nur die Folge eines Mißverständnisses sein, das sich leicht genug aufklären lassen wird.“

„Nein, Armand, so leicht dürfen wir die Verstimmung meines Vaters nicht nehmen. Es muß sehr triftige Ursachen dafür geben, wenn sie sein Wesen so ganz verändern konnten. Du weißt, daß er während jenes Balles plötzlich aufbrach und mir befahl, ihn zu begleiten, obwohl sonst noch niemand daran dachte, das Fest zu verlassen.“

„Gewiß, ich erinnere mich dessen gut genug, denn der Abend, der so glücklich und verheißungsvoll begonnen hatte, nahm damit ja für mich ein sehr unerwartetes, trübseliges Ende. Aber es war schließlich nicht das erste Mal, daß die leicht gereizte Empfindlichkeit des Herrn de Montauban solche Zwischenfälle herbeiführte, und wir alle glaubten, er werde sich am nächsten Tage, wie gewöhnlich, im Schlosse einfinden.“

„Aber er ist seitdem nicht wieder dort gewesen, nicht wahr?“

„Soviel ich weiß, nein. Während der ersten Tage fragte mein Oheim öfter nach ihm. Neuerdings aber ist sein Name nicht mehr genannt worden.“

„Der Marquis muß irgend etwas gethan haben, das mein Vater ihm gewaltig verübelt. Was es sein kann, weiß ich freilich nicht, denn er wies meine Fragen jedesmal kurz zurück. Es ist nur eine unbestimmte Vermutung, wenn ich annehme, daß die beiden Damen de Lacalle in irgend einem Zusammenhange damit stehen.“

„Was habe ich mit ihnen zu schaffen? Und wie käme

bein Vater dazu, mich entgelten zu lassen, was ihm in dem Verhalten meines Oheims vielleicht mißfällt?“

„Ich kann dir darauf keine Antwort geben, Armand, denn ich weiß nur, daß mein Vater mir befohlen hat, jeden Verkehr mit den Damen und Herren aus dem Hofstaat Seiner Excellenz zu vermeiden. Daran, daß er auch dich zu ihnen rechnete, konnte ich leider nicht zweifeln, denn er nannte mit ganz besonderem Nachdruck deinen Namen.“

„So werde ich selbst nachher eine Aufklärung von ihm erbitten,“ rief der junge Offizier lebhaft, „denn ich bin nicht gewillt, mich aus deiner Nähe verbannen zu lassen, ohne auch nur zu erfahren, warum es geschieht.“

Mengstlich legte Celeste ihre Hand auf seinen Arm und bat: „Nein, nein, Armand, du darfst nichts derartiges thun. Mein Vater ist nicht der Mann, der irgend jemand erlaubte, ihn zur Rede zu stellen. Und ich glaube, der heutige Tag wird uns ohnehin über die Ursache seines Verhaltens aufklären. Vor einer halben Stunde forderte er mich zu meiner Ueberraschung auf, ihn zu begleiten, da er mir ein ergötzliches Schauspiel menschlicher Narrheit zu zeigen gedente. Was in aller Welt soll dies Gepränge bedeuten, Armand?“

„Es gilt dem Empfang des spanischen Regierungskommissars, der nach der Messe meinem erhabenen Oheim, dem Marquis de Maisonrouge, ehemaligen Schatzmeister von Perpignan, die von Seiner Majestät dem Könige von Spanien ausgestellte Schenkungsurkunde nach feierlicher Verlesung überreichen wird.\*) Ist ein so außerordent-

---

\*) Louisiana, jetzt einer der Vereinigten Staaten von Nordamerika, war im Jahre 1541 von den Spaniern entdeckt, aber später von den Franzosen in Besitz genommen und kolonisiert worden. Im Jahre 1764 hatte Frankreich es an Spanien ab-

liches Ereignis noch nicht Anlaß genug für die Entfaltung besondern Pompez?"

Es war ein Anflug von gutmütiger Ironie in seinen Worten gewesen. Celeste aber schien ihn noch nicht ganz verstanden zu haben.

„Was für eine Schenkungsurkunde ist das? Eine neue Gnade, die der spanische Hof Seiner Excellenz zu teil werden läßt?"

„Das nun gerade nicht. Die großartige Schenkung, die meinen Oheim zum gebietenden Landesherrn über ganz Ober-Louisiana macht, so weit es von den Fluten des Ouachitta bespült wird, erfolgte bereits vor mehr als einem Jahre. Aber die Ausstellung des wichtigen Dokumentes hat sich aus irgend welchen Gründen immer wieder verzögert, und dann" — ein Lächeln spielte um seine Lippen — „mußte doch auch ein geeigneter Anlaß ausfindig gemacht werden, um den endlich eingetroffenen Pariser Galawagen dem staunenden Volke vorzuführen.“

„Aus diesem Grunde nur würde das ganze Schauspiel aufgeführt?" fragte das junge Mädchen ungläubig. „Nein, Armand, das ist nicht dein Ernst.“

„Und warum nicht? Führen wir hier nicht ein so lustiges und glänzendes Leben, daß jede Gelegenheit zu neuen Festen willkommen ist? Ursprünglich hatte mein Oheim, als er diesen Prunkwagen in Paris bestellte,

---

getreten, unter dessen Souveränität es zunächst verblieb. Dann löste die Union die spanischen Hoheitsrechte durch Zahlung einer Summe von 15 Millionen Dollar ab und nahm im Jahre 1812 Louisiana als selbständigen Staat in die große Vereinigung auf. — Die hier geschilderte, in ihren Grundzügen durchaus historische Episode fällt in die letzten Jahre der spanischen Herrschaft, die sich in noch höherem Maße als die vorausgegangenen durch eine unter der denkbar schlechtesten Verwaltung eingerissene allgemeine Sittenverderbnis und beginnende Auflösung auszeichnete.

allerdings die Absicht, in ihm seinen Einzug in das Territorium zu halten, das die Huld Seiner spanischen Majestät ihm zugewiesen. Aber ein Sturm auf hoher See verzögerte die Ankunft des Schiffes, und als das Kunstwerk endlich in New Orleans eintraf, erwies sich, daß man es nur stückweise auf dem Wasserwege an seinen Bestimmungsort würde befördern können. Der Wagen mußte also auseinander genommen werden, und vor einigen Tagen erst sind die letzten Teile hier angekommen. Es kostete Mühe genug, ihn wieder zusammenzusetzen, und nach dem Verlauf dieser ersten Auffahrt fürchte ich, daß meinem Oheim die Lust vergangen sein wird, ihn jemals wieder in Gebrauch zu nehmen.“

„Wie närrisch das ist!“ sagte Celeste kopfschüttelnd. „Aber ich muß wohl zu den anderen zurückkehren, da die kirchliche Feier, wie es scheint, sogleich zu Ende ist.“

Armand horchte auf. Er konnte sich's aber nicht versagen, die kleine Hand seiner Begleiterin zu ergreifen und sie verstoßen an seine Lippen zu drücken.

„Auch ich muß auf meinen Posten,“ flüsterte er. „Aber ich werde dich bald wiedersehen, mein Lieb. Ich brauche mich nicht vor deinem Vater zu verstecken, und ich werde ihn leicht genug überzeugen, daß er keinen Grund hat, mir zu zürnen.“

Während sich Celeste wieder zu den gepuzten Damen und Herren gesellte, rief ein Kommandowort des jungen Offiziers die Gardisten in Reih und Glied. Dienstestrig rissen die beiden Kammerherren die Thür des Kirchleins auf, und die bevorzugten Persönlichkeiten, die der Feier da drinnen hatten beiwohnen dürfen, traten mit wichtigen Mienen, auf denen sich deutlich das Bewußtsein von der Größe des Augenblicks ausdrückte, wieder ins Freie heraus.

Die Wagen kamen zuerst, dann je nach ihrem Range die anderen, die unteren Chargen voran und die höheren

Würdenträger hinter ihnen wie bei dem prunkhaften Aufzuge eines wirklichen Hofes. Sie nahmen zu beiden Seiten der Gasse Aufstellung, welche die Gardisten je nach der Hautfarbe derer, die ihnen im Wege standen, mit höflichem Ersuchen oder mit kräftigen Kolbenstößen in die dicht gedrängte Menge gebrochen hatten. Der Thür zunächst stand die hohe Gestalt des Herrn de Montauban, der seine Umgebung fast um Haupteslänge überragte. Sein Gesicht hatte sich nicht aufgehellt, und eine finstere Entschlossenheit prägte sich in den scharfgeschnittenen Zügen aus.

Jetzt hatten auch die letzten aus dem Gefolge die Kirche verlassen, und eine eigentümliche Bewegung gespannter Erwartung ging durch die Reihen, als auf der Schwelle die Gestalten zweier Damen erschienen, deren eine schon vorhin die allgemeine Aufmerksamkeit fast in demselben Maße auf sich gezogen hatte, wie der große Marquis selbst.

„Hermance de Lacalle!“ ging es flüsternd von Mund zu Mund, und tief verneigte sich alles wie vor einer wirklichen Fürstin. Etwas Fürstliches aber war in der That in der Gestalt wie in der Haltung der etwa Fünfundzwanzigjährigen, die hoch erhobenen Hauptes neben ihrer älteren Begleiterin einherschritt. Von mehr als Mittelgröße und von wahrhaft junonischem Wuchs, hatte sie an stolzer, blendender Schönheit unter den anwesenden weiblichen Personen wohl kaum eine ebenbürtige Rivalin. Mit einem kaum merklichen Neigen des Hauptes nur erwiderte sie die ehrerbietigen Grüße, die ihr von rechts und links zu teil wurden. Fast bis zur Erde verbeugten sich die stolzen Ludwigsritter und die anderen höfisch geschmückten Kavaliere.

Einer nur blieb aufrecht und steif wie eine Bildsäule stehen, als sie an ihm vorüberschritt — der Baron Hector de Montauban. Es war, als seien Hermance de Lacalle

und ihre Mutter für ihn nur leere Luft. Mit finster zusammengezogenen Brauen starrte er an ihnen vorbei, und auch, als die rothaarige Schönheit für die Dauer einer Sekunde unmittelbar vor ihm stehen blieb und ihre funkelnden schwarzen Augen wie herausfordernd auf ihn richtete, veränderte sich keine Linie in seinem Antlitz. Verwundert und betroffen blickte alles auf die beiden, aber nur die Zunächststehenden hörten das leise, spöttisch klingende Lachen, mit welchem Hermance sich wieder ihrer Mutter zuwandte.

Auch der Mann im hellblauen Rock, der große Marquis de Maisonrouge, der mit dem Abgesandten Seiner spanischen Majestät als der letzte das Kirchlein verlassen hatte und in einer Entfernung von wenig Schritten den beiden Damen de Lacalle gefolgt war, mußte den kleinen Zwischenfall wahrgenommen haben. Wie eine Regung des Zornes zuckte es über sein fleischiges Gesicht, aber er wußte sich jedenfalls gut zu beherrschen, denn unmittelbar darauf streckte er dem steifnackigen Baron mit dem lebenswürdigsten Lächeln von der Welt seine mit funkelnden Edelsteinen geschmückte Rechte entgegen.

„Ah, mein teurer Montauban — welche Freude! Aber ich wußte es ja, daß mein ältester und treuester Freund nicht unter denen fehlen würde, die mir an diesem gesegneten Tage ihre Glückwünsche darbringen.“

Hektor de Montauban hatte sich bei der huldvollen Anrede leicht verneigt, aber es hatte nicht den Anschein, als ob er sich durch sie sonderlich geehrt fühle. „Ich bitte Eure Excellenz um eine Unterredung,“ sagte er kalt und förmlich, „um eine kurze Audienz unter vier Augen.“

„Wenn es sich um wichtige Staatsangelegenheiten handelt, werden wir unserem lieben Großkanzler natürlich unser Ohr nicht verschließen,“ erwiderte der Marquis, den es ein wenig in Verlegenheit zu setzen schien, daß auch

Hermance de Lacalle stehen geblieben war, offenbar, um nichts von der Unterhaltung der beiden zu verlieren. „Sind es aber Dinge, die einen Aufschub vertragen, so verschieben wir ihre Besprechung wohl besser auf morgen.“

„Ich weiß nicht, welche Bedeutung Eure Excellenz meinem Anliegen beimessen werden, für mich aber ist es jedenfalls von höchster Wichtigkeit und für mich duldet es keinen Aufschub. Ich eruche Eure Excellenz bringend, mich noch an diesem Vormittage im Schlosse zu empfangen.“

„Ist es gar so eilig, dann in Gottes Namen, mein lieber Montauban! Für einen Landesvater giebt es eben keine Ruhetage. Auf Wiedersehen also in meinem Kabinett!“

Er winkte huldvoll mit der Hand und eilte dann mit einigen raschen Schritten an die Seite der schönen Hermance, auf deren Stirn er eine Wolke des Unmuths wahrzunehmen glaubte. Es mußte ihm wohl sehr viel daran gelegen sein, sie zu verschuchen, denn er neigte sich ganz nahe zu ihr, um einige offenbar begütigende Worte in ihr rothiges Ohr zu flüstern. Dann reichte er ihr im Angesicht all seiner Höflinge und Unterthanen den Arm und führte sie, nachdem er durch eine Geste kundgegeben hatte, daß er für den Heimweg auf die Benutzung des Galawagens verzichte, zum sicherlich nicht geringen Reide manches weiblichen Herzens davon.

## 2.

Auf den feierlichen Gottesdienst folgte eine große Gratulationscour im „Schlosse“. Diese Residenz des Marquis de Maisonrouge präsentirte sich in ihrem Inneren um vieles prächtiger, als es die sehr einfache Außenseite vermuten ließ. Zwar gab es weder Marmorsäulen noch Deckengemälde darin, weder stolze Säle noch hoch-

gemölbte Galerien, aber die rohen Holzwände waren hinter kostbaren Seidentapeten verborgen, schwellende Teppiche bedeckten überall den Fußboden, große Kronleuchter von glitzerndem Krystall hingen von den niedrigen Plafonds herab, und vergoldete Möbel mit Polsterbezügen von Sammet oder Brokat standen überall in verschwenderischer Menge umher. In dem größten Raume gab es sogar auf mehrstufiger Estrade einen richtigen Thron unter hohem, mit Straußfedern geschmücktem und mit silbernen Lilien besätem Baldachin, ein wahres Kunstwerk, das natürlich ebenfalls Pariser Ursprungs war.

Dort hatte der Marquis nach der Rückkehr die Glückwünsche seines Hofstaats entgegengenommen, und er hatte dabei alle Majestät und Würde eines richtigen Potentaten entfaltet. Nun aber war er von der Estrade herabgestiegen und hatte sich zurückgezogen. Eine Minute später stand er in dem kleinen traulichen Gemach, das unmittelbar an sein Arbeitskabinett und Audienzzimmer stieß, dem Fräulein de Lacalle gegenüber. Sie hatte ihn hier erwartet, und sie bemühte sich gar nicht, ihm zu verbergen, daß es zuletzt schon mit einiger Ungeduld geschehen war. Nur für einen flüchtigen Augenblick überließ sie ihm ihre Hand zum Kusse, und ein unzufriedener, herrischer Zug war in ihrem Gesicht.

„Verzeihen Sie, teuerste Hermance, wenn meine Repräsentationspflichten mir nicht erlaubten, früher hierher zu eilen. Daß mein Herz immer bei Ihnen gewesen ist — Sie wissen es ja, ohne daß ich es Ihnen sage.“

„Nun, das ist doch nicht so unbedingt gewiß,“ erwiderte sie. „Es giebt Augenblicke, in denen ich mich sehr stark versucht fühle, an der Aufrichtigkeit der Versicherungen Eurer Excellenz zu zweifeln.“

Der Marquis machte eine Gebärde des Schreckens. „Wie — können Sie im Ernst so sprechen, Hermance?“

Glauben Sie denn nicht an die Wahrhaftigkeit meiner Liebe?"

„Muß ich nicht in meinem Glauben daran irre werden, wenn ich sehe, daß man mich vor den Augen Eurer Excellenz ungestraft beleidigen darf?"

„Ah — man hätte es gewagt —! Und vor meinen Augen — sagen Sie? Aber ich schwöre Ihnen, daß ich nichts derartiges wahrgenommen habe. Wie könnten Sie sonst zweifeln, daß ich den Glenden auf der Stelle — —“

„O, nicht so hitzig, mein teurer Marquis! Sie haben sehr wohl gesehen, daß der Baron de Montauban mir den Gruß verweigerte, als wir die Kirche verließen. Und ich wüßte in der That nicht, welche schwerere Beschimpfung einer Dame von einem Edelmann zugesügt werden könnte.“

Der große Marquis studierte sehr angelegentlich die Arabesken des Teppichmusters. „Ich habe es nicht bemerkt — und es war auch am Ende keine böse Absicht. Montauban ist etwas kurzfristig und mitunter sehr zerstreut — —“

Mit einer beinahe heftigen Handbewegung fiel sie ihm in die Rede. „Er ist weder das eine noch das andere, aber er ist mein Feind und wünscht mich von hier zu entfernen. Da er, wie es scheint, die höchstgebietende Persönlichkeit am Duachitta ist, und da ich nicht gewöhnt bin, mich ohne Not Beleidigungen auszusetzen, habe ich mich entschlossen, ihm den Willen zu thun und das Feld zu räumen.“

„Nimmermehr!“ fuhr der Marquis ungestüm auf. „Hier giebt es keine gebietende Persönlichkeit außer mir, und es gilt kein anderer Wille als der meine. Wenn Montauban sich gegen Sie vergangen hat, so wird er Sie um Verzeihung bitten, oder —“

„Oder?“ wiederholte sie, da er plötzlich stockte. „Wenn

er mich nun nicht um Verzeihung bittet, was wird dann geschehen?“

Der Gebieter von Ober-Louisiana rieb sich das bartlose fette Kinn. „Ich leugne nicht, teuerste Hermance, daß ich gewisse Rücksichten auf ihn zu nehmen habe. Wir sind vertraute Freunde gewesen seit den Tagen unserer Kindheit. In guten wie in schlechten Zeiten hat Hector de Montauban mir getreulich zur Seite gestanden, und er hat mir Dienste geleistet, die ich ihm nicht vergessen darf, wenn ich nicht vor meinem eigenen Gewissen als ein Undankbarer dastehen will.“

Das Fräulein de Lacalle warf hochmütig den schönen Kopf zurück. „Nun wohl! Weshalb verlieren wir also die Zeit mit unnützen Reden! Da Ihnen die Freundschaft des Barons so viel wertvoller ist als die meinige, können Sie ja leicht in ihr einen Ersatz suchen für den geringfügigen Verlust, den Sie durch meine Abreise erleiden.“

„Sie sind grausam, teuerste Hermance! Sagen Sie mir, was ich thun soll, Sie von der Größe meiner Zuneigung zu überzeugen, und wenn Sie nicht geradezu Unmögliches von mir fordern, werde ich nicht zögern, Ihr Begehren zu erfüllen.“

„Das ist eine seltsame Zumutung, Herr Marquis. Muß ich Ihnen erst sagen, auf welche Art man einem Mädchen die Echtheit seiner Liebe beweist? Ihre Aufmerksamkeit haben mich bereits zu einem Gegenstand allgemeinen Geredes gemacht, und das beleidigende Benehmen Ihres Großkanzlers legt ein nur zu beredtes Zeugnis ab für die Deutung, die man ihnen giebt. Ich muß dafür büßen, daß ich der Stimme meines thörichten Herzens allzu bereitwillig Gehör gegeben. Noch aber habe ich mir glücklicherweise keinen anderen Vorwurf zu machen als diesen, und da ich fühle, daß ich am Ende auch nur

ein schwaches Weib bin, werde ich von hier entfliehen, solange es noch Zeit ist.“

Der Marquis, der in großer Erregung und wie in heftigem inneren Kampfe ein paarmal auf und nieder gegangen war, blieb jetzt vor Hermance stehen und erfaßte trotz ihres scheinbaren Widerstrebens ihre Hand.

„Nein, meine Teuerste, das werden Sie nicht thun,“ erklärte er mit großer Entschiedenheit, „und nie wieder sollen Sie bedauern, der Stimme Ihres Herzens gefolgt zu sein! Die Marquise de Maisonrouge wird, wie ich denke, niemand mehr zu beleidigen wagen.“

Hermance bemühte sich noch immer, ihre Hand zu befreien. „Es ist die flüchtige Wallung des Augenblicks, die Eurer Excellenz solche Worte eingiebt,“ sagte sie. „Ich wäre thöricht, wenn ich sie ernsthaft nehmen wollte. Weiß ich doch jetzt, daß Sie niemals den Mut haben werden, gegen den Willen Ihres Großkanzlers zu handeln.“

Der Marquis wurde dunkelrot im Gesicht, und seine sonst so gutmütig blickenden Augen sprühten. „Nicht den Mut?“ wiederholte er. „Ah, das war ein hartes Wort, Hermance! Und Sie werden mir den schimpflichen Verdacht abbitten müssen, noch ehe wir um eine Stunde älter geworden sind.“

Er trat zu der Thür, die in das Audienzzimmer führte, und schob den Vorhang ein wenig zur Seite.

„Montauban erwartet mich bereits,“ wandte er sich mit gedämpfter Stimme gegen Hermance zurück. „Treten Sie hierher, wo Sie alles vernehmen können, was im Nebenzimmer gesprochen wird. Belauschen Sie uns, und urteilen Sie dann, ob es mir an Mut fehlt, mich seinem Willen zu widersetzen.“

Ohne ihre Erwiderung abzuwarten, schlug er mit einer majestätischen Armbewegung den Vorhang zurück und trat über die Schwelle. Hektor de Montauban, der wartend

am anderen Ende des Gemaches stand, sah ihm mit festem Blick in das hochgerötete Antlitz, und es war, als brächten diese scharfen, durchdringenden grauen Augen das starke Selbstbewußtsein des großen Marquis schon wieder ins Wanken, noch ehe auch nur ein einziges Wort zwischen ihm und dem Freunde gewechselt worden war.

„Nun denn, mein lieber Großkanzler,“ begann er mit herablassender Güte, „was hatten Sie Uns zu sagen?“

Montauban that ein paar Schritte auf ihn zu und antwortete, halblaut zwar, doch in sehr ernstem und entschiedenem Tone: „Ersparen wir uns wenigstens hier unter vier Augen die lächerliche Komödie, zu der ich mich leider schon viel zu lange hergegeben habe. Nicht als dein Großkanzler stehe ich hier, Marcel, sondern als dein Freund und als der Genosse deiner Jugend, der es besser mit dir meint als alle die feilen Schmeichler und Bedientenseelen, mit denen du dich hier umgeben hast. Einmal noch — bei meiner Ehre: zum letztenmal! — wollte ich meine warnende Stimme erheben, ehe ich dich deinem Schicksal überlasse — einem Schicksal, von dem du dann wenigstens nicht wirst sagen dürfen, daß es ein unverdientes gewesen sei.“

„Das klingt in der That sehr beängstigend,“ unterbrach ihn der Marquis spöttisch. „Aber meinst du nicht, daß ich nachgerade alt genug bin, um mich selbst zu beraten?“

„Du willst mich hindern, zu sprechen, aber ich werde mich nicht daran hindern lassen, denn man soll mir nicht vorwerfen dürfen, daß ich den Freund meiner Jugend blind und toll hätte in sein Verderben rennen lassen. Ja, in dein Verderben, Marcel! All der trügerische Flitterglanz, mit dem du dich hier seit Monaten umgiebst, vermag für ein sehendes Auge den Abgrund nicht mehr zu verdecken, an dessen Rande du dahin taumelst. Ob

diese lügenhafte Komödienherrlichkeit sich noch für eine Woche oder für ein Jahr aufrecht erhalten läßt — gleichviel, eines Tages wird sie sicher kläglich zusammenbrechen, und du wirst der erste sein, den ihre Trümmer unter sich begraben.“

„Baron Montauban, Sie vergessen — —“

„Nein, ich vergesse nichts; am wenigsten die hochklingende Schilderung jener gewaltigen Pläne, bei deren Ausführung ich dir behilflich sein sollte. Soll ich dir ins Gedächtnis zurückrufen, Marcel, durch welche Versprechungen du mich bestimmt hast, dir hierher zu folgen und all diesen thörichten Mummenschanz mitzumachen, der mir von der ersten Stunde an in tiefster Seele verhaßt war? Ich sah in dir einen Auserwählten des Schicksals, einen Glücklichen, den die Vorsehung zu großen Dingen berufen hatte, und dein Verschulden allein ist es, wenn diese Erwartungen so kläglich getäuscht wurden. Du warst im Besitz eines fürstlichen Vermögens, und als der König von Spanien die Huld oder die Laune hatte, dich mit einem ungeheuren, fruchtbaren Landstrich zu beschenken, auf dem du nach deinem Belieben schalten und walten konntest, als er dir obendrein noch Hunderttausende aus seinem Staatsschatz zur Verfügung stellte, um dir die Verwirklichung deiner großartigen Kolonisationspläne zu ermöglichen, da war dir wie kaum je zuvor einem Manne Gelegenheit geboten, ein Beglückter und Wohltäter der Menschheit zu werden. Du hättest den Boden bereiten können für eine freie, gesittete, arbeitsame Bevölkerung, hättest all den Tausenden unglücklicher Landsleute, die gleich uns von den Greueln der Revolution aus dem Vaterlande vertrieben worden sind, eine neue gesegnete Heimat schaffen können, und noch nach Jahrhunderten würde dein Name mit Dankbarkeit und Ehrfurcht genannt worden sein. Was aber hast du statt dessen gethan?

In thörichter Eitelkeit hast du dich mit dem Glanz und dem Prunk eines Fürsten umgeben, ohne doch eine einzige von den Pflichten eines Fürsten zu erfüllen. Nicht ernster Arbeit, sondern einem unsinnigen, verschwenderischen, frevelhaften Müßiggange hast du dein Leben gewidmet. Statt mit ehrenwerten, tüchtigen, schaffenskräftigen Männern hast du deine Residenz, diese erbärmliche Karikatur einer Hofhaltung, mit einem Schwarm von Tagedieben, Abenteurern und Speichelleckern bevölkert, die dich bewundern und vor dir knagbuckeln werden, bis sie dir den letzten Louisdor aus der Tasche gezogen haben. — Nein, unterbrich mich nicht! Ich will reden! — Was sollen uns in dieser Wildnis, die starke, fleißige, nüchterne Handwerker und Arbeiter braucht, diese Horden von Höflingen, Künstlern, Komöbianten und Balletttänzern, die deinen Hofstaat und die Elite von Neu-Paris ausmachen? Wozu bedürfen wir eines Theaters und einer ununterbrochenen Reihe von Festlichkeiten, die dein Vermögen erschöpfen müssen, ohne daß sie den geringsten Nutzen gestiftet oder dich deinen großen Zielen nur um einen einzigen Schritt näher gebracht hätten? Fühlst du denn nicht, Marcel, daß dies derselbe verbrecherische Leichtsinn ist, der die große Katastrophe drüben an der Seine verschuldet und unseren unglücklichen König auf das Schafott geführt hat? Und begreifst du nicht, daß dein Schicksal sich hier sehr viel schneller vollziehen muß als das jener verblendeten Standesgenossen, die wir im Vaterlande ihre eigene oder ihrer Väter Thorheit mit dem Leben bezahlen sahen?“

Gerade weil er dies alles ohne jedes theatralische Pathos, nur mit der ernstesten Feierlichkeit einer festen, unumstößlichen Ueberzeugung gesprochen, hatte es unverkennbar einen tiefen Eindruck auf den Marquis hervorgebracht. Anfänglich hatte er wohl ein paarmal vergeblich versucht, den unbequemen Mahner zu unterbrechen,

dann aber hatte er vor seinem flammenden Blick unwillkürlich das Haupt gesenkt, und jetzt hatte er es offenbar ganz vergessen, daß er hier eingetreten war mit dem Vorsatz, den Baron Montauban seine ganze Hoheit und Ueberlegenheit empfinden zu lassen.

„Wähntest du, daß ich mich in diese Wildnis vergraben würde, um das Leben eines Trappers zu führen?“ fragte er nach einem kurzen Schweigen in keineswegs zuversichtlich klingendem Tone. „Und kann ich meine Autorität inmitten einer rohen und unzivilisierten Bevölkerung anders aufrecht erhalten als durch die Entfaltung eines gewissen Glanzes?“

„Es gäbe wohl andere und bessere Mittel, diesen Zweck zu erreichen. Aber dieser thörichte Prunk bedeutet immerhin noch den kleinsten deiner Fehler. Erscheint er dir ganz unentbehrlich, so magst du dich seiner innerhalb gewisser, durch die Klugheit gebotener Grenzen meinetwegen auch weiterhin erfreuen. Nur deine eigentlichen Ziele sollst du darüber nicht völlig aus den Augen verlieren, und du sollst dich vor allem von dem erbärmlichen, schmarogerischen Gesindel befreien, das dich nicht nur dem Gespött, sondern auch der Verachtung preisgeben muß.“

„Das ist eine Sprache, Montauban, die ich keinem anderen hingehen lassen würde als dir. Aber auch du solltest auf unsere Freundschaft keinen allzu hohen Wechsel ziehen. Wir leben hier nicht in Frankreich, sondern in einem freien Lande, und ich kann unmöglich jeden einzelnen, der sich unter meinen landesväterlichen Schutz stellt, mit polizeilicher Gründlichkeit auf seinen Charakter und auf seine Vergangenheit hin prüfen.“

„Vielleicht nicht jeden einzelnen, Marcel, sicherlich aber diejenigen, die du vor allen anderen auszeichnest und ganz offenkundig mit deinem besonderen Vertrauen beschenkst.“

„Das klingt, als hättest du dabei bestimmte Persönlichkeiten im Auge.“

Es war etwas wie eine Warnung oder wie eine Bitte im Ton dieser letzten Worte gewesen. Hektor de Montauban aber hörte es nicht, oder er wollte es nicht hören.

„Es ist allerdings nicht meine Gewohnheit, in den Tag hinein zu reden. Ja, ich denke an bestimmte Personen und vor allen anderen an diese beiden Abenteuerinnen, die mit der offenkundigen Absicht hierher gekommen sind, dich rettungslos in ihre Netze zu verstricken.“

Von der Thür des Nebenzimmers her wurde ein Geräusch vernehmlich etwa wie ein leises spöttisches Lachen. Montauban hatte es vielleicht nicht vernommen, der Marquis de Maisonrouge aber hatte es wohl gehört, und siedend heiß schoß ihm plötzlich wieder das Blut ins Gesicht.

„Wenn es Madame de Lacalle und ihre Tochter sind, auf welche du anspielst, Hektor, so verbiete ich dir, noch ein weiteres Wort über diesen Gegenstand zu äußern.“

„Ich aber bin nicht gesonnen, es mir verbieten zu lassen. Ja, es ist diese Hermance de Lacalle, die ich meine. Sie ist tausendmal gefährlicher als alle die Beutelschneider und Falschspieler, die durch die Kunde von deinem Leichtsinne und deiner fabelhaften Freigebigkeit hierher gelockt worden sind. Denn sie hat es darauf abgesehen, sich deiner ganz und gar zu bemächtigen, und wenn du dich nicht jetzt mit raschem Entschlusse ein für allemal aus ihren Banden befreist, indem du sie mit Güte oder Gewalt von hier entfernst, so ist es um dich und um deine großen Pläne für immer geschehen.“

Der Vorhang, der den Eingang des Nebengemaches verschloß, rauschte zurück, und in all ihrer stolzen Schönheit stand Hermance de Lacalle auf der Schwelle.

„Vielen Dank für die gute Meinung, Herr Großkangler!“ sagte sie mit schneidendem Hohn. „Vielleicht aber wird Seine Excellenz die Güte haben, Ihnen zu sagen, daß wir auf dem Punkte sind, aus freien Stücken abzureisen. Wir werden den Herrn Marquis gewiß nicht an der Ausführung seiner großen Pläne hindern, zu denen Sie doch wohl in erster Linie die Verheiratung des Herrn de Boulogny mit Fräulein Céleste de Montauban rechnen.“

Der Baron erblaßte. Ein funkelnder Zornesblitz schoß unter den buschigen Brauen hervor auf die Sprechende. „Ist es dahin gekommen, Marcel, daß eine hergelaufene Abenteurerin wagen darf, mich zu beschimpfen?“

Aber der Marquis stand seit dem Augenblick, da er Hermance leibhaftig vor sich sah, wieder ganz unter dem zauberischen Einflusse ihrer berausenden Schönheit. Und das peinigende Bewußtsein, daß sie soeben eine Zeugin seiner Beschämung gewesen war, verwandelte seine bisherige Unsicherheit mit einem Schlage in heftigste Wut.

„Genug jetzt der Schmähungen und der dreisten Rede, Baron de Montauban!“ rief er, sich zu seiner vollen Größe aufrichtend. „Meine Langmut ist erschöpft, und jedes weitere Wort würde Ihnen wahrlich teuer zu stehen kommen. Mademoiselle de Lacalle ist meine Braut, und noch vor Ablauf eines Monats wird sie meinen Namen tragen. Wer es wagt, sie zu beleidigen, der beleidigt auch mich, und weder Verdienst noch Freundschaft könnten ihn vor der gebührenden Strafe schützen.“

Hektor de Montauban hatte die letzten drohenden Worte vielleicht kaum noch gehört. Der Ausdruck des Zornes in seinen Zügen war einer Miene ehrlichen Kummers gewichen. „Ist es schon so weit, Marcel, dann habe ich hier freilich nichts mehr zu schaffen. Du hast dir dein Schicksal selbst bereitet, und ich kann nur wünschen, daß

deine thörichte Verblendung nicht gar zu hart an dir und an denen heimgesucht werde, die ihr Geschick mit dem deinen verknüpften.“

Der mitleidige Klang seiner Rede reizte den beleidigten Stolz des Marquis nur noch mehr. „Machen wir ein Ende, Baron Montauban! Ich nehme an, daß Sie den Wunsch hegen, meinen Dienst zu verlassen, und ich enthebe Sie deshalb der bisher bekleideten Aemter. Man wird Ihrer sofortigen Abreise keinerlei Hindernisse in den Weg legen.“

Der abgesetzte Großkanzler streifte das triumphierende Antlitz der schönen, rothaarigen Hermance mit einem letzten verächtlichen Blick und wandte sich zur Thür. „Gewiß, ich werde gehen,“ sagte er, „aber ich werde gehen, wann es mir beliebt. Mögest du niemals mit bitterer Reue an diese Stunde zurückerdenken, Marcel!“

Sobald sich die Thür hinter ihm geschlossen hatte, flog Hermance de Lacalle an die Brust des Marquis.

„Nun, sind Sie mit mir zufrieden?“ fragte er, indem er lächelnd in ihre großen, feurigen Augen blickte.

„Ich bin stolz auf Sie, mein teurer Freund!“ rief sie. „Ja, jetzt weiß ich, daß Sie der Stärkste und der Größte sind.“

### 3.

In straffer dienstlicher Haltung erwies Armand de Boulogny dem Baron de Montauban, da er beim Verlassen des „Schlosses“ an ihm vorüberschritt, die hergebrachten soldatischen Honneurs. Der ehemalige Großkanzler aber reichte ihm mit einem wehmütigen Lächeln die Hand.

„Ich danke Ihnen, Leutnant de Boulogny,“ sagte er, „aber ich habe keinen Anspruch mehr auf diese Ehren. Seit zehn Minuten habe ich aufgehört, Ihr Vorgesetzter zu sein, und während der kurzen Zeit, die ich noch hier

in Neu-Paris verweilen werde, haben Sie mich nur als einen einfachen Privatmann zu betrachten.“

Der junge Offizier bemühte sich nicht, seine Bestürzung zu verbergen. „So ist es also zu einem ernstlichen Zerwürfniß zwischen Ihnen und meinem Oheim gekommen, Herr Baron? Und ich hoffte, Ihr Besuch sei zum Zwecke einer Ausöhnung erfolgt.“

„Lassen Sie sich von dem Marquis erzählen, welches der Zweck meines Besuches war.“

„Und Sie sind entschlossen, uns zu verlassen; vielleicht schon bald zu verlassen, wenn ich Sie recht verstanden habe?“

„Es ist mir eine Pflanzung am Mississippi zum Kauf angeboten worden, und ich denke dort mein Glück zu versuchen. Sobald die letzten Vorbereitungen getroffen sind — in drei oder vier Tagen etwa — werden wir reisen.“

In Armands Zügen war es zu lesen, daß er einen schweren inneren Kampf bestand. Dann aber warf er mit einer trozigen Gebärde den Kopf zurück und sagte: „Ist das unwiderruflich, Herr Baron, so bitte ich um die Erlaubnis, Sie zu begleiten.“

Montauban zeigte sich so wenig überrascht, als hätte er etwas derartiges erwartet. Wie väterliches Wohlwollen leuchtete es in seinen Augen, als sie auf dem hübschen offenen Antlitz des jungen Mannes ruhten. „Was bestimmt Sie zu solcher Bitte, Leutnant de Boulogny?“

„O, Sie wissen es bereits, Herr Baron! Es kann Ihnen nicht verborgen geblieben sein, daß ich Céleste von ganzem Herzen liebe, und daß sie meine Zuneigung erwidert. Sie werden nicht die Grausamkeit haben, uns zu trennen, denn keines von uns könnte eine solche Trennung überwinden.“

Nun zeigte sich doch eine verdrießliche Falte zwischen den ergrauten Augenbrauen des Barons. „Ist's schon so

weit?" fragte er. „Nun, es thut mir leid, Leutnant de Boulogny, aber Sie müssen sich jeden Gedanken an meine Tochter aus dem Sinne schlagen. Ich denke, weder Sie noch Céleste werden an dieser Enttäuschung sterben.“

Eine heiße Röthe flammte bis in die Stirn hinauf über das Gesicht des Offiziers. „Sie weisen mich ab, Herr Baron? Ich bin Ihnen als Gatte für Ihre Tochter zu gering?“

„Ich sage nicht, daß Sie mir zu gering sind, Herr de Boulogny. Vielleicht sind Sie mir sogar zu vornehm für die Tochter eines Mississippiplanzers, der wahrscheinlich jahrelang wie ein gewöhnlicher Bauer wird arbeiten müssen, um sein Leben zu fristen.“

„O, wenn es nur das wäre, wenn Sie keine anderen Bedenken hätten als dieses — ich habe zwei kräftige Arme und ich sehne mich längst aus diesem Leben des Müßigganges heraus nach tüchtiger, rechtschaffener Arbeit. Sie werden keinen treueren und willigeren Gehilfen finden, als ich es Ihnen sein würde. Versuchen Sie es, Herr Baron, und stellen Sie mich auf die Probe. Ich bin gewiß, daß ich sie mit Ehren bestehen werde.“

Die Falte auf Montaubans Stirn war verschwunden, aber er schüttelte dennoch wie in bedauerndem Verneinen den Kopf. „Und Ihr Oheim, Armand? Glauben Sie, daß er dazu seine Einwilligung geben würde? Sie sind sein einziger Verwandter, und ich weiß, daß er Sie zum dereinstigen Erben bestimmt hat. Das alles würde Ihnen mit einem Schlage verloren sein, wenn ich gewissenlos genug wäre, Ihr thörichtes Vorhaben zu unterstützen.“

„Was frage ich nach dieser zweifelhaften Erbschaft, wenn ich sie mit meinem Lebensglück bezahlen soll!“ rief der junge Mann lebhaft. „Auf die Dauer könnte ich dies unthätige Dasein ja doch nicht ertragen, und wie

dürfte mir überdies mein Oheim zürnen, wenn ich mich einem Manne anschließe, den er selbst mir hundertmal als das Muster aller Tugenden bezeichnet hat!"

„Er dürfte heute anders darüber denken, mein junger Freund. Und ich würde sein Lob in Wahrheit sehr schlecht verdienen, wenn ich mich bestimmen ließe, Ihnen zu Willen zu sein. Nein, es muß sein Bewenden haben bei dem, was ich Ihnen bereits gesagt. Sie können so wenig der Gatte meiner Tochter werden, als ich Ihnen gestatten darf, uns zu begleiten. Mehr denn je ist gerade jetzt Ihr Platz an der Seite des Marquis. Werden Sie doch, nachdem ich Neu-Paris verlassen habe, vielleicht der einzige sein, der es hier noch aufrichtig gut mit ihm meint. Es ist Ihre heilige Pflicht, hier auszuharren, denn der Marquis hat bis zu diesem Tage wie ein Vater an Ihnen gehandelt, und Sie hätten keinen Anspruch mehr auf den Namen eines Edelmannes, wenn Sie es vergäßen.“

„Ich werde seiner Wohlthaten immer eingedenk bleiben, und ich würde ihn gewiß nicht verlassen, wenn ich die Empfindung hätte, daß er meiner bedarf. Aber das ist nicht der Fall. Er ist von Freunden umgeben, die seiner Freigebigkeit ein glänzendes und sorgenloses Dasein verdanken. Welche Gefahren sollten ihn da bedrohen?“

„So wissen Sie vielleicht noch nicht, daß er entschlossen ist, Fräulein Hermance de Lacalle zu seiner Gemahlin zu machen?“

„Zu seiner Gemahlin? Ah, das ist ohne Zweifel nichts als leeres Gerede!“

„Ich habe es aus seinem eigenen Munde. Es ist noch keine Viertelstunde vergangen, seitdem er es mir sagte, und zwar im Beisein des Fräuleins. Sie wird dafür zu sorgen wissen, daß er sein Versprechen einlöst, wenn sich nicht jemand findet, der Entschlossenheit genug besitzt, es noch rechtzeitig zu hindern. Ich selbst habe keinen Ein-

fluß mehr auf den Marquis. So müssen Sie es sein, Armand, der das Zustandekommen dieser Heirat vereitelt.“

„Ich? Was könnte ich dazu thun? Mein Oheim wird sich sehr wenig um meine Meinung kümmern. Und das Fräulein de Lacalle ist sehr schön. Vielleicht wird er an ihrer Seite wirklich das Glück finden, das ich ihm von ganzem Herzen gönne.“

„Ich aber sage Ihnen, Armand, daß diese Verbindung seinen Untergang besiegeln würde. Es ist meine unumstößliche Ueberzeugung, daß die angebliche Madame de Lacalle und ihre Tochter nicht diejenigen sind, für die sie sich ausgeben, sondern ein paar gefährliche Abenteurerinnen, denen es nur um das Vermögen des Marquis zu thun ist, und die nach einem ganz bestimmten, sorgfältig vorbereiteten Plane handeln.“

Armand wollte antworten, aber da trat einer der Kammerherren des Marquis auf ihn zu mit der Meldung, daß Seine Excellenz ihn auf der Stelle zu sprechen wünsche.

„Ich muß dem Befehl meines Oheims gehorchen,“ wandte sich der junge Offizier an Montauban. „Aber dies kann unmöglich das letzte Wort gewesen sein, Herr Baron, das wir miteinander gesprochen.“

„Sie haben meine Meinung gehört, Herr Leutnant de Boulogny.“

Er wandte sich zum Gehen, ohne Armand Zeit zu einer Erwiderung zu lassen, und in wahrhaft verzweifelter Stimmung leistete der junge Mann dem Befehl seines Oheims Folge.

## 4.

Um die Abendzeit dieses für die Bewohner von Neu-Paris so bedeutsamen Tages, als eben die geputzten Damen und Herren herbeikamen, um die Feier des großen Ereignisses durch einen Ball in dem gastlichen Hause des

Marquis de Maisonrouge zu beschließen, steckte ein halbwüchsiges Negermädchen dem Leutnant de Boulogny verstohlen ein Brieflein zu, für dessen Besorgung ihr offenbar die größte Vorsicht und Heimlichkeit zur Pflicht gemacht worden war. Armand würde die Absenderin erraten haben, auch wenn er in der Botin nicht die schwarze Kammerzofe der Baronesse de Montauban erkannt hätte. In großer Erregung löste er mit bebenden Fingern den Umschlag und überflog beim flackernden Schein der Pechfackeln, mit denen die nächste Umgebung des „Schlosses“ erhellt war, das mit feinen, zierlichen Schriftzügen dicht bedeckte Blatt. Céleste schrieb, daß der Vater ihr verbieten habe, Armand vor der Abreise noch einmal zu sehen, daß sie aber gewiß vor Kummer sterben würde, wenn sie diesem grausamen Gebot gehorchte.

„Ich kann nicht von hier fortgehen,“ lautete der Schluß ihres Briefes, „ohne Dir lebewohl zu sagen, ohne noch einmal Deine Hand in der meinigen zu halten, und ohne Dir zum letztenmal ins Auge zu blicken. Aber ich weiß, daß es gefährlich ist, den Zorn meines Vaters herauszufordern, und daß wir vielleicht beide verloren wären, wenn er uns überraschte. Darum beschwöre ich Dich, keine Begegnung zu suchen, ehe ich Dir nicht durch Phöbe Ort und Stunde für unser Zusammentreffen bezeichnet habe — ach, daß ich hinzufügen muß, für unser letztes Zusammentreffen!“

Sie war beim Schreiben des Briefes offenbar gestört worden, denn die letzten Worte waren so hastig geschrieben, daß Armand sie nur noch mit Mühe entziffern konnte, und sie hatte nicht einmal mehr Zeit gefunden, ihren Namen darunter zu setzen.

Finster kehrte er dem Hause seines Oheims, aus dessen geöffneten Fenstern die Klänge der Geigen und Flöten zu ihm heraus drangen, den Rücken. Er befand sich nicht

in der Stimmung, einen Ball zu besuchen, und daß die schöne Hermance de Lacalle ihm vorhin mit ihrem süßesten, verführerischsten Lächeln gesagt hatte, sie rechne mit Bestimmtheit darauf, ihn beim Rotillon zum Tänzer zu haben, vermochte seinen Widerwillen gegen die lärmende Fröhlichkeit da drinnen nicht zu verringern.

Weiter und weiter entfernte er sich aus dem Lichtkreise der düster brennenden Fackeln. Aber er vermied es geflissentlich, die Richtung einzuschlagen, die nach dem Blockhause des Barons de Montauban führte. War er nicht stark genug, sich zum Herrn seines Schicksals zu machen, so durfte er auch nicht mit der Gefahr spielen, die nicht nur ihn selbst, sondern vielleicht noch mehr das geliebte Mädchen bedrohte, wenn er dem Verbot ihres Vaters trotzte. Nur wenn sie ihn rief, wollte er zu ihr eilen.

Da, wo die letzten armseligen Hütten von Neu-Paris standen, ließ er sich auf einen Baumstumpf nieder und stützte voll weltvergessenen Herzeleid's, wie es eben nur eine junge Menschenseele zerreißen kann, die ihre ersten süßen Liebeshoffnungen begräbt, das Haupt in die Hände.

Er hörte es nicht, daß in seiner Nähe der Klang von rauhen Männerstimmen vernehmlich wurde, und erst, als die Sprechenden den Platz fast erreicht hatten, auf dem er sich befand, wurde er ihrer gewahr. Er blickte auf und erkannte, daß es zwei von den Zimmerleuten aus den nördlichen Staaten waren, die sich in Neu-Paris angesiedelt hatten, um mit der Aufrichtung der Häuser und allerlei anderen Arbeiten, zu denen sich nimmermehr einer der Franzosen oder Kreolen hergegeben hätte, ein schönes Stück Geld zu verdienen. Sie waren durchweg von unermüdlichem Fleiß, aber von rauhen Sitten. Der große Schwarm vornehmer französischer Emigranten und vornehm thuender Glücksritter, der die Umgebung des „großen Marquis“ ausmachte, ging diesen Leuten so viel als mög-

lich aus dem Wege. Die Amerikaner selbst aber trugen offenbar nicht das geringste Verlangen nach der Freundschaft der gepußten Kavaliere. Sie betrachteten sie, wo sie ihnen begegneten, mit ganz unverhohlener Geringschätzung.

Auch Armand de Boulogny hatte seiner ganzen Erziehung nach nicht viel Sympathien für diese ungeschlachten und rücksichtslosen Männer hegen können; aber er vermochte ihrer Tüchtigkeit und der eisernen Beharrlichkeit, mit der sie inmitten einer nur dem üppigsten Daseinsgenusse lebenden Umgebung unbeirrt ihr hartes Tagewerk verrichteten, seine Achtung nicht zu versagen. Da er sich seit seiner Uebersiedelung nach Amerika mit großem Eifer dem Studium der englischen Sprache hingegeben hatte, erhielt er, als sie sich, ohne ihn zu bemerken, wenige Schritte von ihm entfernt in das Gras warfen, halb wider seinen Willen Kenntniß von dem Inhalt ihres Gespräches.

Der prunkvolle Aufzug von heute morgen bildete den Gegenstand ihrer Unterhaltung, und Armand fühlte sich beschämt, als er hörte, wie diese rauhen Gesellen über die Kirchfahrt des „großen Marquis“ und über seinen vergoldeten Galawagen urtheilten.

„Wäre mir, bei Zingo,“ sagte dann der ältere der beiden, „auch nicht in den Sinn gekommen — damals, als ich in Natchez gar manchmal mit der schönen Valot über den Schenkstisch hinweg mein Späßchen hatte — daß ich sie noch einmal als Fräulein de Lacalle in Sammet und Seide wiedersehen würde. Erkannte sie trotz ihrer gefärbten Haare auf den ersten Blick, und wette hundert Dollars gegen zwei Cents, daß es ihr ebenso ging. Möchte wohl sehen, was für eine Grimasse sie schneiden würde, wenn ich hinginge, sie mitten in ihrer vornehmen Gesellschaft als alter Freund zu begrüßen. Will ihr aber den

Spaß nicht verderben. Gönne es diesem französischen Lumpengefindel von Herzen, daß es gründlich gerupft wird.“

„Und Ihr seid ganz sicher, Bob, daß Ihr Euch nicht geirrt habt? Habe sie mir ein paarmal ganz aus der Nähe betrachtet und muß Euch ehrlich sagen: sie sieht aus wie eine verdammt vornehme Dame.“

„Will's wohl glauben,“ lachte Bob, „würde vielleicht auch trotz alledem meine Zweifel gehabt haben, obgleich mein Gedächtnis mich nicht so leicht im Stich läßt. War etwas so verteufelt Großartiges in ihrem Auftreten wie in dem Blick, mit dem sie über mich weg sah. Aber die Alte ist ja auch da, die gute Mutter Balot, die mir so manchen Whisky-Tobdy gebraut und so manches Beefsteak vorgesetzt hat. Da kann's also keinen Irrtum mehr geben. Und ich schätze, es wäre vorsichtiger gewesen, wenn sie ohne die Alte gekommen wäre.“

Nun duldete es Armand nicht länger in seiner Rolle eines unthätigen Lauschers. Die Vermutung des Barons de Montauban, daß die Damen de Lacalle nicht diejenigen seien, für die sie sich ausgaben, schien hier eine so überraschende und so überzeugende Bestätigung zu finden, daß er es für seine Pflicht halten mußte, der Sache sofort auf den Grund zu gehen.

Er sprang auf und trat zu den beiden Männern, die ihn wohl erstaunt, aber nicht im mindesten erschrocken ansahen. Alle seine Kenntnisse der englischen Sprache zusammennehmend, sagte er: „Mit Ihrer Erlaubnis, Gentlemen — Sie sprachen da soeben von einer Dame, deren Person einiges Interesse für mich hat. Würden Sie etwa geneigt sein, dem Fräulein de Lacalle ins Gesicht hinein zu wiederholen, was Sie da soeben von ihr behauptet?“

Der von seinem Kameraden mit dem Namen Bob angerebete Amerikaner ließ statt der Antwort zunächst nur

ein unverständliches Brummen vernehmen, das nicht eben freundlich klang.

Da eine verständliche Erwiderung auf sich warten ließ, wiederholte Armand in nachdrücklicherem Tone seine Frage.

„Schätze, Ihr thätet besser, Euch um Eure eigenen Angelegenheiten zu kümmern, als um das, was wir miteinander reden,“ knurrte der Alte. „Fragen den Teufel nach Euch und nach Euren Frauenzimmern.“

„Aber wenn ich Ihnen die Versicherung gebe, daß es sich da um eine Sache von äußerster Wichtigkeit handelt, daß ich Ihnen für jede Auskunft herzlich dankbar sein werde, wollen Sie auch dann noch auf Ihrer Weigerung beharren?“

„Bin kein Detektive, Herr. Wollt Ihr erfahren, welche Bewandtnis es mit der Dame hat — ei, so fragt sie selbst danach. Vielleicht wird sie's Euch sagen.“

„Wohl, ich werde es thun, und ich werde mich dabei auf das berufen, was ich soeben von Ihnen gehört habe. Sie werden ja hoffentlich in der Lage sein, die Verantwortung für die Wahrheit Ihrer Worte zu übernehmen.“

„Schätze, daß ich in der Lage sein werde, junger Mann,“ gab der Amerikaner lachend zurück. „Pflege immer die Verantwortung zu übernehmen für das, was ich sage. Und mögt dem Fräulein de Lacalle in Gottes Namen auch einen Gruß ausrichten von Bob Cavendish, falls sie sich meiner nicht sogleich erinnern sollte.“

Damit aber schien die Sache für ihn nun endgültig abgethan, denn er fing an, mit seinem Kameraden über andere Dinge zu reden.

## 5.

Eine Empfindung tiefen Widerwillens hinderte Armand minutenlang, seinen Weg fortzusetzen, als er von der

Schwelle des sogenannten Thronsaales aus seinen Blick über das bunte Menschengewühl hinschweifen ließ, das sich in dem großen, aber unverhältnismäßig niedrigen Raume dem Bergnügen des Tanzens, des Hofmachens und des Rokettierens hingab. Er war niemals mit ganzer Seele bei dem üppigen, lockeren Treiben gewesen, das der Hofhaltung des „großen Marquis“ bereits weit über die Grenzen von Louisiana hinaus eine eigentümliche Berühmtheit verschafft hatte. Trotz seiner Jugend und seines heiteren, lebensfreudigen Temperaments hatte er die Oberflächlichkeit dieser von Fest zu Fest taumelnden Gesellschaft zu bald durchschaut, um sich in ihr auf die Dauer wohl zu fühlen, und nur die dankbare Anhänglichkeit an seinen Oheim, der ihm in Wahrheit ein Wohlthäter und väterlicher Freund gewesen war, sowie vor allem seine Liebe zu Celeste hatten ihn immer wieder gehalten. In diesem Augenblick aber vermochte er kaum noch zu begreifen, wie er sich so lange von diesem schmutzigen Strome hatte fortreiben lassen können, und er war entschlossen, ein Ende zu machen, ehe er genötigt sein würde, sich selbst zu verachten.

Zuerst hatte er daran gedacht, geradezu zu dem Marquis zu gehen und ihm mitzuteilen, was er soeben gehört hatte. Aber als er nun das rosige, lächelnde, von leichtherziger Fröhlichkeit strahlende Antlitz seines Oheims vor sich sah, schien ihm ein solches Vorgehen doch gar zu grausam. Nicht darum handelte es sich ja, den Marquis zu beschämen, sondern einzig darum, die schöne Abenteuerin unschädlich zu machen, ehe es ihr gelungen war, ihre letzten Ziele zu erreichen. Und das konnte nach Armands Meinung viel besser geschehen, wenn er sich geradezu an sie wandte und ihr zu erkennen gab, daß sie durchschaut sei.

Wie ein Wink der Vorsehung, daß er mit dieser

Absicht auf dem rechten Wege sei, betrachtete er es, als Hermance de Lacalle, deren scharfe Augen ihn längst erspäht haben mochten, jetzt auf ihn zu kam. Sie sah bezaubernder aus denn je, und ihr Kleid wie ihre Juwelen hätten wohl auch an jedem wirklichen Hofe allgemeine Bewunderung erregt.

„Sie haben lange auf sich warten lassen, Herr de Bouligny,“ rebete sie ihn an, „fast zu lange. Und Sie werden einige Mühe haben, mich wieder zu verzeihen.“

Als hätte er ihre liebenswürdig scherzenden Worte gar nicht gehört, trat er nahe an sie heran und sagte leise: „Ich habe Ihnen eine Mitteilung zu machen, mein Fräulein, die niemand sonst zu hören braucht. Wollen Sie die Güte haben, mir einige Minuten zu schenken?“

Obwohl ihr der Ton seiner Frage und der Ausdruck seines Gesichts sagen mußten, daß die verheißene Mitteilung kaum eine erfreuliche sein konnte, fügte sie sich doch mit liebenswürdigster Miene seinem Verlangen. „Warum nicht, Herr Leutnant,“ erwiderte sie, ohne weiteres ihre Hand auf seinen Arm legend, „lassen Sie uns auf die Galerie hinaustreten, um Luft zu schöpfen. Ich finde es hier drinnen ohnedies recht heiß.“

Er führte sie hinaus, und nachdem er sich durch rasche Umschau überzeugt hatte, daß kein Lauscher in der Nähe sei, sagte er, noch ehe sie Zeit genug hatte, eine Frage an ihn zu richten: „In Ihrem eigenen Interesse, mein Fräulein, geschieht es, wenn ich alles unnütze Aufsehen zu vermeiden wünsche. Ich weiß, daß Sie sich hier unter einem falschen Namen eingeführt haben, und daß Sie keinen Anspruch besitzen auf den Rang, den Sie sich beigelegt. Ich brauche Ihnen nicht erst zu sagen, welche Folgen diese Entdeckung für Sie nach sich ziehen muß. Aber ich hoffe, Sie werden die Situation richtig genug

beurteilen, um uns die Notwendigkeit peinlicher Maßregeln zu ersparen.“

Sie stand so nahe vor ihm, und es war hell genug, daß er deutlich jede Linie in ihrem schönen Antlitz wahrnehmen konnte. Er hatte mit voller Sicherheit erwartet, daß sie bei seiner Eröffnung heftig erschrecken, und daß ihr Schuldbewußtsein sich in ihrer Bestürzung offenbaren würde. Aber er hatte niemals eine vollständigere Enttäuschung erlebt, als ihr Verhalten sie ihm jetzt bereitete. In ihrem Gesicht hatte sich kein Zug verändert, und nicht zaghaft und beklommen, sondern kalt und hochmütig klang es, als sie erwiderte: „In wessen Auftrage, Herr de Bouigny, machen Sie mir diese merkwürdige Eröffnung?“

„Ich spreche zunächst nur in meinem eigenen Namen, mein Fräulein, denn aus Schonung für Sie und aus Rücksicht auf die Empfindungen meines Oheims habe ich ihm bisher noch keine Mitteilung gemacht von dem gegen ihn verübten Betrüge.“

„Wägen Sie Ihre Worte, Herr Leutnant,“ unterbrach sie ihn scharf und gebieterisch. „Ich will zu Ihren Gunsten annehmen, daß Sie das leichtgläubige Opfer irgend eines Schurken oder Wahnsinnigen geworden sind. Aber das erste beleidigende Wort aus Ihrem Munde würde es mir unmöglich machen, Ihnen jemals zu verzeihen.“

„Wohlan, mein Fräulein, so beweisen Sie mir, daß man mich getäuscht hat. Es giebt hier in Neu-Paris Leute, die Sie und Ihre Mutter schon früher, und zwar unter ganz anderen Verhältnissen, gekannt haben wollen. Man würde Gelegenheit finden, Ihnen diese Leute gegenüberzustellen, wenn Sie darauf beharren, jene Behauptung als eine Lüge zurückzuweisen. Aber ich warne Sie, die Dinge bis zum Äußersten zu treiben, wenn Ihr Gewissen nicht völlig rein ist. Die Wahrheit müßte ja zuletzt doch an den Tag kommen, und Ihre Lage würde dann eine

viel peinlichere sein als jetzt, wo ich Ihnen eine Möglichkeit gewähren will, sich unbehelligt von hier zu entfernen, ehe irgend jemand außer mir den Sachverhalt kennt."

"Sie sind überaus freundlich, mein Herr," fiel sie mit eifrigem Hohne ein, „aber ich bedaure, von dieser unverlangten Freundlichkeit keinen Gebrauch machen zu können. Und es scheint mir nunmehr an der Zeit, daß wir die Rollen tauschen. Nicht Sie sind es, der Aufklärung und Rechenschaft zu verlangen hat, sondern an mir ist es, Genugthuung zu fordern für diesen unerhörten Schimpf. Ich verlange die Namen der Glenden zu erfahren, die eine so wahnwitzige Beschuldigung gegen mich erheben konnten, damit ich von Seiner Excellenz ihre Bestrafung fordern kann."

"Ich habe keinen Grund, Ihnen den Namen meines Gewährsmannes zu verschweigen. Es ist der Amerikaner Bob Savendish, der Sie bereits zu einer Zeit gekannt haben will, da Sie noch als Fräulein Balot in Natchez die Gäste Ihrer Mutter bedienten."

Die schöne Hermance lachte hell auf. „Nichts weiter als das?" fragte sie. „Wahrhaftig, die Sache fängt an, mich zu belustigen. Und das konnten Sie glauben? Armer Herr Leutnant, eine wie geringe Meinung müssen diese Leute von Ihrem Verstande haben, wenn sie es wagen dürfen, Ihnen so abenteuerliche Märchen zu erzählen. Doch genug jetzt von diesen Thorheiten! Führen Sie mich in den Saal zurück, Herr Leutnant de Boulligny! Den Dank für die liebenswürdigen Absichten, die Sie in Bezug auf meine Person gehegt, mag Ihnen morgen Seine Excellenz Ihr Herr Oheim abstaten."

Armand trat einen Schritt zurück, um ihr den Weg frei zu geben. „Ich hindere Sie nicht, mein Fräulein, zu der Gesellschaft zurückzukehren, aber ich bedauere, dabei nicht mehr Ihren Kavaliere machen zu können. Ich gebe

mich nicht dazu her, eine klägliche Komödie aufzuführen. Mag denn, da Sie es so wollen, mein Oheim selbst entscheiden, was hier Wahrheit und was Lüge ist. Bin ich das Opfer einer Täuschung geworden, so werde ich die Folgen meines Irrtums zu tragen wissen."

Er machte ihr eine leichte Verbeugung und kehrte ihr den Rücken, um die aus übereinander geschichteten Baumstämmen hergestellte Treppe hinabzusteigen, deren Vorhandensein ihm ein nochmaliges Betreten der Festräume ersparte.

Wohl eine Minute lang blieb Hermance de Lacalle regungslos wie eine Statue auf ihrem Platze, und wenn Armand jetzt einen Blick auf ihr Antlitz hätte werfen, wenn er hätte sehen können, wie bleich es unter der aufgelegten Schminke geworden war, wie ihre Lippen zuckten und wie eine dämonische Wut in ihren dunklen Augen glitzerte, so würde der Eindruck, den ihre siegesgewisse Kälte in ihm hinterlassen, eine sehr wesentliche Aenderung erfahren haben.

Nun aber richtete sie sich plötzlich wieder hoch auf, ihre Züge nahmen den alten hochmütigen Ausdruck an, und in der stolzen Haltung einer Fürstin kehrte sie in den Saal zurück.

Der erste, der ihr entgegeneilte, war der Marquis de Maisonrouge. Er machte ihr zärtliche Vorwürfe wegen ihres Verschwindens und versicherte galant, daß ihn während der letzten Viertelstunde die Sehnsucht nach ihr fast verzehrt habe. Es befremdete ihn, daß sie nicht das leiseste Lächeln als dankbare Antwort hatte, und er fragte besorgt nach den Ursachen ihrer Verstimmung.

Da führte sie ihn beiseite und sprach lange mit großer Lebhaftigkeit auf ihn ein. Der „große Marquis“ wurde vor Zorn kirschrot im Gesicht, und seine ungestüme Gebärden sprache ließ vermuten, daß er am liebsten auf der

Stelle ein fürchterliches Strafgericht über die Beleidiger des angebeteten Weibes abgehalten hätte. Hermance selbst mußte seine heftige Erregung mit dem Hinweis beschwichtigen, daß die Fröhlichkeit des Festes unmöglich durch irgendetwas einen Skandal gestört werden dürfe.

„Gut denn,“ sagte er, „verschieben wir es auf morgen. Und mein Wort zum Pfande, daß ich mich für immer von diesem Burschen los sagen und ihn mit Schimpf und Schande davonjagen werde, wenn er Sie nicht vor meinen Augen auf den Knien um Verzeihung bittet.“

Sie dankte ihm mit einem zärtlichen Blick, aber alle seine Bitten vermochten sie nicht zu längerem Verweilen auf dem Feste zu bewegen. Sie erklärte, daß sie nach dieser großen Aufregung dringend der Ruhe bedürfe, und nachdem auf ihren Wunsch einer der Kammerherren Madame de Lacalle, die sich im Gegensatz zu ihrer schönen Tochter stets sehr bescheiden irgendwo im Hintergrunde verborgen hielt, von dem Wunsche des Fräuleins Hermance in Kenntniß gesetzt hatte, führte der „große Marquis“ selbst die Damen durch den Schwarm der ehrerbietig zurückweichenden Gäste bis zur Ausgangsthür. —

Unter denen, die sich zum Abschied tief vor Hermance de Lacalle verbeugten, war auch ein schöner schwarzbärtiger Kavalier von etwa vierzig Jahren und von dem charakteristischen kühnen Gesichtsschnitt eines Vollblut-Spaniers. Er befand sich erst seit ungefähr einer Woche in Neu-Paris, aber er war sogleich in die Zahl der bevorzugten Persönlichkeiten am Hofe eingereiht worden, da er sich dem „großen Marquis“ als Don Henriquez de Madrigal, den Sprößling eines der ältesten spanischen Adelsgeschlechter, hatte vorstellen lassen und ihm zugleich einige gewichtige Empfehlungsbriefe überreichte. Davon, daß zwischen Don Henriquez und dem Fräulein Hermance de Lacalle irgend welche näheren Beziehungen vorhanden seien, hatte bisher

niemand etwas wahrgenommen, und auch jetzt bemerkte es wohl keiner, daß in dem Moment, wo sie am Arm des Marquis an ihm vorüberschritt, blitzschnell ein eigentümlich bedeutsamer Blick zwischen ihr und dem Spanier ausgetauscht wurde. Jedenfalls setzte der Schwarzbärtige die flüchtig unterbrochene Konversation mit seiner Dame sogleich auf das unbefangenste fort, und als dabei auch der Name der schönen Hermance einmal genannt wurde, geschah es nur, weil er zur Freude seiner Zuhörerin eine geistreich spöttische Bemerkung über sie zu machen wußte.

Das Fest nahm auch nach der Entfernung der eigentlichen Ballkönigin seinen Fortgang, obgleich der Marquis sich jetzt nicht mehr am Tanze beteiligte. Wenige nur zogen sich ermüdet zurück. Unter ihnen aber befand sich auch Don Henriquez, der plötzlich verschwunden war, ohne daß sein Fehlen sonderlich bemerkt worden wäre.

Seine Wohnung befand sich in einem der dem „Schlosse“ zunächst gelegenen Blockhäuser, wo er sich hatte bequemen müssen, mit mehreren anderen unverheirateten Herren der Hofhaltung gemeinsam Quartier zu nehmen, da es vorderhand in der jungen Residenz noch gar sehr an geeigneten Räumlichkeiten zur Unterbringung aller der hier zusammenströmenden Herrschaften fehlte. Aber der schöne Spanier nahm jetzt seinen Weg nicht dorthin, sondern nach einem entfernteren Häuschen, das der Marquis für die Damen de Lacalle hatte errichten lassen, um es alsdann mit einem Teil seines eigenen kostbaren Mobiliars auszustatten.

Dreimal klopfte Don Henriquez in eigentümlicher Weise an eines der Fenster, dann öffnete ihm eine schwarze Dienerin die Thür, und er schlüpfte behend über die Schwelle.

Hermance de Lacalle mußte ihn erwartet haben, denn sie zeigte nicht die mindeste Ueberraschung, als er zu ihr ins Zimmer trat. Sie hatte ihr Ballkleid bereits ab-

gestreift und die königliche Gestalt in ein leichtes, spitzenbesehtes Morgengewand gehüllt. Vielleicht sah sie darin noch schöner und verführerischer aus, und der Blick, mit welchem der Spanier sie betrachtete, als er sich ihr näherte, mußte sie vermuten lassen, daß er die Absicht habe, sie im nächsten Moment in seine Arme zu schließen.

Sie erhob abwehrend die Hand und sagte in rasch hervorgestoßenen Worten: „Keine Thorheiten jetzt, José — dazu haben wir keine Zeit. Dieser verwünschte Bob Cavendish hat uns wirklich erkannt, wie ich es sogleich gefürchtet, und er hat geschwätzt. Wenn wir nicht rasch und energisch handeln, ist alles verloren.“

Das Gesicht des Spaniers verzerrte sich zu einer wütenden Grimasse. „Der amerikanische Hund!“ knirschte er, während sich seine schmalen Hände unwillkürlich zu Fäusten ballten. „Warum auch hast du mich in deiner thörichten Zuversicht daran gehindert, ihn zur rechten Zeit stumm zu machen?“

„Verschone mich gefälligst jetzt mit Vorwürfen!“ fiel sie ihm in die Rede. „Es giebt für uns Besseres und Dringenderes zu thun, als zu erwägen, wie sich die Dinge hätten gestalten können, wenn wir anders verfahren wären. Nur ein entschlossenes und schnelles Vorgehen kann uns retten.“

Sie berichtete ihm über ihre Unterredung mit Armand de Boulogny und fügte ihrer Erzählung hinzu: „Der Marquis glaubt natürlich daran, daß alles Lüge und eine von meinen Feinden angezettelte Intrigue sei. Aber ich fürchte, daß es nicht möglich sein wird, ihn noch lange bei diesem Glauben zu erhalten. Bob Cavendish kennt mich zu genau und weiß zu viel von meiner Vergangenheit, als daß ich es bis zu seiner Bernehmung kommen lassen dürfte. Er muß aus dem Wege geschafft werden, auf welche Weise es auch immer sei.“

Der Spanier ging mit über der Brust verschränkten Armen auf und nieder. Sein wutverzerrtes Gesicht mit den rollenden Augen und der über die großen weißen Zähne zurückgezogenen Oberlippe war nicht mehr das des eleganten, geschmeidigen Höflings, sondern das eines zur Begehung jeder Schandthat bereiten Verbrechers.

„Ja, er muß aus dem Wege,“ zischte er, „noch in dieser Nacht. Aber es wird nicht leicht sein. Diese verdammten Amerikaner halten ja zusammen wie die Teufel.“

„Es gilt, jede Minute zu nützen. Suche die besten und zuverlässigsten unter unseren Freunden zu deinem Beistande aus. Ich werde wach bleiben, bis ich ein Zeichen von dir erhalte, daß alles glücklich abgelaufen ist. Laß mich nicht zu lange darauf warten.“

Don Henriquez ging zur Thür, aber als er die Hand schon auf den Drücker gelegt hatte, blieb er noch einmal stehen und betrachtete sie mit heißem Blick. „Wie schön du heute abend wieder aussiehst!“ sagte er, und es bebte wie mühsam verhaltene Leidenschaft in seiner Stimme. „Weißt du auch, daß es fast zu viel ist, was du mir da zumutest? Gälte es nicht einen so hohen Preis, wahrhaftig, ich würde mich niemals dazu verstehen, dich diesem französischen Narren abzutreten.“

Hermance ging lächelnd auf ihn zu. Sie legte ihre beiden Hände auf seine Schultern, und indem sie ihre Lippen seinem Gesicht ganz nahe brachte, flüsterte sie: „Muß ich dir's denn immer wieder sagen, du närrischer, eifersüchtiger Mensch, daß ich nur dich liebe, und daß ich dir niemals in Wahrheit untreu sein werde? Am Tage meiner Vermählung mit dem Marquis ist die Komödie zu Ende; dann machen wir uns auf und davon und verbergen uns mit unseren Schätzen in irgend einen schönen Winkel als das glücklichste Paar von der Welt.“

Sie küßte ihn, dann aber, als er sie stürmisch um-

schlingen wollte, wehrte sie ihn sanft von sich ab und drängte ihn, zu gehen. —

Ruhelos wanderte sie während der nächsten Stunden auf und nieder, in kurzen Zwischenräumen immer wieder an das geöffnete Fenster tretend, um mit gespannter Aufmerksamkeit in die stille Frühlingsnacht hinauszulauschen. Schon machten sich die ersten Anzeichen des nahenden Tages bemerklich, als drüben vom Waldrande her dreimal rasch nacheinander ein heller Pfiff ertönte. Ein tiefer Atemzug der Erleichterung hob die Brust der schönen Abenteurerin.

„Ah, welche Erlösung!“ sagte sie, sich in allen Gelenken reckend, wie jemand, der sich von einer schweren Last befreit fühlt. „Und nun will ich schlafen.“

## 6.

Mit soldatischem Gehorsam hatte Armand de Boulogny sich gefügt, als ihm am Morgen ein Kammerherr seines Oheims den Befehl überbracht hatte, das Wachtthaus nicht früher zu verlassen, als bis Seine Excellenz ihm dazu die ausdrückliche Erlaubnis erteilt haben würde. Und gehorsam folgte er nun auch dem Höfling, der um die Mittagszeit erschienen war, ihn in das „Schloß“ zu holen. In fester, aufrechter Haltung betrat er das Audienzzimmer des Marquis, und es überraschte ihn ebensowenig, daß er seinen Oheim in der Gesellschaft des Fräuleins Hermance de Lacalle antraf. Ein Blick auf ihr Gesicht hatte ihn erkennen lassen, daß sie sich ihres Sieges gewiß fühlte; aber er war während der letzten Stunden, deren unfreiwillige Muße ihm Zeit genug zum Ueberlegen gewährt hatte, zu dem festen Entschluß gekommen, mit allen Waffen, über die er verfügte, den Kampf gegen dieses Weib zu führen, dessen verderblicher Einfluß auf den Marquis gebrochen werden mußte, selbst wenn sie in Wirklichkeit war,

wofür sie sich ausgab. Er verbeugte sich leicht gegen sie, würdigte sie dann aber keines weiteren Blickes und sah seinem Oheim, dessen gerötetes Antlitz und dessen gefurchte Stirn nicht viel Gutes weißsagten, fest in die Augen.

Schon die ersten Worte Seiner Excellenz mußten ihm beweisen, daß er hier nicht mehr als Ankläger, sondern als Angeklagter stand. Der Marquis überschüttete ihn mit den heftigsten Vorwürfen und forderte ihn auf, das so schwer beleidigte Fräulein wegen des unsinnigen Verdachts, den er gestern gegen sie zu äußern gewagt, demütig um Verzeihung zu bitten.

Armand ließ die zornigen Schmähungen über sich ergehen, ohne den Aufgeregten zu unterbrechen. Aber als der Marquis dann inne hielt, sagte er, statt seinem Befehl Folge zu leisten, mit Festigkeit: „Ich werde dem Fräulein Abbitte leisten, sobald ich die Ueberzeugung gewonnen habe, daß ich in Wahrheit getäuscht worden bin. Ihre einfache Ablehnung reicht dazu nicht aus. Ich verlange, daß Bob Cavendish ihr gegenübergestellt wird.“

„Glaubst du, daß ich dir diese Beschämung erspart hätte, wenn es möglich gewesen wäre, jenes elenden Gesellen habhaft zu werden? Aber er mochte wohl ahnen, was ihm bevorstand, und hat sich über Nacht aus dem Staube gemacht. Als ich in aller Frühe nach ihm schickte, war seine Hütte leer, und keiner von seinen Kameraden wußte Auskunft über seinen Verbleib zu geben. Er hat gut daran gethan, sich vor meinem Zorn in Sicherheit zu bringen, du aber wirst nun hoffentlich erkennen, wieviel Glauben seine unsinnige Behauptung verdiente.“

„Wenn Bob Cavendish wirklich nicht zu finden ist, Oheim, so wird Ihnen niemand besser Auskunft über die Ursache seines Verschwindens geben können als diese Dame dort. Sie hatte freilich ein gewaltiges Interesse daran,

sich des unbequemen Anklägers zu entledigen, und da Bob Savendish ein armer Teufel ist, dürfte es ihr auch nicht allzu schwer gefallen sein, ihn zum Fortgehen zu bewegen.“

Die Bestimmtheit dieser Beschuldigung brachte den Marquis augenscheinlich für einen Moment in Verwirrung. Er wußte nicht sogleich, was er darauf antworten sollte, und wandte sich gegen Hermance, wie um anzudeuten, daß es an ihr sei, den neuen Verdacht zu entkräften.

Fräulein de Lacalle aber wählte dazu das einfachste und sicherste Mittel, ein Mittel, von dem sie gewiß war, daß es seine Wirkung nicht versagen könne. Sie warf sich nämlich einfach dem Marquis an den Hals und schluchzte: „O, schützen Sie mich gegen diesen Unverschämten, Marcel! Wie können Sie es nur geschehen lassen, daß man mich vor Ihren Augen so mißhandelt?“

Wenn es für die Dauer einer Sekunde etwas wie einen leisen Zweifel in der Brust des „großen Marquis“ gegeben hatte, so war er durch diesen schmerzlichen Aufschrei eines gepeinigten Frauenherzens jedenfalls wieder gänzlich erstickt, und die Flammen des Zornes gegen den verwegenen jungen Mann loderten nur um so höher auf. „Unwürdiger!“ herrschte er ihn an. „Fühlst du nicht, daß es nur deine eigene Verworfenheit ist, die sich in solchen Verdächtigungen offenbart? Ich durchschaue dich und die Beweggründe deines Handelns nur zu gut. Du hieltest dich für meinen Erben, und die schändeste Selbstsucht ist es, die dich diese abscheuliche Intrigue anzetteln ließ. — Nein, kein Wort mehr!“ fuhr er noch heftiger fort, da Armand ihn zu unterbrechen versuchte. „Ich will nichts mehr hören, denn wir sind fertig miteinander — ein für allemal! Ich will nichts mit einem Undankbaren zu schaffen haben, und in aller Form sage ich mich von dir los. Du wirst nie mehr auch nur einen Lire von mir erhalten, zu meinen Lebzeiten so wenig als nach

meinem Tode! Ich verbiete dir, mich hinfort deinen Oheim zu nennen, und befehle dir, mein Land auf der Stelle zu verlassen!"

"Ich füge mich dem Willen Eurer Excellenz," entgegnete Armand mit edlem Anstande, „soweit Eure Excellenz ein Recht haben, mir zu befehlen. Aber es giebt niemand, der befugt wäre, mir den Aufenthalt an diesem Orte zu verbieten, und ich bin fest entschlossen, ihn nicht zu verlassen.“

Die Zornesader an der Schläfe des Marquis schwoh hoch auf. „Wie, du wagst es, mir Trotz zu bieten?"

„Wäre ich in Wahrheit der Undankbare und Unwürdige, für den Sie mich halten, Oheim, so dächte ich nach dieser Stunde gewiß nicht mehr daran, in Ihrer Nähe zu bleiben. Hatte ich doch noch gestern keinen sehnlicheren Wunsch als den, Sie zu verlassen. Jetzt aber weiß ich, daß der Baron de Montauban recht hatte, als er mir vorhielt, daß es meine heilige Pflicht sei, hier auszuharren, solange Sie von Menschen umgeben sind, die sich in Ihr Vertrauen gestohlen haben, nur um es schändlich zu mißbrauchen. Sie mögen mir verbieten, Sie noch weiter mit dem vertrauten Namen zu nennen, den ich Ihnen seit den Tagen meiner Kindheit gegeben. Sie mögen mir auch verbieten, vor Ihnen zu erscheinen, aber Sie werden mich nimmermehr daran hindern können, gegen Ihre Feinde zu kämpfen und den Betrügnern die Larve vom Gesicht zu reißen. Mag diese Dame dort Hermance de Lacalle oder Hermine Balot heißen, sie wird es eines Tages bitter zu bereuen haben, daß sie mich zu diesem Kampfe gezwungen.“

Er neigte sich tief gegen den Marquis, der in seiner maßlosen Erregung die Sprache verloren zu haben schien, und verließ das Gemach. Er fühlte sich jetzt viel leichter und freier als vorhin.

Er war kaum hundert Schritte vom „Schlosse“ entfernt, als er sich halblaut bei seinem Namen angerufen hörte. Aber nach einigem Umher spähen erst entdeckte er in einem schmalen Gange zwischen zwei Blockhäusern die schwarze Kammerzofe des Fräuleins de Montauban, die ihn dort augenscheinlich erwartet hatte. Phöbe ließ ein Briefchen in seine Hände gleiten und huschte dann, ohne ihm weiter Rede zu stehen, eilig davon. Armand aber riß ungestüm den Umschlag herab und las:

„Mein teurer Freund!

Mein Vater ist an diesem Morgen fortgeritten, um in der nächsten Niederlassung Leute anzuwerben, die uns morgen bei der Einschiffung unserer Habseligkeiten behilflich sein sollen. Denn es ist unwiderruflich beschlossen, daß wir Neu-Paris verlassen, um die neue Heimat aufzusuchen, von der ich nichts weiter weiß, als daß sie irgendwo an dem schrecklichen Mississippi liegen soll. Ich bin so unglücklich, daß ich mir von ganzem Herzen den Tod wünschen würde, wenn es nicht eine so schwere Sünde wäre. Mein Vater hat mir strenge verboten, vor seiner Rückkehr den Fuß über die Schwelle unseres Hauses zu setzen, aber der Himmel wird mir verzeihen, wenn ich ihm dieses eine Mal nicht gehorche. Denn ich muß Dich noch einmal sehen, wenn ich die Kraft finden soll, dies grausame Schicksal zu ertragen. Am Tage darf ich nicht wagen, hinauszugehen, und daran, daß Du etwa zu mir kämst, ist natürlich noch weniger zu denken. Aber der Vater wird erst morgen früh zurückkehren, und ich glaube, daß es mir möglich sein wird, nach Einbruch der Nacht Dich auf einige Minuten zu sprechen. Erwarte mich unter den Cyressen hinter unserem Hause. Ich begehe gemiß ein Unrecht, aber ich will ja auch gern nachher jede Strafe dafür auf mich nehmen. Was mir nach dieser Trennung noch bevorstehen mag, ist ja so gleich-

gültig. Ich werde ohnedies bald genug an meinem Kummer sterben.

In ewiger Liebe

Deine Geliebte.“

„Nein, mein teures Lieb, du wirst nicht sterben,“ sagte Armand vor sich hin, während er den Brief, nachdem er ihn zärtlich geküßt hatte, auf seinem Herzen barg. „Wenn hier mein Werk gethan ist, werde ich dir folgen, und keine Macht der Welt wird stark genug sein, uns auseinander zu reißen. Jetzt frisch ans Werk!“

Er ließ sich die Stätte bezeichnen, an der Bob Cavendish bisher gehaust hatte, und schlug den Weg dahin ein. Die fast schon im Schutze des Urwaldes gelegene Hütte des Zimmermanns, die er erst nach einigem Suchen fand, war vielleicht die armseligste unter all den Behausungen, die in ihrer Gesamtheit die „Residenz“ des großen Marquis de Maisonrouge ausmachten. Nur ein Mensch, der längst mit allen Ansprüchen an das Dasein abgeschlossen hatte, konnte sich mit einem solchen Schlupfwinkel begnügen. Armand mußte sich tief bücken, um in das Innere der Hütte zu gelangen. Sie war leer, wie er es ja nicht anders erwartet hatte, aber als seine Augen sich hinreichend an die in dem fensterlosen Raume herrschende Finsternis gewöhnt hatten, um die einzelnen darin befindlichen Gegenstände zu erkennen, drängte sich ihm die Empfindung auf, daß es hier nicht aussah, als hätte sich der Bewohner mit der Absicht entfernt, nie wieder zurückzukehren.

Ueber die aus Baumzweigen und dürrem Laube hergestellte Lagerstätte war noch die zerrissene Wolldecke gebreitet; auf dem roh gezimmerten Tische lagen die Reste einer frugalen Mahlzeit neben einem aufgeschlagenen abgegriffenen Buche, und — was Armand besonders befremdete — in einer Ecke, wo man es erst bei näherem

Hinsehen erspähen konnte, lehnte ein Gewehr bei allerlei Handwerksgerät und anderem Gerümpel. Nur bei der Annahme einer eiligen und überstürzten Flucht ließ es sich erklären, daß Bob Cavendish alle diese Dinge einfach im Stich gelassen haben sollte, und eine andere unheimliche Vermutung begann sich in Armand zu regen, wenn er sie auch bei näherer Ueberlegung gleich wieder als gar zu abenteuerlich von sich wies.

Aber die Wahrnehmung, die er da gemacht hatte, gab ihm jedenfalls zu denken, und als er auf dem Heimwege eine Gruppe von Landsleuten des verschwundenen Bob lebhaft debattierend bei einander stehen sah, ging er auf sie zu, um zu erfahren, wie sie über die plötzliche Abreise ihres Gefährten dächten. Es konnte ihm nicht entgehen, daß ihre eben noch sehr aufgeregte Unterhaltung bei seiner Annäherung mit einemmal verstummte, und daß die Männer ihn mit keineswegs freundlichen Blicken betrachteten.

Auf seine Frage nach dem mutmaßlichen Verbleib des Zimmermanns erhielt er zunächst überhaupt keine Antwort, und als er sie befremdet wiederholte mit dem Hinzufügen, daß er ein starkes Interesse daran habe, Näheres zu erfahren, sagte einer — es war derselbe, den er gestern abend in Bobs Gesellschaft gesehen —: „Wenn Ihr so begierig seid, es zu wissen, werdet Ihr Euch wohl anderswo erkundigen müssen. Von uns hat er keinem lebewohl gesagt, weil er, wie ich kalkuliere, keine Zeit dazu hatte.“

„Es sieht allerdings aus, als hätte er's sehr eilig gehabt, denn in seiner Hütte liegt und steht alles, wie wenn er gleich wieder hätte zurückkehren wollen.“

Armand gewahrte, daß die Männer aufs neue bedeutungsvolle Blicke untereinander tauschten, Blicke, deren Bedeutung er zwar nicht verstand, die aber sicherlich nichts weniger als sympathische Empfindungen für den Fragenden

ausdrückten. Jedenfalls aber sah er ein, daß es unmöglich sein würde, mit diesen Leuten zu einer Verständigung zu gelangen, und er machte deshalb keinen weiteren aussichtslosen Versuch, sie zum Sprechen zu bewegen.

„Por Diós! Ein klägliches Ende deines großen Unternehmens! Hättest du mir von vornherein gesagt, daß es sich um nichts anderes handeln sollte, als um so gemeine Arbeit — wer weiß, ob ich nicht vorgezogen hätte, meine Hände davon zu lassen!“

Im Tone eines höhniischen Vorwurfes hatte Don Henriquez de Madrigal diese Worte an die schöne Hermance gerichtet, die in ihrem von der fürstlichen Freigebigkeit des großen Marquis so anheimelnd ausgestatteten Boudoir mit bleichem Antlitz und unheimlich glühenden Augen vor ihm stand. Er selbst sah sehr angegriffen und düster aus.

„Glaubst du, daß es mir leicht fällt, mich mit dieser jämmerlichen Abschlagszahlung zu begnügen?“ gab sie zurück. „Aber würdest du es etwa vorziehen, mit Schimpf und Schande und mit leeren Taschen obendrein davongejagt zu werden? Ich übernehme keine Bürgschaft mehr dafür, daß dies nicht morgen oder übermorgen unser Schicksal sein würde, wenn wir in feigem Zaudern die letzte günstige Gelegenheit ungenützt vorübergehen lassen.“

„Noch gestern nacht warst du so zuversichtlich! Noch gestern meintest du, diesen Marquis in der Hand zu haben wie eine Marionette! Bei meiner Seele, ich hätte mir da ein widerwärtiges Stück Arbeit ersparen können.“

„Nein, José. Dieser Cavendish mußte fort. Hat seine Beseitigung keinen anderen Nutzen für uns gehabt, so hat sie uns doch Zeit gewinnen lassen. Und seit wann ist dein Gewissen so zart, daß es dich mit überflüssigem Bedauern wegen geschehener Dinge plagt?“

Der Spanier schüttelte den Kopf. „Es war mit ihm

nicht wie mit den anderen. Er hatte mir nie etwas zuleide gethan, und er sah mich so sonderbar an, als er nicht mehr reden konnte, weil ich ihm mein Messer durch die Kehle — bah“ — er fuhr sich mit der schmalen Hand über Augen und Stirn, wie wenn er damit etwas Lästiges wegwischen könnte — „du hast recht, es taugt nicht, sich damit aufzuhalten, und noch weniger taugt es, davon zu reden. Am Ende ist's wirklich am besten, wenn wir so bald als möglich von hier fortkommen. — Also noch einmal: wie hast du dir die Ausführung deines Planes gedacht? Er wird uns unter Umständen Kopf und Kragen kosten können, aber ehe ich mit leeren Händen abziehe, wage ich hundertmal das Aeußerste.“

„D, die Sache ist im Grunde sehr einfach, und bei einiger Geschicklichkeit giebt es kaum eine ernstliche Gefahr. Im Komödienhause wird heute das neue Ballett aufgeführt, bei dem die eine Hälfte der Gesellschaft mitwirken, und die andere zuschauen wird. Das Komödienhaus aber ist zu weit vom Schlosse entfernt, als daß man an der einen Stelle bemerken könnte, was an der anderen vorgeht, selbst wenn sich bei der Ausführung unseres Vorhabens nicht jedes unangenehme Geräusch vermeiden lassen sollte.“

„Von diesen jämmerlichen französischen Schwächlingen mit ihren Fischbeinbeugen würde ich überhaupt nichts fürchten. Aber die Leibwache des Marquis! Es sind ihrer dreißig, während wir im günstigsten Falle unser acht sind.“

„Der Marquis hat bereits eingewilligt, sie samt und sonders als Statisten bei der Ballettaufführung mitwirken zu lassen. Der neue Befehlshaber, den er ihnen nach der Absetzung seines Neffen gegeben, ist ja zugleich der Intendant der Schauspiele, und er war entzückt von meiner Idee. Nicht ein einziger von ihnen wird uns hinderlich sein.“

Don Henriquez sah mit einem bewundernden Blick zu ihr auf. „Ein vortrefflicher Gedanke! Aber wenn nun den Marquis selbst noch im letzten Augenblick ein Verlangen anwandelt, die Aufführung zu besuchen? Er fehlt doch sonst niemals bei einer neuen Komödie.“

„Er wird heute nicht gehen, verlaß dich darauf! Ich habe seine Zusage, daß unsere Verlobung in einem kleinen intimen Kreise meiner besten Freunde festlich begangen werden soll, und ein wie großer Narr er auch sein mag, er ist doch ein Mann, der ein gegebenes Wort unter allen Umständen einlöst. Gegen zehn Uhr, wenn die Komödie im besten Zuge ist, und wenn wir von keiner Seite eine Ueberraschung zu besorgen haben, werde ich ihn unter irgend einem Vorwande veranlassen, mit mir in sein Kabinett einzutreten. Und auf ein verabredetes Zeichen wirst du mir mit den beiden entschlossensten unserer Freunde dahin folgen. Ihr bemächtigt euch seiner und bindet ihn, ohne ihm indessen ein Leid zuzufügen. Da er bei all seiner erborgten Majestät nur ein feiger Schwächling ist, wird er euch wenig zu schaffen machen, und ich bin sicher, daß ihr ihm nur einen blanken Dolch vor die Augen zu halten braucht, um zu erfahren, wo sich die Schlüssel zu der großen eisernen Kassette befinden, die er in seinem Schlafzimmer aufbewahrt, und die, wie ich bestimmt weiß, sehr große Geldsummen enthält. Sobald wir die Beute in den Händen haben, machen wir uns natürlich auf und davon. Du wirst Sorge tragen, daß wir eine genügende Anzahl von Pferden vorfinden, und selbst wenn man uns verfolgen sollte, was ich aus verschiedenen Gründen für wenig wahrscheinlich halte, werden wir ohne große Mühe einen Vorsprung gewinnen können, der das Gelingen unserer Flucht sichert. Haben wir erst einmal Natchitoches erreicht, so sind wir geborgen. Du kennst deine Landsleute gut genug, um zu wissen, daß

man mit einer Handvoll Goldstücke die hohe Obrigkeit leicht bewegen kann, beide Augen zu schließen. Und die Macht des Marquis de Maisonrouge reicht ja nicht einmal bis an die Grenzen seines Territoriums, um wie viel weniger darüber hinaus.“

„Das alles klingt ja ganz vortrefflich,“ sagte der Spanier mit einem leichten Anfluge von Ironie, „und ich bewundere deine großartige Erfindungsgabe. Aber ich fürchte, es wird nicht alles ganz so glatt abgehen, wie es sich da in deinem phantasiereichen Köpfehen darstellt. Auch wenn die Leibwache uns nicht im Wege ist, giebt es doch noch immer Dienerschaft genug im Schlosse, und der Marquis wird sich am Ende auch nicht ganz so gutwillig in sein Schicksal ergeben, wie du es als sicher anzunehmen scheinst.“

Das Antlitz der schönen Hermance verfinsterte sich, und ein harter, fast grausamer Zug erschien an ihren Mundwinkeln. „Wenn er Lärm zu schlagen versucht, nun, so wird es eben eure Sache sein, ihn zum Schweigen zu bringen,“ erwiderte sie, „ich wünschte ja, daß es ohne Blutvergießen abgeht, aber wenn er es nicht anders haben will, muß er eben tragen, was er selbst verschuldet.“

„Wohl, ich werde vor Einbruch des Abends noch einmal kommen, dir über meine Vorkehrungen Bericht zu erstatten und die Einzelheiten zu besprechen. Am Ende bist du ja auch ein Weib und könntest bis dahin deine Absichten ändern.“

„Nein, José — nimmermehr! Ich habe den Fehler begangen, diesen Armand de Boulogny für einen ungefährlichen Narren zu halten. Aber seit heute morgen weiß ich, daß ich mich darin getäuscht habe. Er haßt mich und ist offenbar zum Neuesten entschlossen; der Marquis aber hängt mehr an ihm, als ich vermuten konnte. Ich merkte es ihm an, daß er sich im stillen Vorwürfe

machte, ihn allzu hart behandelt zu haben. Ich kann es nicht auf den Kampf mit ihm ankommen lassen, und der Weg, den ich dir gezeigt habe, ist der einzige, den wir jetzt noch gehen können.“

„Gut denn, du siehst, daß ich bereit bin, ihn einzuschlagen. Aber ich wollte, daß wir erst um vierundzwanzig Stunden älter wären.“

## 7.

Gleich nach Einbruch der Dunkelheit, die in diesen Breiten fast ohne voraufgegangene Dämmerung eintritt, hatte sich Armand de Bouligny an der Cypressengruppe hinter dem Häuschen des Barons de Montauban eingefunden. Aber seine Geduld wurde auf eine ziemlich harte Probe gestellt, und die Sehnsucht nach der Geliebten hatte ihn bereits in einen Zustand fieberhafter Erregung versetzt, als er endlich eine schlanke dunkle Gestalt heranhuschen sah und eine liebe weiche Stimme mit bebenden Lauten seinen Namen rufen hörte.

In der nächsten Sekunde hielt er die zitternde Geleste in seinen Armen, und eine lange, lange Zeit verging, ehe statt glühender Küsse und einzelner abgerissener Liebesworte die ersten zusammenhängenden Fragen und Antworten zwischen ihnen getauscht wurden. Armand erfuhr, daß der Baron erst am Morgen zurückkehren werde, daß aber die Zeit, die ihnen das Schicksal für diesen letzten Abschied gewährte, trotzdem eine kurz bemessene sei, denn die alte Dienerin, deren Hut Hektor de Montauban sein Kind anvertraut, hatte sich wohl bewegen lassen, in die Komödie zu gehen, an der sie als echte Französin trotz ihrer Jahre mit leidenschaftlicher Begeisterung hing, aber sie konnte noch vor Ablauf einer Stunde wieder zurück sein. So galt es denn, die kärglich gezählten Minuten zu nützen, und wenn sie auch beide gewiß die besten Vor-

sätze hatten, ernsthaft und vernünftig von der Zukunft zu reden, so ging es doch, wie es wohl seit Anbeginn der Welt in solcher Situation noch immer zwischen zwei liebe-warmen jungen Menschenkindern gegangen ist: sie ver-gaßen über ihren Küssen und zärtlichen Versicherungen nicht nur Vergangenheit und Zukunft, sondern auch das flüchtige Entrinnen der Gegenwart.

Keines von ihnen ahnte, wie lange sie schon so bei einander geweilt haben mochten, als plötzlich ein Geräusch unmittelbar hinter ihnen laut wurde, worauf Céleste sich mit einem angstvollen Aufschrei aus den Armen des Ge-liebten befreite. Armand wandte sich hästig um und legte unwillkürlich die Rechte an das Gefäß seines Degens. Aber er ließ sie sogleich wieder sinken, als er die hohe Gestalt des Mannes erkannte, der sich ihnen da bis auf wenige Schritte hatte nähern können, ohne daß sie es in ihrer Weltvergeffenheit wahrgenommen hatten.

Kein anderer als der Baron de Montauban war es, und seine scharfen Augen hatten die Bewegung Armands wohl bemerkt. Klirrend fuhr sein langer Stoßdegen aus der Scheide, und mit harter, zornbebender Stimme rief er dem jungen Manne zu: „Wohlان, Leutnant de Bouigny, beweisen Sie, daß Sie wenigstens noch Ehre genug besitzen, einem beleidigten Vater Genugthuung zu geben für den Schimpf, den Sie ihm angethan!“

Für einen einzigen Moment nur hatte Céleste sich von ihrem Entsetzen überwältigen lassen. In dem Augenblick, da Armand seinen Degen zog, nicht um sich zu verteidigen, sondern um ihn von sich zu schleudern, warf sie sich mit flehend erhobenen Händen zwischen ihn und den Vater.

„Ich — ich allein trage die Schuld,“ rief sie, „auf mein Verlangen nur kam er hierher! Mich muß du töten, wenn es denn wirklich ein todeswürdiges Verbrechen ist, daß wir uns lieben!“

Montauban schien willens, das Mädchen von dem jungen Manne hinwegzureißen, der seinen Arm um die Wankende geschlungen hatte. Da veranlaßte ihn ein seltsames Schauspiel, das sich plötzlich seinen Blicken bot, den erhobenen Arm sinken zu lassen und in wortlosem Befremden dem wunderlichen, unheimlichen Zuge entgegenzustrarren, der kaum fünfzig Schritte von ihnen entfernt aus dem Dunkel des Waldes hervorkam, um seine Richtung gerade auf die Cypressengruppe zu nehmen.

Es mochten zehn oder zwölf Männer sein, deren Gestalten im rötlichen Flackerlicht der von ihnen mitgeführten Fackeln fast übernatürlich groß und wild erschienen. Sie sprachen laut und aufgereggt miteinander, und einzelne abgerissene englische Worte klangen aus dem rauhen Stimmengewirr zu den Lauschenden hinüber. Jetzt, als sie kaum noch zwanzig Schritte entfernt waren, gewahrte Armand, daß einige von ihnen einen länglichen Gegenstand, anscheinend eine Bahre, trugen, und von einer plötzlichen Ahnung durchzuckt, gab er Geleste frei, um ihnen entgegenzueilen.

Drohende Mienen und wilde Flüche waren es, die ihn empfingen. Ein unverständliches Durcheinander von grimmigen Zurufen antwortete ihm auf seine Frage. Er aber verlor nicht die Zeit damit, sie zu wiederholen, sondern trat vollends an die Bahre heran, um sich mit einem einzigen Blick zu überzeugen, daß seine Vermutung ihn nicht betrogen hatte, und daß es in Wahrheit die irdische Hülle des Zimmermanns Bob Cavendish war, die hier auf den zusammengebundenen Baumzweigen ruhte.

Mit hartem Griff erfaßte einer der Männer seinen Arm. „Wißt Ihr's nun, wohin Bob gegangen ist?“ klang es ihm an das Ohr. „Und seht Ihr nun, daß ich recht hatte, als ich kalkulierte, er hätte nicht Zeit genug gehabt, uns lebewohl zu sagen? Da“ — und er riß

einem anderen die Fackel aus der Hand, um sie dicht über das fahle Antlitz des Toten zu halten — „seht selbst und sagt uns, was die verdient haben, die das gethan!“

Schaudernd hatte Armand die klaffende Todeswunde am Halse des Unglücklichen erblickt. Aber auch bei ihm wich das Entsetzen rasch einem ingrimmigen, rachedurstigen Zorn. „Den Tod haben sie verdient,“ rief er, „und wenn ihr mir folgt, verbürge ich mich euch mit meinem eigenen Leben, daß keiner von den Mördern dieses armen Burschen seiner Strafe entgeht!“

Sein Zorn trug so unverkennbar das Gepräge der lautersten Ehrlichkeit, daß das Mißtrauen der Amerikaner, die vielleicht in jedem Franzosen bereits einen Mitschuldigen erblickten, besiegt war. Als Armand sie aufforderte, ihm mit ihrer traurigen Last unverzüglich nach dem „Schlosse“ zu folgen, weigerten sie sich dessen nicht.

Den bloßen Degen, den er wieder vom Boden aufgehoben hatte, in der Hand, setzte sich der junge Offizier an die Spitze des Zuges, und als sein Blick nun auf Montauban fiel, der bis dahin einen schweigenden Zuschauer der unheimlichen Scene abgegeben hatte, rief er ihm mit erhobener Stimme zu: „Ich werde mich Ihnen zu meiner Rechtfertigung stellen, Herr Baron, wann und wo es Ihnen beliebt, nur nicht in diesem Augenblick. Denn hier gilt es, eine dringendere und heiligere Pflicht zu erfüllen. Wenn Sie aber jemals der aufrichtige Freund meines armen, betrogenen Oheims waren, so werden Sie mir jetzt Ihren Beistand nicht versagen.“

Hektor de Montauban antwortete ihm nicht, aber er rief seiner Tochter einige Worte zu und trat dann schweigend an die Seite des jungen Offiziers.

---

Die Fenster des „Schlosses“ waren hell erleuchtet, aber in der Umgebung des Gebäudes war es merkwürdig still.

Armand wußte, daß Hermance de Lacalle bei seinem Oheim weilte, und um sie vor allem war es ihm zu thun. Er stellte an jedem der ihm wohlbekannten Ausgänge einen der Amerikaner auf, die sich für ihren nächtlichen Streifzug mit allen erdenklichen Waffen ausgerüstet hatten und die seinen Anordnungen jetzt willig gehorchten. Er vermutete den Marquis mit seinen Gästen im Speisesaale, und es war seine Absicht, ihre Fröhlichkeit durch den schaurigen Anblick des Ermordeten jäh zu unterbrechen. Darum befahl er den Männern, die den Toten trugen, ihm zu folgen, und trat, den Degen noch immer in der Faust, in das Innere des Hauses ein, überrascht und befremdet, daß niemand den Versuch machte, ihn daran zu hindern. Die ersten menschlichen Wesen, deren er ansichtig wurde, waren zwei Lakaien, die sich's auf den Stühlen des Wachtzimmers bequem gemacht hatten und im tiefsten Schlummer lagen. Nun aber drang lautes, fröhliches Stimmengeschwirr und das Klirren von Gläsern an sein Ohr.

„Vorwärts! Mir nach!“ rief er, die in das erste Stockwerk emporführende Treppe hinaufeilend. Noch hatte er ihre Höhe nicht erreicht, als über alle die aus dem großen Bankettzimmer dringenden, heiteren Laute hinweg ein gellender Hilferuf schrillte, unmittelbar gefolgt von einem zweiten, der jedoch plötzlich in gurgelndem Köcheln erstickte. Laufend war er stehen geblieben, doch nur für den winzigen Bruchteil einer Sekunde.

„Um Gottes willen, das war meines Oheims Stimme!“ rief er. „Hören Sie's, Baron Montauban — die Schurken wollen ihm an das Leben!“

Er glaubte sicher zu sein, daß die Hilferufe aus dem Kabinett des Marquis gekommen waren, und ohne sich darum zu kümmern, ob ihm jemand folgte, eilte er dahin. Noch ehe er die Thür erreicht hatte, warfen sich ihm zwei

Männer mit gebieterischem „Zurück!“ entgegen. Aber als er mit seinem Degen zum Stoße ausholte, wich der, der ihm am nächsten war, zur Seite, und in demselben Augenblick fiel hinter ihm ein Schuß, der den anderen getroffen haben mußte, da er mit einem dumpfen Aufschrei gegen die Wand taumelte.

Nun wurde die Thür des Audienzimmers von drinnen aufgerissen, und Don Henriquez de Madrigal zeigte sich mit verzerrtem Antlitz und sprühenden Augen auf der Schwelle. Er hielt eine Pistole in der rechten Hand und ein blitzendes kurzes Dolchmesser, wie es die Spanier mit furchtbarer Geschicklichkeit zu handhaben wissen, in der linken.

Mit einem einzigen Blick hatte er die Situation übersehen und erkannt, daß es für ihn nur noch gelten könne, sein Leben so teuer als möglich zu verkaufen. Er erhob die Pistole, um auf Armand, der kaum noch zwei Schritte von ihm entfernt war, zu feuern.

Aber seine Finger hatten nicht mehr Kraft genug, den winzigen Druck auf den Abzug der Pistole zu üben, denn mit einer Gewandtheit und einem leidenschaftlichen Ungestüm, die seiner grauen Haare spotteten, hatte sich Hector de Montauban an dem jungen Offizier vorbei auf ihn geworfen, um ihm seinen Stoßdegen fast bis zur Mitte der langen Klinge zwischen die Rippen zu bohren. Im nächsten Augenblick wälzten sich der Getroffene wie sein Angreifer, den er im Sturze mit sich niedergerissen hatte, am Boden.

Armand aber hielt sich nicht bei ihnen auf, sondern stürmte in das offene Gemach, eben noch früh genug, um zu sehen, wie eine weibliche Gestalt durch die gegenüberliegende Thür entfloh. Dann kniete er neben seinem bedauernswerten Oheim nieder, der mit blaurotem Gesicht auf dem Teppich lag, ein seidenes Tuch im Munde und mit gefesselten Händen. Er hatte das Bewußtsein ver-

loren, aber kein Blutstropfen deutete darauf hin, daß er verwundet sei.

Als Armand ihn von dem Knebel befreit hatte, der ihn nach dem Willen der Attentäter am Schreien hatte hindern sollen, schlug der „große Marquis“ die Augen auf und stammelte, indem er mit einem Blick voll unfäglichen Entsetzens um sich schaute: „Tötet mich nicht! Um der heiligen Jungfrau willen, laßt mich leben! Ich will euch ja alles geben, was ich besitze!“

Mit Mühe nur gelang es Armand, ihn zu überzeugen, daß er nichts mehr zu fürchten habe. Und als der Unglückliche seine sinnverwirrende Angst endlich zur Genüge überwunden hatte, um in dem Erretter seinen Neffen zu erkennen, lehnte er sein majestätisches Haupt an die Schulter des neben ihm Knieenden und sagte, indem er in einen Strom von Thränen ausbrach: „Bringe mich fort von hier, mein Sohn — weit, weit fort! Ich will nicht mehr Herrscher sein über Schurken und Mörder!“

---

Und bei diesem kindischen Verlangen beharrte er mit unerschütterlicher Festigkeit auch in der Folge trotz aller Versuche seiner Umgebung, ihn anderen Sinnes zu machen. Die ausgestandene Todesangst hatte ihn innerhalb weniger Minuten aus einem heiteren, lebensfrohen, ehrgeizigen Manne in einen furchtsamen, zitternden Greis verwandelt, der bei jedem unvermuteten Geräusch heftig erschrocken zusammenfuhr, und der immer wieder jammern erklärte, er müsse sterben, wenn man ihn zwingt, die Luft dieses entsetzlichen Landes länger zu atmen.

Vorsichtig nur durfte man ihm während der nächsten Tage die Einzelheiten des nichtswürdigen Anschlages mitteilen, dem er ohne das rechtzeitige Eingreifen Armands und Montaubans ohne Zweifel zum Opfer gefallen wäre. Die eigentlichen Urheber des Attentats zwar vermochten

keine Auskunft über die Art ihrer vereitelten Pläne zu geben, denn Henriquez de Madrigal, von dem man jetzt aus den Mittheilungen eines Spießgesellen erfuhr, daß er ein berühmter Falschspieler und nebenher der rechtmäßig angetraute Gatte der schönen Hermine Balot gewesen sei, war tot, und der angeblichen Hermance war es gelungen, mit zweien ihrer Freunde das Weite zu gewinnen, während die übrigen bei ihrem Fluchtversuch von den Amerikanern niedergeschlagen und zu Gefangenen gemacht worden waren. Von ihnen erfuhr man, daß es sich um einen groß angelegten und von langer Hand vorbereiteten Plan gehandelt habe, und daß die Tochter der ehemaligen Schenkwirtin von Natchez ursprünglich sogar eine viel gründlichere Ausbeutung des leichtgläubigen Marquis de Maisonrouge beabsichtigt hatte. Das mannhafte Auftreten Armands erst hatte sie bestimmt, den ersten Plan als unausführbar aufzugeben und sich mit der geringeren Beute zu begnügen, die bei der Ermordung und Beraubung des Herrschers von Neu-Paris zu gewinnen war.

Man schaffte die Gefangenen nach New Orleans, wo ihnen von den spanischen Gerichten in sehr summarischer Weise der Prozeß gemacht wurde, indem man sie nach etwa halbstündiger Verhandlung zum Tode verurteilte und noch vor Sonnenuntergang des nämlichen Tages aufhängte.

Von dem Hofstaat des „großen Marquis“ hatten sich viele, deren Gewissen auch wohl nicht ganz rein sein mochte, schon während der ersten Tage nach dem vereitelten Anschläge stillschweigend davongemacht. Aber auch die übrigen mußten bald einsehen, daß die schönen Tage von Neu-Paris unwiederbringlich dahin seien, und daß sie gut daran thäten, sich nach einem anderen Schauplatz für ihre Großthaten umzusehen.

Der Marquis beantragte bei der spanischen Regierung,

die ihm gemachte Länderschönung auf seinen Neffen Armand de Boulogny zu übertragen, was denn auch mit einigen wesentlichen Einschränkungen der dem ehemaligen Schatzmeister von Perpignan zugestandenem Hoheitsrechte geschah. Der Marquis selbst, der trotz seiner unsinnigen Verschwendungsfucht noch immer über ein großes Privatvermögen gebot, schiffte sich nach Europa ein, um unter dem lachenden Himmel Italiens sein erschüttertes Nervensystem wiederherzustellen.

Der Glanz und die Pracht von Neu-Paris aber waren bereits verschwunden, noch ehe er dem undankbaren Land den Rücken gekehrt hatte. Es gab fortan an den Ufern des Ouachitta weder vergoldete Galakutschken, noch prunkvolle Hofbälle, weder Balletaufführungen, noch Paraden mehr. Im Verein mit seinem Schwiegervater Hector de Montauban schuf Armand de Boulogny auf dem ihm gehörigen ungeheuren Terrain verschiedene Niederlassungen, die er mit tüchtigen Männern besiedelte, und deren mehrere noch heute als blühende Städte vorhanden sind.

Bei dem Uebergange Louisianas an die nordamerikanische Union wurde er für seine Rechte mit einer beträchtlichen Geldsumme abgefunden, und nach dem Sturz Napoleons kehrte er mit seiner Familie nach Frankreich zurück.

Die schöne Hermance de Lacalle blieb dauernd verschollen, und vielleicht war es nur ein durch zufällige Ähnlichkeit herbeigeführter Irrtum, als einer von den ehemaligen Höflingen des „großen Marquis“ in einer zerlumpten Frauensperson, die man am Hafen von Philadelphia aus den Fluten des Delaware gezogen hatte, die Tochter der Schenkwirtin von Nathez und die einstige Beherrscherin von Neu-Paris wiedererkennen wollte.





## Die Vorläufer der modernen Seeschiffe.

Nautische Bilder von H. Behrend.

Mit 16 Illustrationen.



(Nachdruck verboten.)

**U**nter dem Zeichen der Weltpolitik und des Weltverkehrs beginnt das 20. Jahrhundert, und jeder Staat, der sich seinen Anteil daran zu sichern sucht, will sich auch eine entsprechende Geltung zur See verschaffen. Die Flottenfrage steht gegenwärtig im Vordergrund des allgemeinen Interesses. Angesichts mancher Geschehnisse der jüngsten Zeit vermag sich ja niemand der Erkenntnis zu verschließen, daß der überseeische Handel, daß Kolonien nur durch eine hinreichend starke Flotte mit Erfolg gefördert und geschützt werden können.

Da ist es denn ohne Zweifel sehr interessant, auch einmal die Blicke zurückzulenken zu den Anfängen der Schifffahrt, zu den Vorläufern unserer modernen Seeschiffe, und zu sehen, wie langer Zeit und welcher Anwendung von Thatkraft und Scharfsinn es bedurfte, bis ein Schiff entstehen konnte, wie es jetzt mit der Schnelligkeit eines Eilzuges die Wellen durchschneidet.

Hilflos stand der Mensch dem Meere gegenüber, bis er allmählich dahin gelangte, die Naturkräfte in seinen

Dienst zu nehmen und die tragende Kraft des Wassers, die Strömungen und Winde, die wegweisende Elektrizität, die Schwerkraft in der Gleichheit der Pendelschwingungen und die in den Steinkohlen aufgespeicherte Wärme sich nach und nach unterthan zu machen. Die Fahrt über das offene Meer bedeutet somit einen Triumph des an sich für das nasse Element nicht geschaffen scheinenden Menschen, über die Naturgewalten; sie ist zugleich aber auch eine der wichtigsten Ursachen des Wohlstandes der Völker und ein mächtiger Kulturhebel. Die Seeschifffahrt



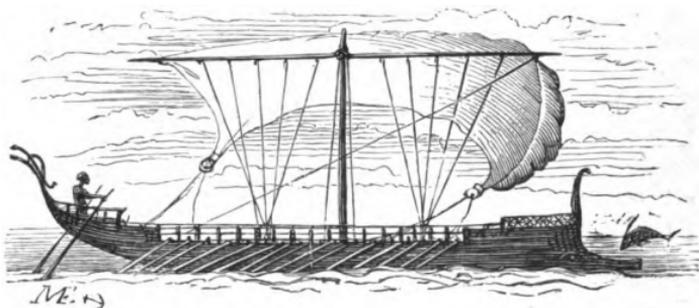
Altägyptische Barke (nach einem Relief im Museum des Louvre).

bildet ja nicht allein ein Mittel des Handels und Verkehrs, sondern sie führt auch die Menschen einander näher, sie bereichert viele Zweige unseres Wissens und spornt zu Entdeckungen an, so daß ihre Geschichte in der That auch die des Völkerverkehrs und der Ausbreitung der Zivilisation darstellt.

Der Ursprung der Schifffahrt verliert sich bis in die graue Zeit der Mythe, und keine Kunde darüber ist bis auf uns gekommen, wer derjenige gewesen ist, welcher zuerst auf den Gedanken kam und ihn ausführte, sein Leben einem schwimmenden Gegenstande anzuvertrauen. Auch welchem Volke die Ehre jener Erfindung zukommt, wird allezeit unbekannt bleiben. Vermutlich wurde sie an

vielen Orten gleichzeitig gemacht; sehen wir doch auch heute selbst die mindestbegabten Stämme im Besitz von Rähnen und Booten, mit denen sie auf das Meer hinaussteuern, um von seinem Reichtum ihren Anteil zu fordern. Wir finden bei den Naturvölkern vielfach noch die rohesten Formen von Flößen und Booten in Gebrauch, die uns einen Rückschluß ermöglichen auf die allerersten Vorläufer unserer modernen Seeschiffe und uns über die Entwicklung der Kunst der Schifffahrt unterrichten.

Zuerst mag wohl ein einzelner schwimmender und mit

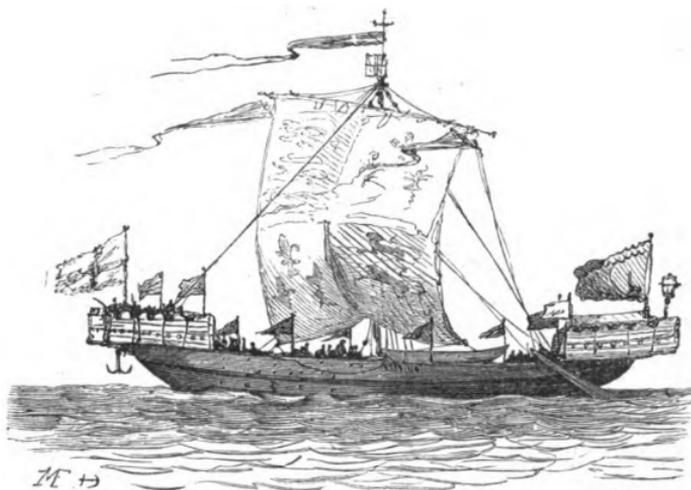


Altgriechisches Schiff (nach einem antiken Vasengemälde).

Armen und Beinen gelenkter Baumstamm als Mittel gedient haben, einen Fluß zu überschreiten. Dieser erwies sich jedoch als zu schwankend und für den Transport größerer Lasten nicht ausreichend; man legte daher zwei oder mehr Stämme nebeneinander, Aeste darüber und band sie mit Schlingpflanzen zusammen. So entstand das Floß, zu dessen Bewegung man die Kraft des Hebels in Form von Rudern oder Riemen nutzbar machen lernte und auf dem man Lasten stromabwärts bis zum Meere beförderte; sogar auf letzteres wagten sich schon einzelne mit einem solchen Floß, dessen Tragfähigkeit man durch mit Luft gefüllte Tierfelle vermehrte.

Jedenfalls hat man auch sehr früh erkannt, daß die

Schwimmkraft eines einzelnen Baumstammes steigt, wenn er hohl ist. Man benutzte vorgefundene hohle Bäume als Verkehrsmittel und kam durch sie darauf, Bäume mit primitiven Steinwerkzeugen oder unter Zuhilfenahme des Feuers zu Kanoes oder „Einbäumen“ auszuhöhlen. Auch Rindenboote und Boote aus mit Tierhäuten überzogenem Flechtwerk sind früh benutzt worden. Von eigentlichen



Normannisches Schiff unter Wilhelm dem Eroberer (11. Jahrhundert).

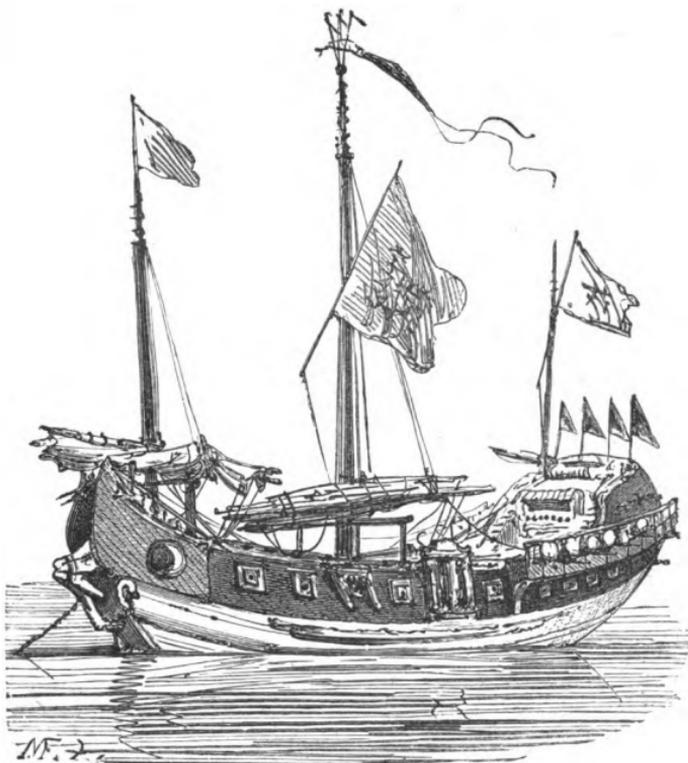
Fahrzeugen läßt sich indessen erst sprechen, als der Mensch gelernt hatte, Stämme nach bestimmten Größenverhältnissen zu formen und die daraus geschnittenen Bretter zu wasserdichten Booten zusammenzufügen. Ein Mittelglied zwischen Fahrzeug und Floß stellen jene Ausleger dar, die wir auf den Inseln des Stillen Ozeans noch allgemein in Gebrauch finden. Von den beiden ursprünglichen Stämmen dient einer als Kanoë, während der andere als fogenannter Ausleger mit ihm durch Querbalken verbunden ist, um ein Umschlagen bei stürmischer See zu verhindern.

Es bietet nun ein hohes Interesse, die ganz allmähliche Umgestaltung und Vervollkommnung dieser primitiven Fahrzeuge zu verfolgen und im Geiste den weiten Weg zu überschauen, den die Schiffsbaukunst von jenen ersten Anfängen an bis zu unseren Panzerkolossen und „schwimmenden Palästen“ des Ozeans zurückgelegt hat. Wir staunen mit Recht über die großartigen Fortschritte; aber auch an den modernen Seeriesen läßt sich ganz unverkennbar noch gewahren, wie sie sich aus dem Kanoe oder Floß des Urmenschen nur durch Umformungen im Laufe vieler Jahrhunderte entwickelt haben.

Zahlreiche prähistorische Funde erweisen das hohe Alter der Schifffahrt. Aegypten dürfte wohl das Land gewesen sein, in dem sich die Schiffszimmerkunst zuerst entwickelt und von dem aus sie sich dann weiter verbreitet hat. Als Seefahrer haben die Aegypter indes in den ältesten Zeiten keine größere Rolle gespielt; sie trieben fast nur Flußschifffahrt. Die Wandskulpturen der Memphisgräber aus dem 17. Jahrhundert v. Chr. enthalten die ältesten authentischen Urkunden über Schifffahrt, die auf uns gelangt sind. Sie zeigen die Bildnisse ziemlich vollkommener Fahrzeuge mit Takelung und einer Ruderreihe. Das bedeutendste Seevolk des Altertums waren die Phönizier; doch ist uns über die Bauart und Ausrüstung ihrer Schiffe nichts Genaueres bekannt. Wir wissen aber, daß sie zwei Arten von Schiffen hatten: Kriegs- und Handelsschiffe, erstere lang und zugespitzt, letztere mehr von rundlicher Form. Würdige Nachfolger der Phönizier waren die Karthager, und auch bei den Griechen entwickelte sich die Schifffahrt durch den Verkehr mit den ersteren. Griechen und Römer unterschieden die Schiffe nach der Zahl der Ruderbänke, die in verschiedenen Reihen übereinander lagen, in Zweiruderer, Dreiruderer u. s. w.

Die Schifffahrt der Alten blieb beinahe ausschließlich

Rüstenfahrt; Ueberfahrten nach Inseln wurden nur gewagt, wenn das Land zu sehen war. Wohl hatte man auch damals im Mittelmeer schon Segler, allein bezeichnend für die griechisch-römische Welt blieben doch die Ruderfahrzeuge, die sich nur bei gutem Wetter aufs Meer



Chinesische Dschonke.

hinauswagten. In den später zu besprechenden Galeeren haben sich Nachkommen der Dreiruderer (Triären oder Triremen) noch viele Jahrhunderte nach dem Zusammenbruch des römischen Weltreichs erhalten. Es waren aber inzwischen auch die Völker, welche die Küsten der nördlicheren Meere bewohnten, auf dem Gebiete des Seewesens

nicht müßig geblieben, und gerade von ihnen, erst den Galliern, später den Scandinaviern, sollte ihm ein neuer Impuls gegeben werden, dem es größtenteils seine heutige Vollkommenheit verdankt. Sie bauten kleine, aber wetterfeste Segelschiffe, von denen die Segelschiffahrt späterer Jahrhunderte ausgegangen ist.

Die Normannen finden wir vom 8. bis zum 11. Jahrhundert in den europäischen Meeren als die herrschenden „Seekönige“. Sie befuhren nicht bloß Scandinaviens Küsten, sondern steuerten nördlich bis Archangel, östlich bis nach Preußen und Esthland, während sie im Süden den westlichen Teil des Mittelmeeres befuhren. In ihren mit Segel und Rudern versehenen Fahrzeugen, welche den Namen „Drachen“ führten, wagten sie sich sogar ohne Kompaß über den Ozean, entdeckten Island, Grönland und selbst Amerika und waren als Seeräuber unter dem Namen Wikinger, das heißt Krieger, überall gefürchtet. Später hatten manche dieser normannischen Kriegsschiffe am Borderteil einen eigenartigen Aufbau, das Kastell, auf dem sich Schützen und Schleuderer aufstellten; schließlich erhielt auch das Hinterteil einen solchen Aufsatz, wie ihn die Dschonken in China heute noch gewahren lassen. Die Kriegsschiffe der Hanse, die „Roggen“, trugen gleichfalls am Vorder- und Hinterende ein Kastell.

Durch diesen berühmten Bund, der in seiner Blütezeit über siebenzig Städte umfaßte, und dessen Faktoreien vom äußersten Norden im Süden bis nach Italien reichten, während sie westlich bis an den Atlantischen Ozean und im Osten bis tief in Rußland hinein vorgeschoben waren, gewann Deutschland im Mittelalter eine bedeutende Stellung zur See, die bis gegen Ende des 14. Jahrhunderts währte.

Im Süden von Europa befand sich die Herrschaft zur

See anfangs in den Händen der Araber, um in der zweiten Hälfte des Mittelalters an die italienischen Freistaaten, namentlich Genua und Venedig, überzugehen. Während die Normannen auf dem Ozean beinahe aus-

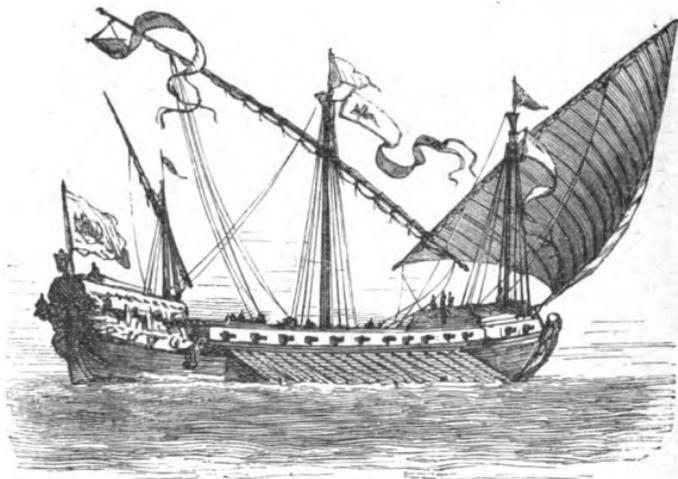


Ein Karavelle des Kolumbus (1497).

schließlich von den Segeln Gebrauch machten und auch bereits gegen den Wind zu kreuzen verstanden, wurde im Mittelmeer die Fortbewegung durch die Ruder bis in die neuere Zeit beibehalten; doch waren auch hier die Galeeren mit Takelung versehen.

Eine wahrhaft erstaunliche Menge verschiedener Schiffs-

typen tauchte während des Mittelalters in den Gewässern des Mittelmeeres auf. Aus den Liburnen der Alten, jenen schnellen und leichten Fahrzeugen, auf denen die illyrischen Liburner ihre Seeräubereien auf dem Ionischen Meere trieben, und die in der Kaiserzeit auch als Kriegsschiffe vorkamen, wurden die Galéen oder Galeeren, die vorn einen Sporn zum Rammen feindlicher Fahrzeuge hatten. Die Galionen waren kleine Galeeren, aus ihnen

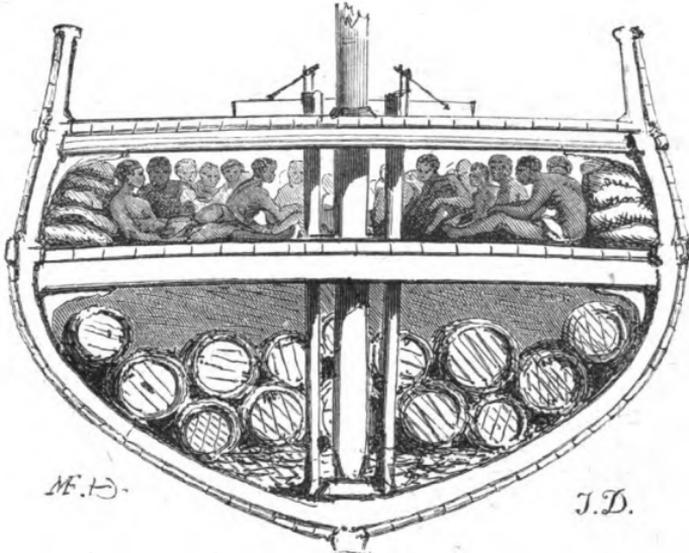


Eine Galeasse aus dem 17. Jahrhundert.

entstanden im 12. Jahrhundert die Galeiden oder Galioten. Noch kleiner als die Galioten waren Brigantinen, Fusten und Fregatten, letztere zuweilen ohne Deck, desgleichen Feluken und Kastabellen. Zu besonderer Berühmtheit sind die Karavellen gelangt, da auf solchen Fahrzeugen Kolumbus und seine Begleiter nach Amerika fuhren. Diese Art von Schiffen hatte vier Masten, von denen drei lateinische Segel trugen. Sie waren noch recht schlechte Segler und machten nur etwa drei Seemeilen in der Stunde; der große Genuese brauchte von Palos nach San Salvador siebenzig Tage.

Schiffe von größerer Tragfähigkeit (bis zu 700 Tonnen gleich 700,000 Kilogramm) waren die Karreguen und Galeassen. Letztere waren größer und hochbordiger als die Galeeren; sie hatten meist drei Masten mit lateinischen Segeln und begannen im 16. Jahrhundert in Venedig die Galeeren zu verdrängen.

Der größte Fortschritt in der Schiffsführungskunst

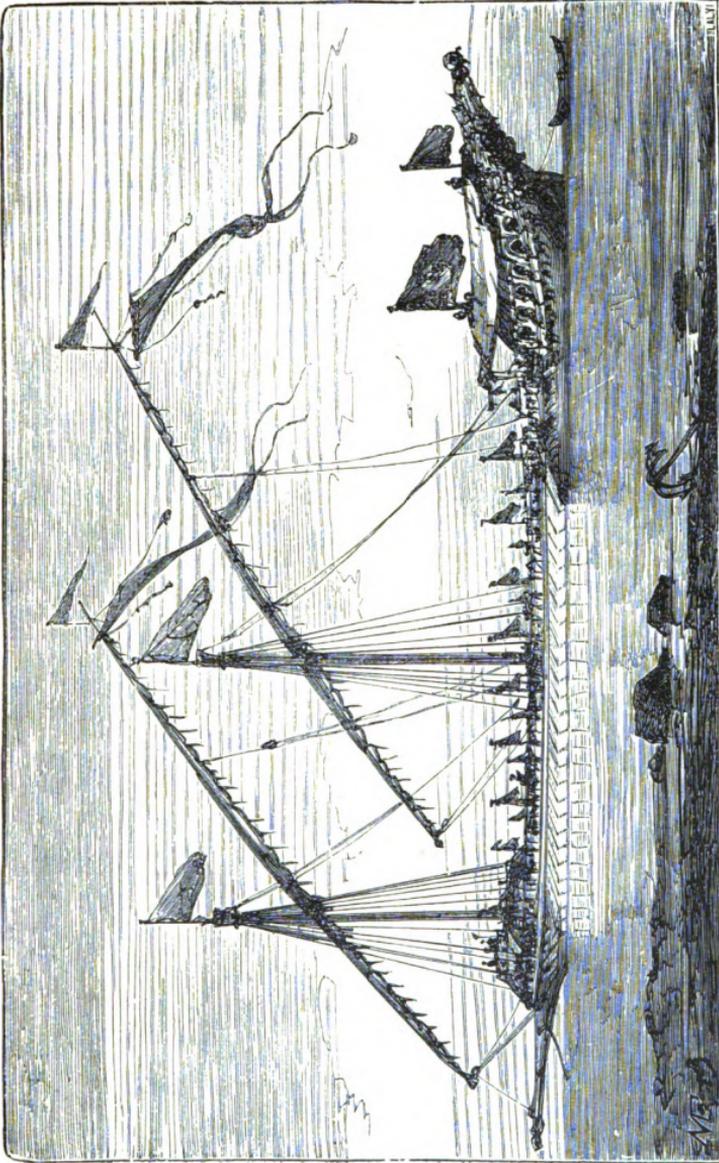


Ein Sklavenschiff (Durchschnitt) mit Eingeborenen von Guinea für die französischen Galeeren.

knüpfte sich an die Einführung des wahrscheinlich aus China stammenden Kompasses, der gegen Ende des 13. Jahrhunderts auch in Europa bekannt wurde, denn erst von da an wurde es möglich, bei Nacht wie bei Tage zu segeln. Am meisten kam er den großen Reisenden im Zeitalter der Entdeckungen zu statten, die vor allem von zwei Nationen: den Portugiesen und Spaniern, ausgingen. Ihnen folgten in der Seeherrschaft zunächst die Niederländer, bis dann die Königin Elisabeth (1558—1603) den

Grund zur Seegröße Englands legte. Durch Cromwells Navigationsakte wurde diese Nation die erste Seehandelsmacht, nachdem sie aus dem Kampfe mit Holland siegreich hervorgegangen war.

Die französische Seemacht nahm besonders im 17. Jahrhundert unter Ludwig XIV. durch seinen berühmten Minister Colbert einen bedeutenden Aufschwung. Dies war auch die glänzendste Epoche der Galeeren, die Segel und Ruder gleichzeitig führten, von letzteren aber immer nur eine Reihe. Diese Schiffsform hatte im Laufe der Zeit natürlich manche Wandlungen durchzumachen, am durchgreifendsten durch die seit der Mitte des 14. Jahrhunderts erfolgte Einführung der Kanonen, die man zuerst vorn über dem Bug aufstellte, bis um 1500 Descharges in Brest die Geschützporten an den Breitseiten einführte; kennzeichnend ist für die Galeeren aber immer die eine Reihe von Rudern, welche namentlich beim Gefecht in Thätigkeit traten, weil sie zu kurzen, schnellen Bewegungen erheblich besser befähigt waren als die Segel. Die Ruder waren sehr schwer und bis zu 50 Fuß lang, so daß sie ein einzelner Mann gar nicht zu regieren vermochte. Es waren meist für jedes Ruder fünf Mann erforderlich, die man an die Ruderbank anschmiedete. Die Arbeit dieser Ruderemannschaft (*chiourme*) war eine äußerst harte, so daß es sich als unmöglich erwies, eine genügende Anzahl von Freiwilligen dafür aufzubringen. Man griff daher vielfach zu den verwerflichsten Mitteln, Ruderknechte für die Galeeren herbeizuschaffen. In der Türkei benutzte man Christensklaven für diesen Zweck, anderwärts Kriegsgefangene, in Venedig Sträflinge, desgleichen in Frankreich, aber es kam unter Colbert vor, daß Unglückliche, die zu zwei Jahren verurteilt waren, fünfzehn Jahre und länger auf den Galeeren festgehalten wurden. Und als der Tod ihre Reihen in Folge der furchtbaren Strapazen



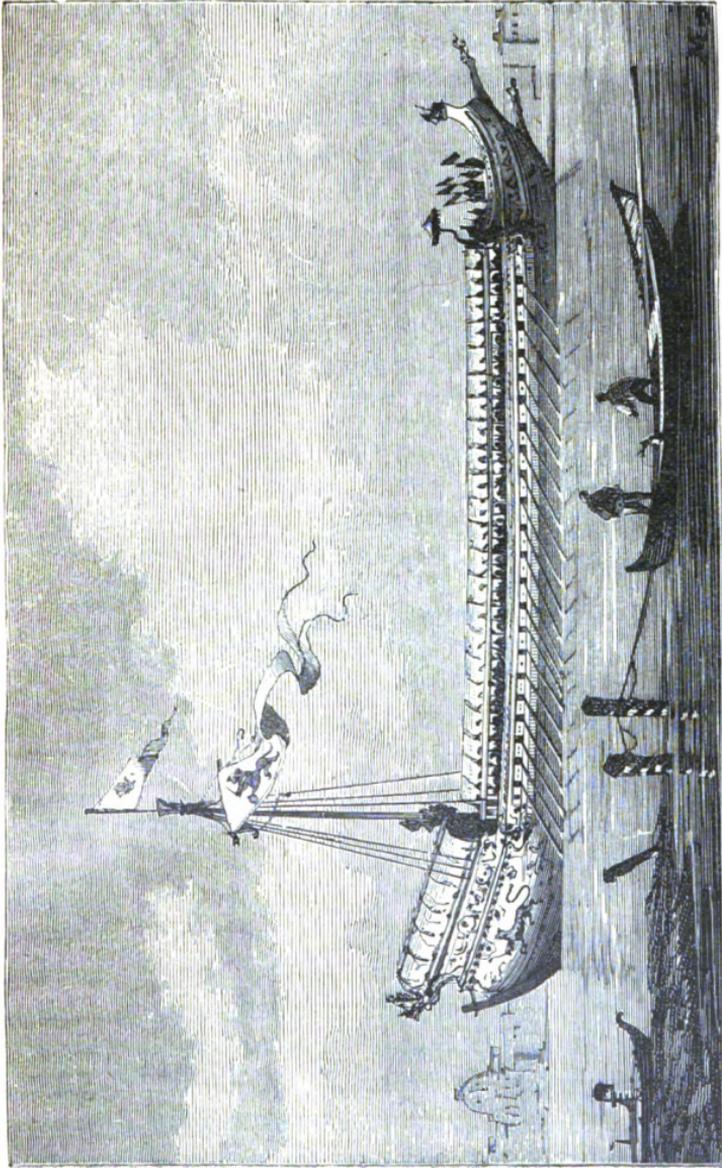
Die französische Galeere „La Réale“ (17. Jahrhundert).

und Entbehrungen, die sie zu erdulden hatten, gar zu stark lichtet, wurden zuletzt einfach Bettler und Vagabunden aufgegriffen und auf die Galeeren geschickt. Man kaufte Neger in Guinea auf, um die Ruderbänke mit ihnen zu besetzen, allein das Klima räumte so grausam unter ihnen auf, daß man den Rest von ihnen nach den amerikanischen Inseln schicken mußte, welche Frankreich besaß.

Die Ruderer wurden viel unmenschlicher behandelt wie die Sklaven; wenn während schwieriger Manöver auf dem Schiffe vollkommene Stille herrschen sollte, so steckte man ihnen hölzerne Knebel in den Mund, die es ihnen unmöglich machten, einen Laut von sich zu geben. Auf jeden, der nicht genug arbeitete, schlugen die Aufseher mit hölzernen Knütteln unbarmherzig los. Dabei mußte diese Arbeit, wenn auch immer nur ein Drittel der Leute ruderte, zuweilen zehn, zwölf, ja zwanzig Stunden ununterbrochen fortgesetzt werden.

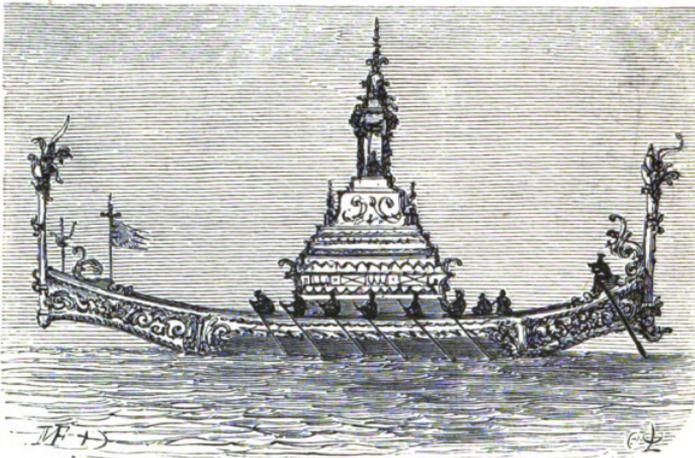
Eine der größten und prächtigsten Galeeren der französischen Marine jener Zeit war „La Réale“, die zum Arsenal von Marseille gehörte. Wenn fürstlicher Besuch nach jener Stadt kam, so gehörte zu dem Vergnügungsprogramm auch regelmäßig eine Spazierfahrt auf diesem Schiff, das dazu prachtvoll dekoriert und geschmückt wurde. Den Ruderern zog man rote Paradejacken an, und sie mußten auf ein Zeichen des Arsenalintendanten zur Begrüßung alle gleichzeitig dreimal: „Hu! Hu! Hu!“ rufen, als ob sie, wie ein zeitgenössischer Reisender entrüstet bemerkt, „Bären und keine Menschen gewesen wären“. Erst im 18. Jahrhundert verschwanden die Galeeren; ein königlicher Erlaß vom 27. September 1748 verteilte ihre Insassen auf die Arsenale zu Toulon, Rochefort und Brest, wo sie zu Hafendarbeiten verwendet wurden.

Zu der Schiffsgattung der oben erwähnten Galeassen



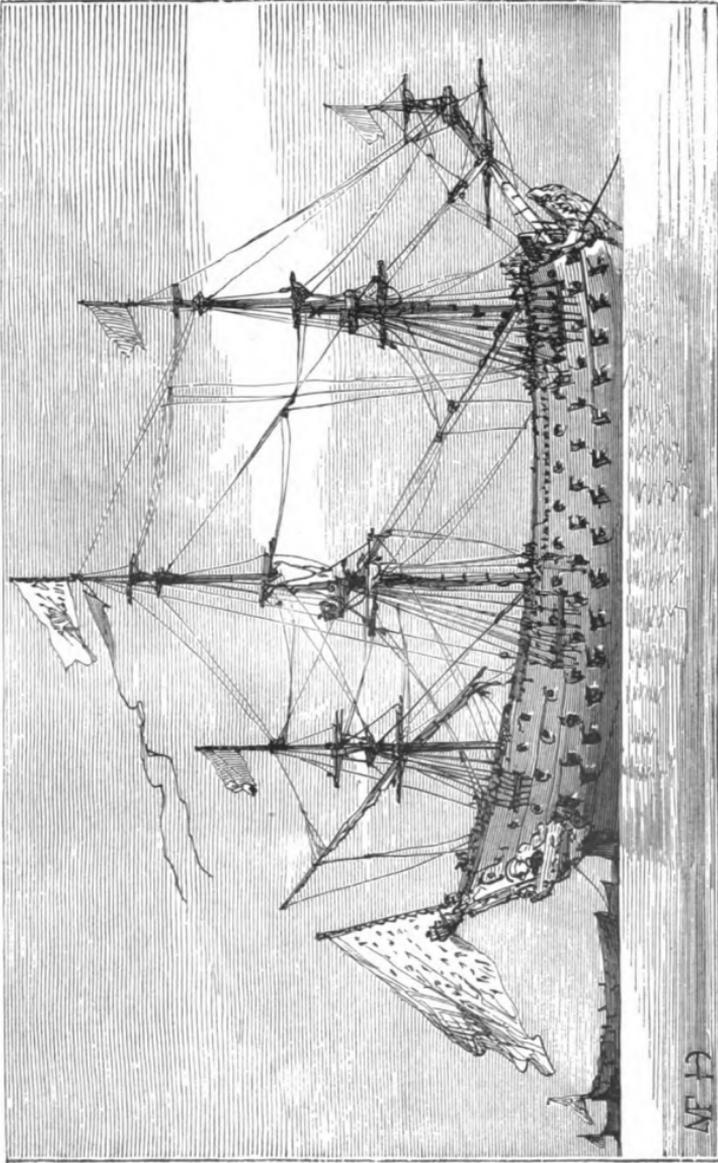
Der „Bucentoro“ in Venedig.

gehörte auch der berühmte „Bucentoro“ der Republik von Venedig, auf dem der Doge alljährlich mit sämtlichen Senatoren am Himmelfahrtstage ins Meer hinausfuhr, um einen goldenen Ring in dessen Tiefe zu werfen, zum Zeichen der symbolischen Vermählung mit dem Meere und der Herrschaft über dieses. Dieses von 168 Knechten geruberte Prachtschiff war 31 Meter lang und 6½ Meter breit, innen und außen aufs reichste vergoldet und mit



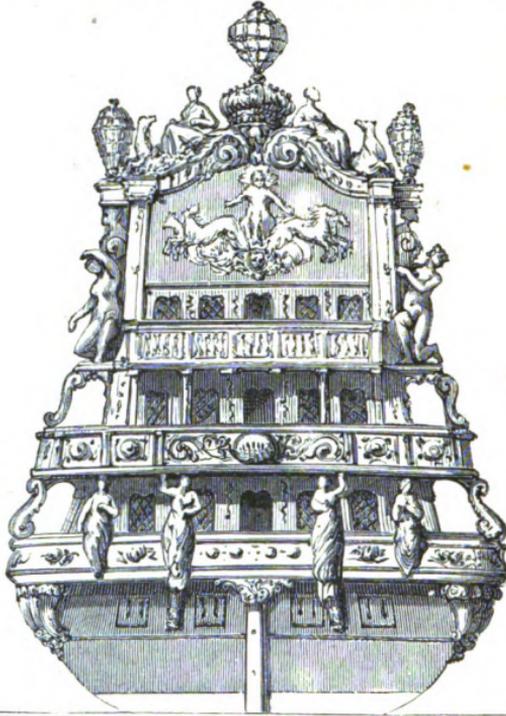
Ein Staatsschiff des Königs von Siam.

kunstvollen Holzschnitzereien geziert. Ein vergoldeter Mast trug das Banner der Republik, den Löwen von San Marco. Als die Selbständigkeit der stolzen Republik aufgehört hatte, wurde der „Bucentoro“, von dem ein Modell noch im Arsenal zu Venedig zu sehen ist, ein Wachtschiff vor dem Lido; 1824 wurde es abgebrochen. Eine Nachbildung dieses Fahrzeuges erschien unter der Regierung des bayerischen Kurfürsten Ferdinand Maria (1651 bis 1679) und seiner prachtliebenden Gemahlin Henriette Adelhaid von Savoyen auf dem Starnberger See; von seinem Verdeck aus wurden die in die Flut getriebenen



Der „Soleil-Royal“ (17. Jahrhundert).

Hirsche erlegt. Auch der König von Siam, der vor einiger Zeit durch seine europäische Reise die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hat, besitzt derartige Prunkschiffe. In der Mitte erhebt sich ein Sitz für den Monarchen, der in Form einer Pyramide gehalten ist. Herrliche



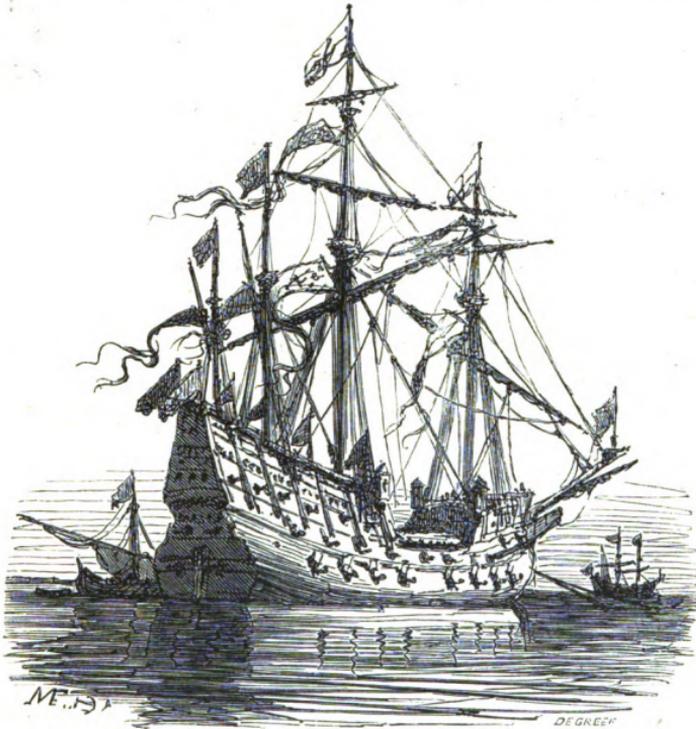
M. A.

Hinterteil des „Soleil-Royal“ (1690).

Holzschmuckereien mit reicher Vergoldung schmücken diesen Thronszitz wie alle übrigen Teile des Fahrzeugs.

Bei den europäischen Schiffen pflegte, solange sie aus Holz gebaut wurden, der Spiegel (Hinterteil) der am meisten geschmückte Teil zu sein, den man oft mit kunstvollem Schnitzwerk versah. Das Gallion bildete und bildet noch, wie die Schnäbel der alten Schiffe, einen mit dem

Vordersteven verbundenen Vorsprung am Bug und diente von jeher als Postament für eine geschnitzte, bemalte, mehr oder weniger vergoldete Figur, die auf den Namen des Schiffes Bezug hat, oder statt ihrer für eine architektonische Verzierung. Im 16. und 17. Jahrhundert waren



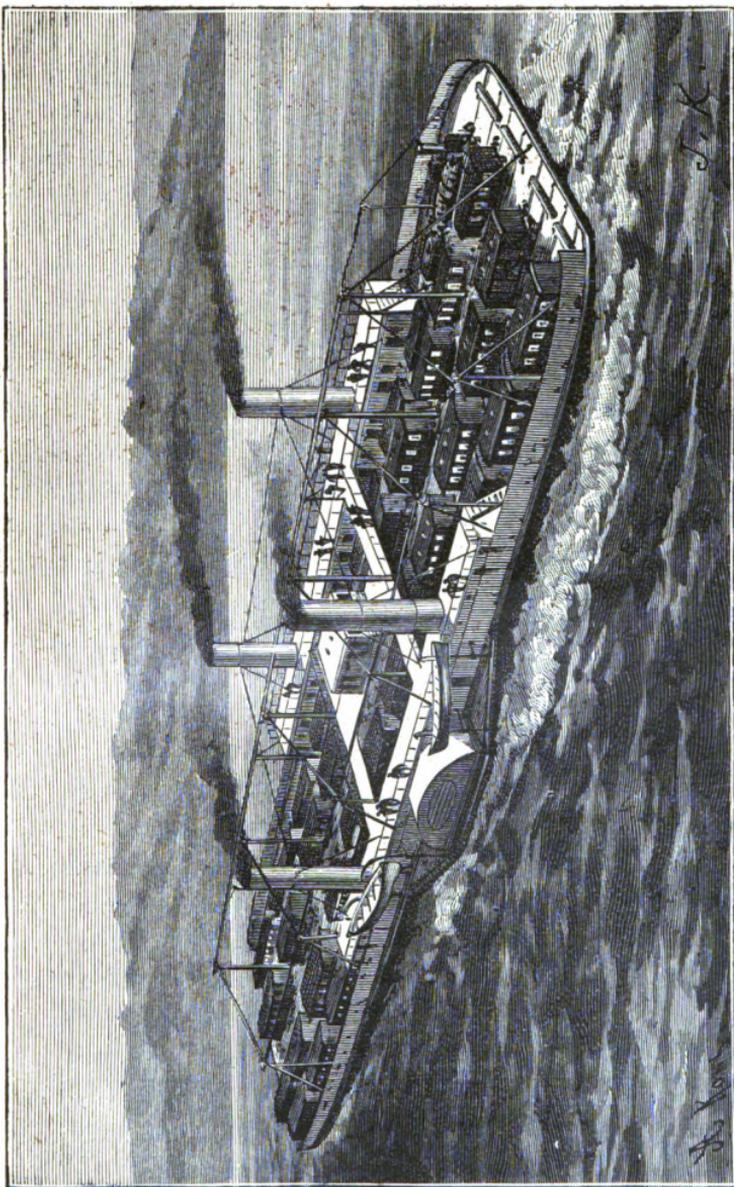
Der „Great Harry“ (16. Jahrhundert).

die Schiffe der englischen und französischen Marine mit Skulpturen, Malereien und Vergoldungen förmlich überladen. In England übertraf der Prunk an dem unter Karl I. erbauten „Sovereign of the Sea“ alles in dieser Beziehung vorher Dagewesene; in Frankreich wirkten die ersten Künstler mit, das Vorder- und Hinterteil des „Soleil-Royal“ und zahlreicher anderer Schiffe zu

schmücken, da Colbert ausdrücklich vorgeschrieben hatte, daß diese Verzierungen der „Erhabenheit und Herrlichkeit“ seines Monarchen, des „Sonnenkönigs“, entsprechen sollten. Einige Reste von diesem Prunk sind noch im Pariser Marinemuseum zu sehen.

Im 17. und 18. Jahrhundert machten Schiffsbau und Navigationskunst gleichmäßige, aber langsame Fortschritte, an denen Frankreich und England, Spanien und Holland sich beteiligten; aber eine neue Epoche beginnt erst mit dem 19. Jahrhundert. Die Erfindung der Dampfmaschine war es, die eine ungeheure Umwandlung der Schifffahrt und der Schiffskonstruktion zuwege brachte, seit Fulton 1807 die erste praktische Anwendung des Dampfes zur Schiffsbewegung durch die Eröffnung der regelmäßigen Dampferfahrt auf einem Flusse gemacht hatte. 1819 kam das erste Dampfschiff von Amerika in Liverpool an. Fernere wichtige Veränderungen waren die Einführung der Panzerung für Kriegsschiffe, die Verdrängung des Rades durch die Schraube, wenigstens auf den Seeschiffen, und die Einführung des Eisens als Schiffsb Baumaterial (seit 1837); in neuester Zeit wendet man auch Stahl an, um die Schiffe — bei gleicher Festigkeit — noch leichter zu machen.

Fast alle diese Verbesserungen und Fortschritte sind nicht mit einem Schlage zur Einführung gelangt, sondern erst allmählich, nach manchen Vorarbeiten und Vorversuchen, nach denen es oft sehr lange Zeit währte, bis der wegen technischer Unzulänglichkeiten fallen gelassene Gedanke wieder aufgenommen wurde, um sich nun in verbesserter Gestaltung als eine epochemachende Neuerung zu erweisen. So hat zum Beispiel ein englischer Seekapitän, Mr. Binden, kürzlich in einem Vortrage in der Londoner Archäologischen Gesellschaft nachgewiesen, daß bereits 1530 ein Panzerschiff auf dem Meere schwamm. Es war die „Santa Anna“ des spanischen Geschwaders, das Karl V.

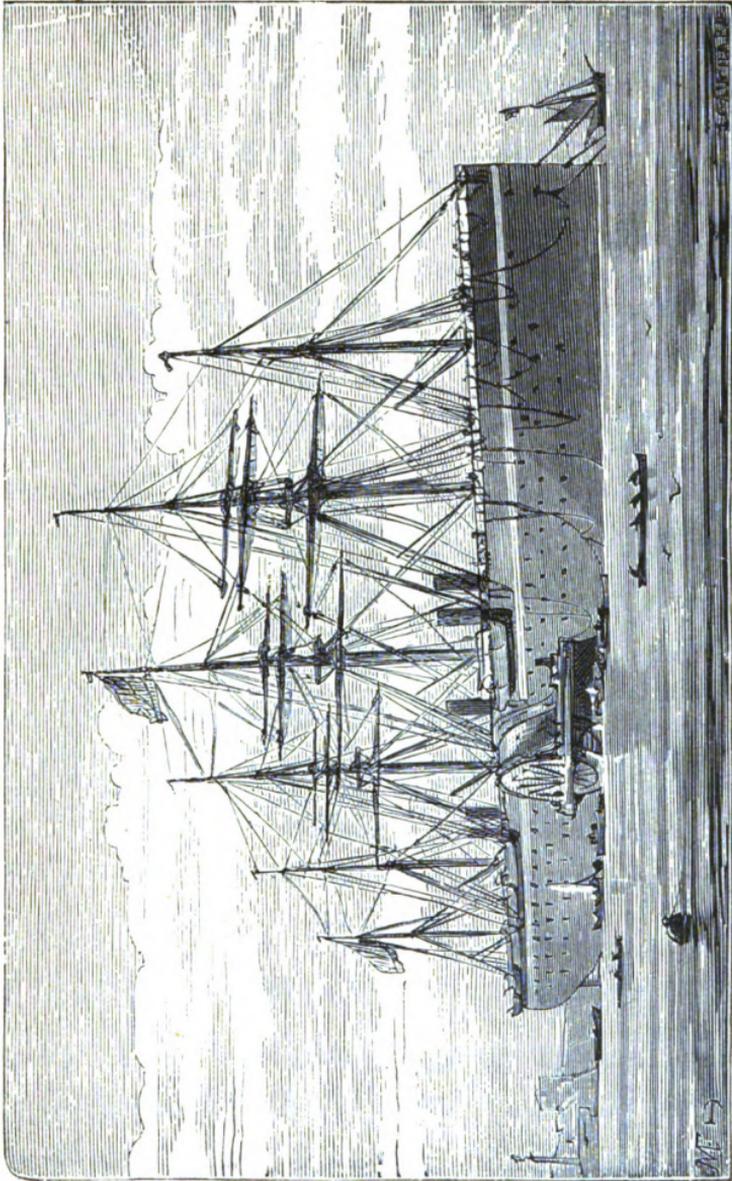


Das amerikanische Fährschiff „Solano“.

nach Tunis schickte. Dies in Nizza gebaute Schiff war stark armiert und hatte dreihundert Mann Besatzung; sein Panzer bestand aus Bleiplatten, die mit langen Bronzenägeln in der Schiffswand befestigt waren.

Wenn wir über die riesigen Abmessungen moderner eiserner Segel- und Dampfschiffe staunen, so ist daran zu erinnern, daß bereits das Altertum seine Schiffskolosse hatte. Demetrios Poliorketes führte in der Schlacht bei Salamis auf Cypren (306 v. Chr.) ein Sechzehnreihenschiff in den Kampf, für das tausend Ruderer nötig gewesen sein sollen. Ptolemäos II. Philadelphos (285 bis 247) hatte sogar Dreißigreihenschiffe, für deren Bemannung mindestens zweitausend Ruderer erforderlich waren, und Ptolemäos Philopator (221—205) ließ sogar ein Vierzigreihenschiff und zwar als Doppelschiff erbauen für viertausend Ruderer; es hatte nach den Angaben der alten Autoren 130 Meter Länge und 18 Meter Breite. Selbst unter den „Drachenschiffen“ der Wikinger befanden sich schon sehr ansehnliche Fahrzeuge; der norwegische Seekönig Olaf Trygvason, der 780 einen Ueberfall auf die englische Küste vollführte, besaß ein solches von 35 Meter Länge mit 34 Ruderbänken. Unter den Galeeren des 16. und 17. Jahrhunderts befanden sich wahre Seeungetüme. Der „Great Harry“, den König Heinrich VIII. von England erbauen ließ, hatte 1000 Tonnen Raumgehalt und 122 Geschütze, war aber wegen seiner Schwerfälligkeit ein bloßes Paradeschiff, das 1553 in Woolwich verbrannte.

In der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts galt der „Great Western“, der seit 1838 zwischen England und Nordamerika fuhr, als das Riesendampfschiff damaliger Zeit. Er besaß aber nur eine Tragfähigkeit von 1340 Tonnen und eine Maschine von 451 Pferdestärken. Als in Amerika die Dampffähren aufkamen, konstruierte man vielfach solche von kolossalen Abmessungen, so zum Beispiel



Der „Great Eastern“.

das Fährschiff „Solano“ zum Uebersetzen mehrerer Eisenbahnzüge auf einmal in der Carquinezbucht (Kalifornien). Dies Riesenfährschiff hat 129 Meter Länge, 33 Meter Breite, eine Tragfähigkeit von 3600 Tonnen und vermag 48 Güter- oder 24 Personenwagen zu gleicher Zeit zu transportieren.

Das größte Schiff der Welt war seiner Zeit der 1852 bis 1857 auf der unteren Themse von Scott Russell und Brunel erbaute eiserne „Great Eastern“, der Rad- und Schraubendampfer zugleich war. Er war 207 Meter lang und 25,2 Meter breit und hatte Raum für 3000 Reisende. Ursprünglich zur Fahrt zwischen England und Amerika bestimmt, erwies er sich aber wegen der zu groß ausgefallenen Breite als nicht genügend seefähig, wurde längere Zeit zum Legen von Telegraphenkabeln verwandt, bis man ihn vor kurzem als altes Eisen auseinanderschlug und verkaufte.

Der „Great Eastern“ hatte eine Maschine von nur 2600 Pferdestärken, während man jetzt solche bis 30,000 baut, und auch die Größe der Dampfer beginnt neuerdings rapide zuzunehmen. Als man 1835 in Bremen ein Segelschiff, den „Olbers“, baute, der 730 Tonnen hielt, schien das den Zeitgenossen so ungeheuerlich, daß man darüber spottete, und Fachmänner erklärten, man werde so lange Zeit zum Aus- und Einladen brauchen, daß niemand mit dem Ungetüm werde verladen wollen. Gegenwärtig ist nach einer Zusammenstellung des „Bristol Mercury“ das größte Schiff der Welt der Schnelldampfer „Oceanic“ der White-Star-Linie mit 18,000 Tonnen Brutto Raumgehalt und fast 218 Meter Länge. Dann kommen die Schnelldampfer „Deutschland“ der Hamburg-Amerika-Linie mit 15,500 Tonnen, „Kaiser Wilhelm der Große“ des Norddeutschen Lloyd mit 14,500 Tonnen und der Hamburger Dampfer „Patricia“ mit 13,000 Tonnen.

Dann folgen zwei englische Schiffe der Cunard-Linie, nämlich die „Lucania“ mit 12,953 und die „Campania“ mit 12,750 Tonnen.

Zum Schluß führen wir unseren Lesern auf der untenstehenden Abbildung auch noch eine Panzerflottille der Gegenwart vor Augen. Die gewaltigsten Kolosse dieser



From Harper's Round Table.

Copyright, 1896, by Harper & Brothers.

Panzerflottille und unterseeisches Corpedoboot.

Art sind bisher die acht englischen Panzerschiffe der Royal-Sovereign-Klasse mit 14,150 Tonnen Displacement und 116 Meter Länge bei 23 Meter Breite. Unter Wasser gewahrt man eines jener unterseeischen Torpedoboote, auf die namentlich die Franzosen große Hoffnungen setzen. Man darf kühn behaupten, daß von den alten Ägyptern und Phöniziern an in der Schiffsbaukunst kein so großer Fortschritt erzielt worden ist, wie in den letzten fünfzig Jahren.





# Englische Landschaftsbilder.

Momentaufnahmen von Fred Morris.

Mit 9 Illustrationen.



(Nachdruck verboten.)

**D**ie politischen und militärischen Erwägungen, die der Krieg Englands gegen die Buren nahelegt, das schroffe Verhalten der englischen Regierung bei der Beschlagnahme deutscher und anderer Schiffe, die Beziehungen Englands zu Deutschland, wie zu Frankreich und Rußland — alle diese hochwichtigen Fragen rücken gegenwärtig das „seebeherrschende Albion“ und seine Bewohner in den Vordergrund des allgemeinen Interesses.

„Britannien ist eine Welt für sich selber,“ hat schon Shakespeare behauptet, und in der That: wer den, an seiner schmalsten Stelle bloß 37 Kilometer breiten Ärmelkanal überschritten hat, der findet drüben andere Landschaften und andere Leute, andere Häuser, einen anderen Himmel und eine andere Art zu leben, und nicht minder scharf unterscheiden sich auch die Hauptteile des Inselreiches: England, Wales, Schottland und Irland, und ihre Bewohner voneinander.

Wenn von England im engeren Sinn, also dem südlichen Teil der Insel Großbritannien, die Rede ist, so denken wir wohl zunächst an London, die größte Stadt des Erdballs, die sozusagen den ganzen britischen Staat repräsentiert. Dann fällt dem Festlandeuropäer vielleicht



Auf grünem Ager.

noch das eine  
oder andere  
der großen  
Industriezen-  
tren ein, wie  
zum Beispiel  
Birmingham,  
Manchester  
oder Shef-  
field, einer  
jener gewal-  
tigen Häfen  
wie Liverpool

oder Portsmouth, oder man denkt an „fashionable“ Bäder wie Brighton und Sommerfrischen, wie sie auf der Insel Wight zu finden sind. Wer von uns aber kennt englisches Landleben und englische Landschaftsbilder des Binnenlandes genauer, die der Fremde gleich in der Grafschaft Kent finden kann, die sein Fuß bei der Landung in Dover zunächst betritt? Wir halten es deswegen gerade jetzt für zeitgemäß, unseren Lesern auch einmal eine etwas eingehendere Schilderung englischer Provinzlandschaften und des dortigen Landlebens zu bieten.

Von Kent, das wir eben erwähnten, sagt Julius Rodenberg, einer der besten Kenner des Binnenlandes, rühmend: „Ein Hopfen- und Wiesenland, ein Obst- und Kornland, ein Land voll stattlicher Eichen und überwölbender Ulmen, ein Land von Flüssen bewässert, in welchen die Forelle sich tummelt — ein Land mit Dörfern am Wege, in denen fernige Bauernburschen und starke Bauernmädchen arbeiten, mit dem echt goldenen Sachsenhaar und den treu-blauen Sachsenaugen ihrer Vorfahren vor tausend Jahren. Dazwischen hie und da, durch Strecken breiten Grüns und Gehölzes getrennt, eines jener altmodischen Manorhäuser, welche das Entzücken der Reisenden in England sind — Tudorstil mit Türmlein wie Pfefferbüchsen und Thorbögen wie Kapellentüren, mit einem großen Aufwand malerischer Fenster und seltsamer Giebelenden, mit ausgezacktem Gebälk und vorspringenden Mauerecken, auf denen jetzt die Vögel sich versammeln. — Welch ein Reiz des Anheimelnden, des Ehrwürdigen und der Vertraulichkeit schwebt doch um die roten Backsteinmauern dieser Edelsitze von England, wenn sie zwischen den Städten, deren Inneres dröhnt von dem Säusen der Arbeit, zur Seite des Wegs aus dem dunklen Schoß ihrer Baumkronen auftauchen: Bilder der vornehmen Ruhe, Bilder des sicheren Besitzes, Bilder der Dauer und Be-

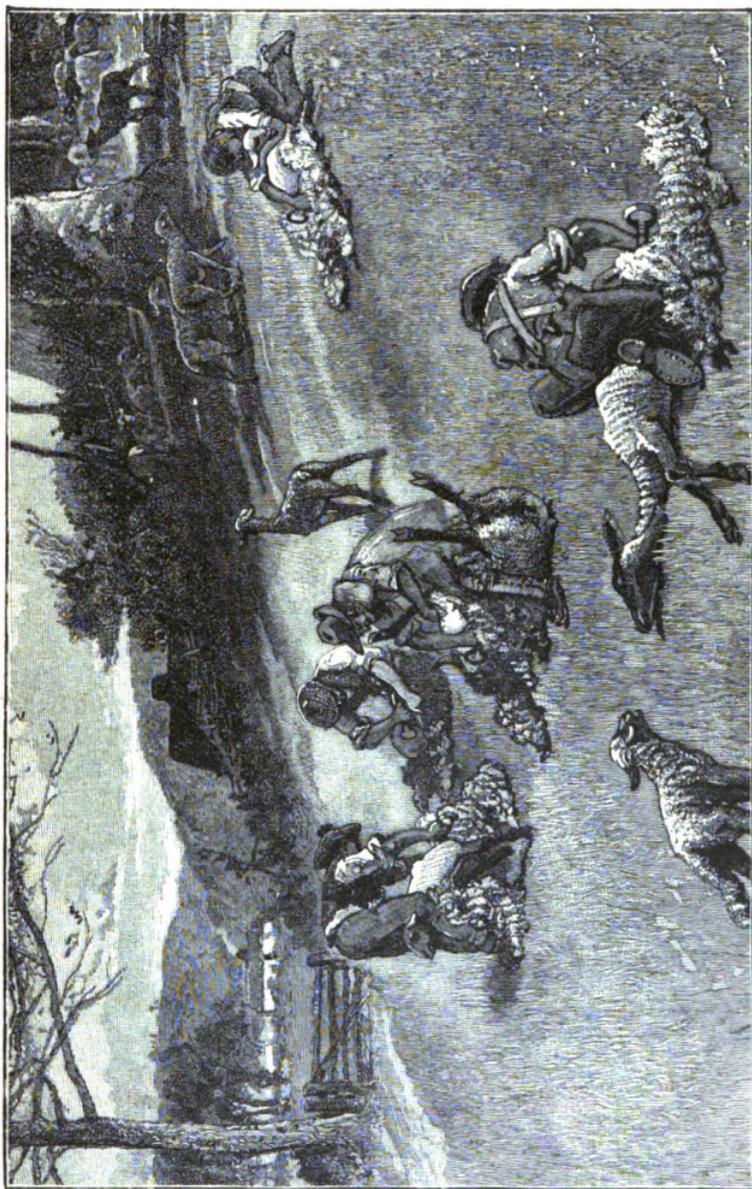


Schafwäsche an dem Oberlauf der Chemse.

ständigkeit, inmitten des unaufhörlichen Wechsels, dem wir anderen unterworfen sind.“

Auch die Umgebungen Londons verdienen in landschaftlicher Hinsicht mehr Aufmerksamkeit, als die Mehrzahl der freilich in ihrer Zeit beschränkten Reisenden ihnen schenkt. Wer freilich kühne Formen wie in den Alpenländern zu sehen begehrt, muß seine Ausflüge schon bis nach Wales und in die schottischen Hochlande ausdehnen. Auch Forste von solcher Ausdehnung, wie man sie in vielen Gegenden von Deutschland und Oesterreich noch findet, trifft man heutzutage in England nicht mehr an, aber dennoch hat die englische Landschaft ihre ganz eigenartigen Reize. Im allgemeinen ist der landschaftliche Charakter somit nicht großartig, dafür aber lieblich und durch Abwechslung anziehend, wie das die Darstellungen ländlicher Scenerien aus dem englischen Binnenlande, welche diesem Aufsatze beigegeben sind, zur Genüge erkennen lassen.

Der größte Teil des Landes hat eine leicht wellige Oberfläche mit sanften Erhebungen und Senkungen des Bodens. Ebenen im Schmuck des frischesten Grüns, von ruhig fließenden Strömen durchzogen, von malerischen Waldgruppen umsäumt und von zahlreichen Viehherden belebt, dehnen sich weit aus. Besonders charakteristisch sind die Hecken und Baumreihen, welche die gartenähnlichen Felder einfriedigen und dem Wanderer oft die Aussicht beeinträchtigen, ferner die auch in Rodenbergs oben wiedergegebener Schilderung mit Recht hervorgehobenen zahlreichen und zum Teil außerordentlich prächtigen Landsitze des Adels, meist von sammetartigen Rasenflächen (Bowlinggreens) und Gruppen mächtiger alter Bäume umgeben. Ueberall erinnert die park- und gartenartige Kultur des Landes an die zivilisierende Arbeit des Menschen; um aber die Schattenseiten gleichfalls hervortreten



Schafschur.

zu lassen, bleibe nicht unbemerkt, daß neben dem übermächtigen Hochadel in England ein freier Bauernstand fast zu den unbekanntesten Dingen gehört. Die Masse der ländlichen Bevölkerung muß als Pächter fremden Boden bearbeiten, und unverkennbar wird das von einer selbstsüchtigen Geld- und Geburtsaristokratie beherrschte Großbritannien unter den jetzigen Agrargesetzen immer mehr in die Latifundienwirtschaft hineingedrängt, was sich einst schwer rächen muß.

Wie die London durchschneidenden und umgebenden Grafschaften Middlesex, Surrey, Kent und Essex dem Naturfreunde eine reiche Quelle des Genusses darbieten, so ist dies vielleicht in noch höherem Grade mit Sussex zwischen Kent, Surrey und Hampshire der Fall, dem Landungsplatz der meisten Völker, welche in alter Zeit England heimsuchten. Bei Pevensey landete Julius Cäsar mit seinen Legionen, der Angelsachse Ella unfern Chichester, und Wilhelm der Eroberer erkämpfte hier im Jahre 1066 den Sieg von Hastings. Die ganze, überaus fruchtbare Grafschaft ist wie übersät mit Meierhöfen und romantischen Dörfern, mit Befestigungswerken aus der Römer-, Sachsen- und Normannenzeit, mit ephuumspinnenden Ruinen und modernen Schloßbauten voll schöner Kunstwerke. Im Norden und in der Mitte große Waldungen, üppiges Wiesenland, durch das sich silberhelle Flüsse und Bäche ziehen; im Süden die blendendweißen Kreidefelsen der Küste neben grünen Höhenzügen, Fischerdörfer und Badeorte, von denen in dem weltberühmten glänzenden Brighton das Londoner Westend an das rauschende Meer versetzt erscheint.

Raum läßt sich in irgend einem Lande die Abhängigkeit der Geländeformen von der geologischen Bodenbeschaffenheit besser studieren als eben in England, wo beinahe sämtliche geologischen Bildungen, von den ältesten bis zu

den jüngsten, vertreten sind. Wer von den Alluvialflächen an der Mündung der Themse in nordwestlicher Richtung weiterschreitet, durchkreuzt sie fast alle, bis er von den kam-



In einer englischen Dorfstrasse.

brischen Felsen der dem Festlande unmittelbar vorgelagerten Insel Anglesea auf das Frische Meer hinabschaut. Und beinahe jede der englischen Grafschaften hat auch ihre

eigenartigen landschaftlichen Schönheiten aufzuweisen, da wir sie aber unmöglich alle hier schildern können, so beschränken wir uns darauf, dem Leser den Lauf der Themse, des wichtigsten und ansehnlichsten englischen Stromes, von seiner Quelle bis nach Windsor in großen Umrissen vorzuführen.

Als Fortsetzungen des erzeichen Gebirges von Cornwall durchziehen drei im Süden des Bristolkanals ihren Ursprung nehmende Hügelketten Englands östliche Tiefebene. Die mittlere dieser Ketten zieht nach Ostnordost zum Süden des Washbusens und wird von der Themse durchbrochen. Dieser Fluß entspringt am Ostabhange der bewaldeten Cotswoldhills, nicht weit von dem alten Städtchen Cirencester in Gloucestershire. Irrtümlicherweise wird noch vielfach das Flößchen Churn als Ursprung der Themse angegeben; wie aber neuerdings bestimmt festgestellt wurde, hat als solcher vielmehr ein Platz zu gelten, der Thames' Head genannt wird, wo inmitten einer ausgedehnten Wiese der krystallhelle Quell unter den mit Strauchwerk bewachsenen Trümmern eines Kastells hervorsprudelt, das sich zur Römerzeit dort erhob. Nach E. A. Themanns anschaulicher Schilderung ergießt sich das Wasser zunächst in einen gewaltigen Steintrog zur Labung durstiger Feldarbeiter und zum Tränken der zahlreichen ringsum weidenden Viehherden. Dann entzieht ein riesiges Pumpwerk dem Bache die Hälfte seines Wassers, um den in südöstlicher Richtung sich dahinziehenden Themse-Severkanal zu speisen.

In dem wellenförmigen Gelände wechseln sanfte Hügel mit Wiesen und kleinen Waldungen. Auf dem grünen Acker sieht man einzelne Stücke Vieh weiden, die den kleinen Farmern der Umgegend gehören: Kühe, Ziegen, auch wohl eine Gselin mit ihrem Füllen. Von Schafen werden hier vorzugsweise die Cotswoldschafe gehalten;



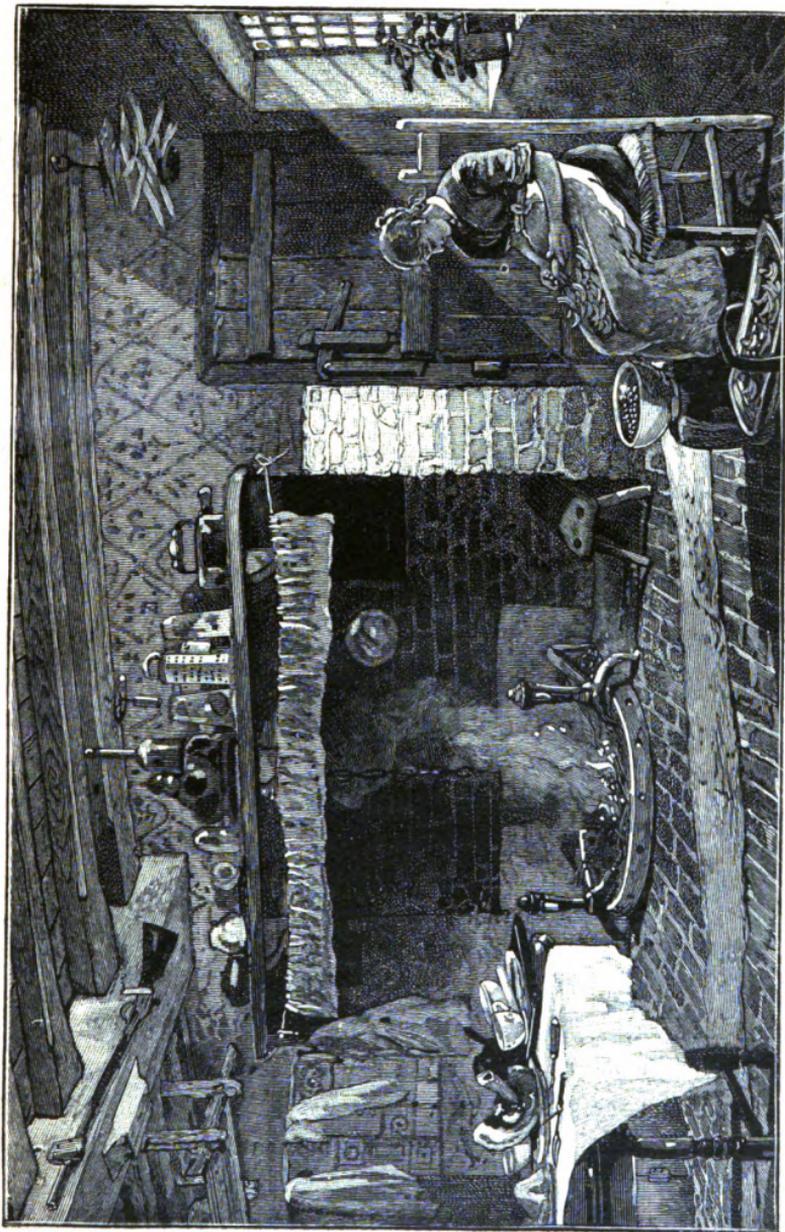
Ein Meierhof.

interessant ist es, dem Waschen dieser Wolleträger und der Schaffschur zuzusehen. Die zerstreut liegenden Bauernhöfe und kleineren Ortschaften sind recht unansehnlich; während die Mündung des Flusses sich den Schätzen aller Erdteile öffnet, so schaut dagegen seine Quelle ländliche Dürftigkeit — Gegensätze, denen wir in England so häufig begegnen.

Fünfzehn Kilometer weit fließt die Themse zunächst in südlicher Richtung bis zu dem uralten Marktflecken Cricklade, wo sie das Flüsschen Thurn aufnimmt; ihr Lauf ist schon hier langsam, und der Fall des Wassers unbedeutend. Altertümliche Mühlen liegen am Ufer, Dörfer, deren Straßen vielfach mit Ziegelsteinen gepflastert sind, und Gehöfte mit Krautgärten, an deren Ende Bienenkörbe aufgestellt sind. Rauch wirbelt aus den Schornsteinen von dem in der Küche auf dem offenen Herd brennenden Feuer. Ueber manches Bauernhaus streckt ein alter Baumriese sein Gezweig, von dessen Aesten eine ländliche Schaukel zur Ergözung der Kinder niederhängt.

Von dem Kirchturm in Cricklade und noch mehr von der auf einem Hügel daneben stehenden Windmühle schweift der Blick über die Berge und Thäler von Berkshire und Wiltshire und welt hinab in das Thal der Themse. Der durch die Gewässer der Thurn vermehrte Fluß, dessen Länge von hier bis London 235 Kilometer mit einem Fall von nur 79 Meter beträgt, vermag jetzt bereits Schiffe von sechs bis sieben Tonnen Gehalt zu tragen. In und bei Lechlade vereinigen sich die drei Flüsschen Cole, Lech und Coln mit der Themse, auf der Schiffe von fünfzig bis sechzig Tonnen zu jenem Orte gelangen können, der dadurch ein bedeutender Stapelplatz für den Handel landeinwärts, zumal nach Süden und Norden, geworden ist.

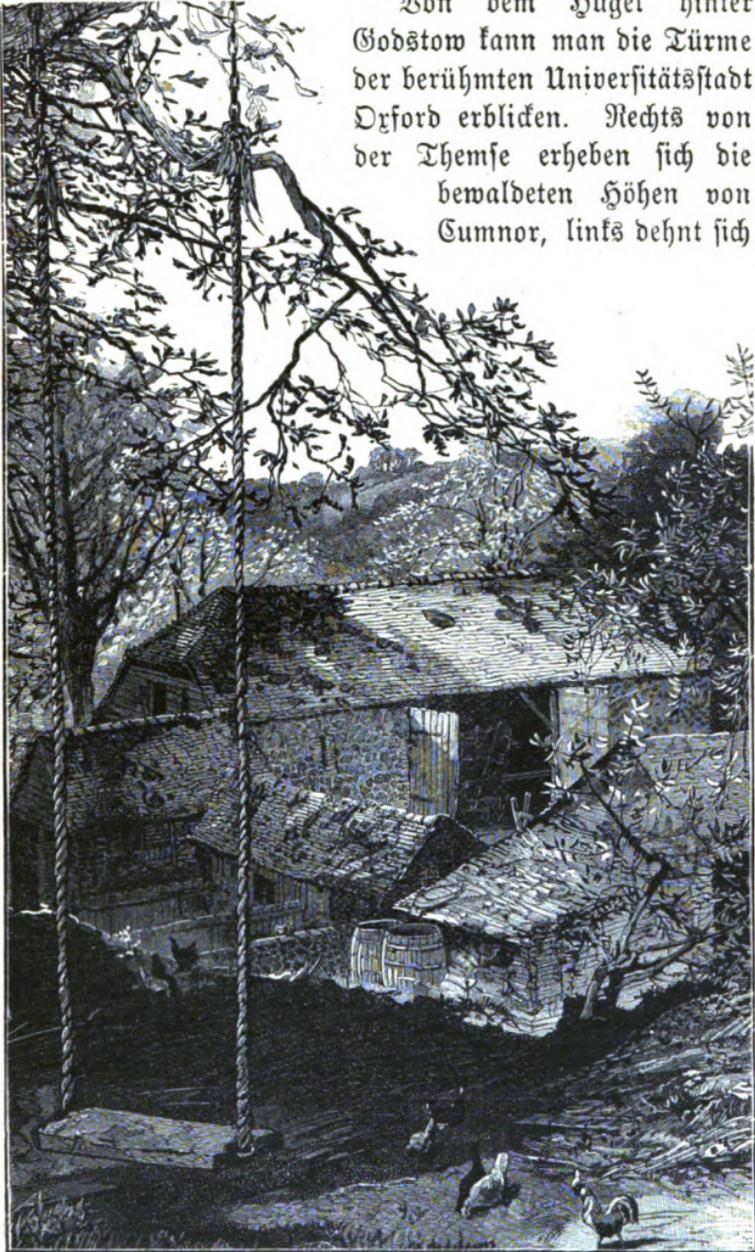
Auch die Umgebung des Flusses wird schöner. Einzelne behagliche Landhäuser treten auf, und bei Eaton und Buscott weilt das Auge des Wanderers mit Be-



In der Küche eines Meierhofes.

hagen auf wohlgepflegten Parks. Von Lechlade an fließt die Themse östlich, um sich erst wieder gegen Oxford hin nach Norden zu wenden. Auf dem rechten Ufer treten nunmehr die Höhen der Grafschaft Berkshire bis dicht an den Strom heran, während auf der entgegengesetzten Seite die üppigen Wiesen und Weiden von Oxfordshire, auf denen zur Zeit der Heuernte besonders reges Leben herrscht, liegen. Bei Hart Weal teilt sich der Fluß in mehrere Arme; die auf diese Weise gebildeten Inseln sind bewohnt. Bei Langly Weir liegen die Trümmer eines alten Abelsitzes, Stanton Harcourt geheißten, der sich schon seit mehr denn sechshundert Jahren im Besitze der Familie Harcourt befindet. Von dem ehemals sehr umfangreichen Schlosse sind nur die Küche, die Kapelle und der Turm übrig geblieben. Letzterer hat riesige Mauern und vier Stockwerke; in dem obersten Gemach wohnte eine Zeitlang der Dichter Alexander Pope, der darin 1718 seine Homer-Üebersetzung vollendete, wie eine von seiner Hand in eine Fensterscheibe eingeritzte Inschrift vermeldet. In der Kapelle befinden sich Grabsteine von Angehörigen jenes Geschlechts; einer aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts deckt das Grab eines während der Ernte vom Blitz erschlagenen Liebespaares und hat eine von Pope verfaßte Inschrift aufzuweisen. Dann kommt Ensham, wo sich ein altes Britenkastell erhob, das die Sachsen erst nach hartem Kampfe einzunehmen vermochten. Noch weiter unterhalb liegen die Ruinen des Nonnenklosters Godstow, das 1138 unter Heinrich I. von Ida, der Witwe Wilhelm Lamelynes von Winchester, zu Ehren des heiligen Benedikt gestiftet wurde. Sie selbst starb dort als erste Abtissin. In diesem Kloster wurde auch die von zahlreichen Dichtern besungene unglückliche Rosamunde Clifford begraben, die Geliebte König Heinrichs II., nachdem die Königin Eleonore sie 1171 durch Gift hatte ums Leben bringen lassen.

Von dem Hügel hinter  
Godstow kann man die Türme  
der berühmten Universitätsstadt  
Oxford erblicken. Rechts von  
der Themse erheben sich die  
bewaldeten Höhen von  
Cumnor, links dehnt sich



**Ländliches Stillleben.**

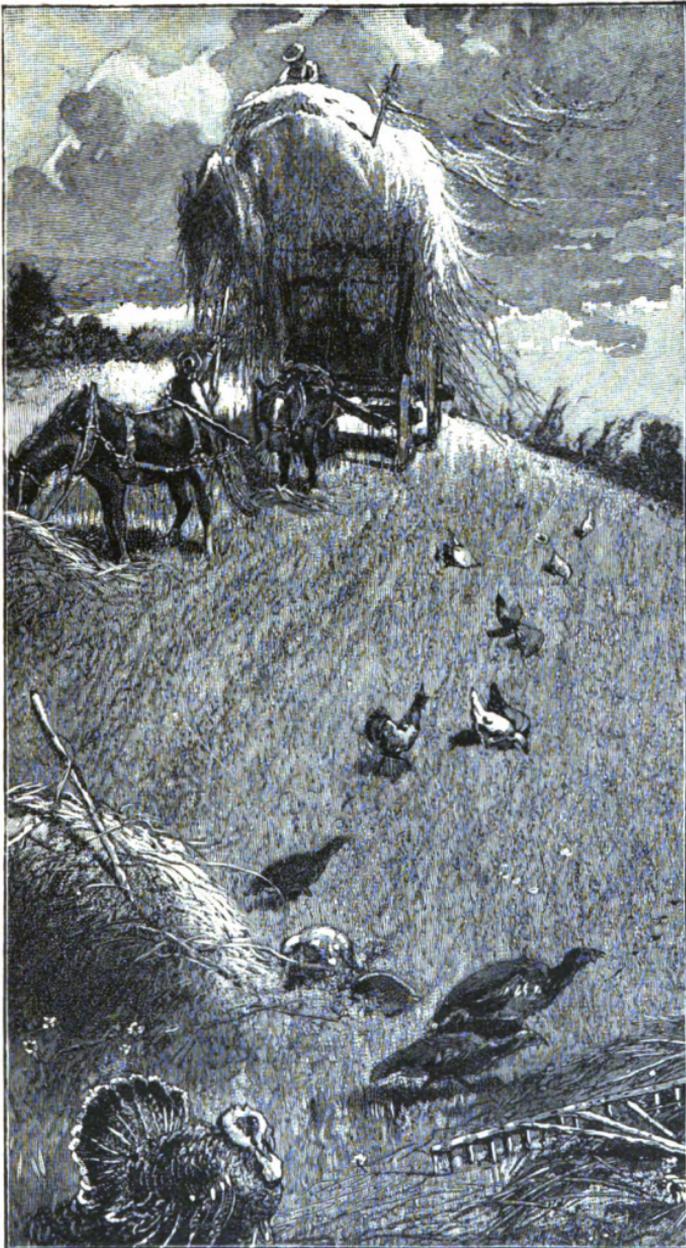
flaches Weideland aus bis hinüber nach Oxford. Hier teilt sich die Themse abermals, jedoch um sich bereits nach  $3\frac{1}{4}$  Kilometer wieder zu vereinigen. Sie nimmt den Cherwell auf und fließt zunächst gegen Süden, um sich weiterhin noch durch Thame, Kennet, Loddon, Colne, Wey, Mole und Brent, sowie unterhalb Londons durch



Parkpfortchen.

Lea, Ravensbourne, Darent und Medway zu verstärken. Von der Einmündung des Kennet an, der bei Reading aus den Marlborough Hills hervorkommt, bleibt der Flußlauf mit Abrechnung einiger größerer Windungen bis zum Meere ein östlicher.

Der nunmehr folgende Teil der Themse ist einer der schönsten in ihrem ganzen Laufe, denn hier reiht sich Schloß an Schloß; jede Wendung des Flusses überrascht



Bei der Heuernte.

das Auge mit einem neuen Landſitz, bald dicht am Ufer, bald auf einem freistehenden Hügel gelegen, bald aus dem Dunkel prächtiger Parke und Waldungen hervorzulugend. Besonders viel von Ausflüglern besucht wird das reizende Städtchen Henley. Bis Meadenhead, 16 Kilometer weit, bleiben die Flußufer eingerahmt von prächtigen Bohnstüben, die meist ihr Dasein dem Strome selbst mit seinem riesigen Handel verdanken. Von dem Punkte an, wo die Chiltern Hills in Buckinghamshire sich dem Strome nähern, wird er bis Meadenhead etwas verengt und läuft deswegen in stärkerer Strömung dahin; bei dem letztgenannten Orte ändert sich auch die ganze Scenerie wieder. Schaut man auf der dortigen Brücke flußaufwärts, so gewahrt das Auge Hügel an Hügel, Häuser und Wälder in bunter Reihe, während abwärts nur Flachland, Weiden und tiefgelegene Waldungen zu schauen sind, aus denen nur der Kirchturm von Bray seine Spitze zum Himmel emporstreckt. Flach, breit und träge wird nun auch wieder der Lauf der Themse, um erst etwas mehr Leben zu gewinnen, wenn nach  $11\frac{1}{4}$  Kilometer die Stadt Windsor mit dem berühmten Schloß, der Sommerresidenz der Königin, erreicht wird. Bis dorthin hat der Fluß 185 Kilometer zurückgelegt; Kindheit und Jugend liegen hinter ihm, und er tritt nun erst in das eigentliche Mannesalter.

Windsor gegenüber liegt Eton, bekannt durch sein College, in dem etwa 700 bis 1000 Knaben aus den höheren und höchsten Ständen unterrichtet werden. Weiter flußabwärts befindet sich eine Anhöhe, Cooper's Hill, die wegen ihrer entzückenden Aussicht nach Windsor hinüber und ins Themsethal hinaus bekannt ist. Unterhalb derselben umschließt der Fluß die kleine Insel „Magna Charta“, auf der König Johann ohne Land am 15. Juni 1215 die Magna Charta, die Grundlage der englischen

Verfassung und des Konstitutionalismus in England, unterzeichnen mußte.

Oberhalb Londons berührt der Fluß noch Kingston und unterhalb Greenwich, Woolwich, Gravesend und Sheerness, um dann unterhalb der letztgenannten Stadt in die Nordsee zu fallen. Da aber der eigentlich ländliche Charakter seiner Ufer schon bei Windsor aufhört, so nehmen wir nun von ihm und seinen anziehenden Landschaftsbildern Abschied.





## Mannigfaltiges.



**Das alberne Theeservice.** — In den sechziger Jahren wirkte an der Peter-Pauls-Kirche in Petersburg ein Geistlicher, der seiner Mildthätigkeit und Freundlichkeit wegen von jedermann geschätzt und verehrt wurde. Fast kein Tag verging, an dem nicht Rat- oder Hilfesuchende zu ihm kamen, und keiner verließ sein Haus, ohne Trost und Zuspruch gefunden zu haben.

Eines Tages — der Geistliche war durch eine Erkältung gezwungen, sein Zimmer zu hüten — trat eine Frau bei ihm ein, die ihn flehentlichst um seine Vermittelung bat. Unter Thränen erzählte sie, daß sie erst kürzlich mit ihrem Manne, einem Goldschmied, von Moskau nach Petersburg gekommen sei. Ihr Mann hätte einen Laden eröffnet, und das Geschäft ginge flott, da er ein geschickter und fleißiger Arbeiter sei. Aber trotzdem behandelte er sie auf die unwürdigste Weise, ja sogar geschlagen hätte er sie schon, und jetzt könne sie das Leben an seiner Seite nicht länger ertragen.

Der Geistliche sprach der Frau zunächst sein Bedauern aus, daß er durch Krankheit an das Haus gefesselt sei, und setzte hinzu, sie möge doch ihren Mann einmal zu ihm schicken.

„Das ist leichter gesagt als gethan,“ antwortete die Frau schluchzend, „denn wenn er ahnt, daß Sie ihn ermahnen wollen, so wird er einfach nicht kommen. Ja, er würde mich wieder schlagen, erführe er, daß ich bei Ihnen gewesen bin. — Aber,“ setzte sie nach einer kurzen Pause hinzu, „wenn ich ihm sagen dürfte, daß Sie etwas zu kaufen wünschten, so wird er ohne Zweifel kommen.“

„Das ist ein glücklicher Gedanke, denn ich beabsichtige in der That, mir ein silbernes Theeservice zu kaufen.“

„Erst vor kurzer Zeit hat mein Mann ein solches fertiggestellt,“ sagte die Frau schnell, „es ist ein prachtvolles Stück, denn er ist in solchen Sachen sehr geschickt.“ —

Am nächsten Tage erschien der Goldschmied mit einem wertvollen Service, jedoch zur Verwunderung des Pfarrers in Begleitung seiner Frau.

„Sie bringen das Theeservice?“

„Jawohl.“

„Sehr gut,“ fuhr der Geistliche fort, „kommen Sie einen Augenblick mit in mein Zimmer.“

Als sie allein waren, begann der gute Mann den Goldschmied zu ermahnen und ihn an seinen am Altar geleisteten Eid, seine Frau stets gut zu behandeln, zu erinnern.

Der Goldschmied blickte den Pastor zuerst sehr verwundert an und versuchte ihn mehreremal zu unterbrechen, jedoch der alte Herr bat, ihn bis zu Ende anhören zu wollen.

„Was können Sie zu Ihrer Entschuldigung anführen?“ fragte er schließlich. „Welche Ursache haben Sie, Ihre Frau so schlecht zu behandeln? Ich wundere mich, Sie sehen so ruhig aus, mein Freund, wie kommt es, daß Sie ein so schlechter Gatte sind?“

„Lassen Sie mich nur ein Wort sagen! Ich bin —“

„Ich weiß schon, was Sie sagen wollen,“ unterbrach ihn der Geistliche. „Sie sind für gewöhnlich ruhig und sanft und nur zuzeiten etwas hitzig und aufbrausend. Aber sich so weit zu vergessen, eine schwache Frau zu schlagen — —“

„Sie irren sich, ich habe niemals meine Frau geschlagen, denn —“

„Was? Sie leugnen noch!“

„Denn,“ fuhr der Goldschmied entschlossen fort, „ich bin gar nicht verheiratet.“

„Aber Ihre Frau wartet doch im Nebenzimmer.“

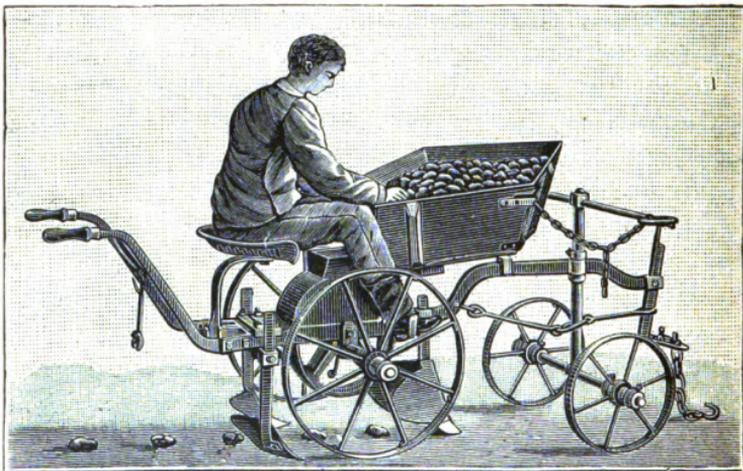
„Wer? Meine Frau? Ich habe ja gar keine Frau. Jene Frau ist doch Ihre Haushälterin! Sie kam zu mir und forderte mich auf, Ihnen ein Theeservice zur Ansicht vorzulegen.“

Jetzt wurde der Geistliche unruhig. „Meine Haushälterin ist sie nicht, es muß eine Wahnsinnige sein,“ rief er hastig.

„Oder — etwas anderes,“ warf der Goldschmied ein.

Eiligst betraten sie das andere Zimmer wieder. Es war leer! Die Frau war verschwunden und mit ihr das kostbare Theeservice. W. Steljes.

**Neue Erfindungen:** I. Eine Kartoffelpflanzmaschine. — Auch in den landwirtschaftlichen Betrieben erobert sich die Maschine immer weitere Gebiete, und es kann kein Zweifel sein,



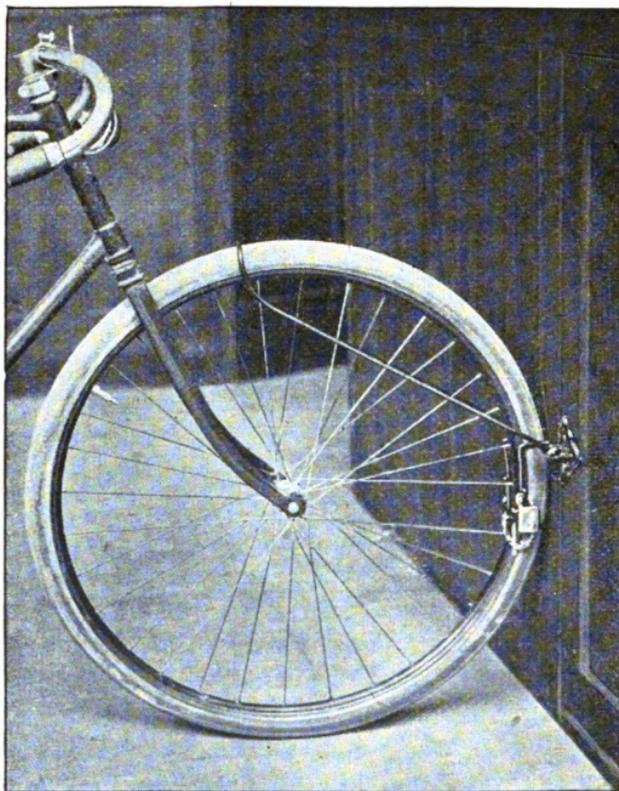
Kartoffelpflanzmaschine.

daß nur durch entsprechende sachgemäße Anwendung der einschlägigen neuen Erfindungen unsere Landleute in den Stand gesetzt werden können, mit ihren Erzeugnissen der drückenden Konkurrenz des Auslandes und der immer größer werdenden Not an landwirtschaftlichen Arbeitern zu begegnen. Die Maschine ersetzt Hände, ermöglicht eine bessere Ausnutzung der Zeit und arbeitet dabei genauer. Dies gilt, wie von der schon weit verbreiteten Säemaschine, Dreschmaschine, vom Dampfpflug und anderen, auch von der neuerdings erfundenen Kartoffelpflanzmaschine, deren Konstruktion sehr einfach ist. Auf der hinteren Achse eines eisernen, wagenartigen Gestells ist ein Kasten mit trichterförmigen Löchern befestigt, in den man Saatkartoffeln füllt. Darunter

befindet sich eine Pflugschar und hinter dieser zwei Streichstücke. Die Maschine erfordert zu ihrer Bedienung einen Knaben, der oben hinter dem Kartoffelkasten sitzt und die Kartoffeln in die Trichterlöcher fallen läßt, und einen Arbeiter, der mittels zweier Handhaben das Gefährt ganz wie einen Pflug lenkt. Wird es in Bewegung gesetzt, so beginnt die Pflugschar eine Furche zu ziehen, in welche in bestimmten Zwischenräumen der Austeilungsapparat je eine Kartoffel fallen läßt. Man kann die Zwischenräume je nach Belieben vergrößern oder verringern, indem man größere oder kleinere Räder einsetzt; den Abstand der Furchen aber nach Belieben regeln durch Verkürzung der Achse. Die neue Maschine läßt sich endlich auch zum Jäten, Häufeln und Ausreißen der Kartoffeln verwenden durch Entfernung der Pflugschar und Einsetzung von Streichstücken, Spitzhacken oder Schüttelgitter, bedeutet also für kartoffelbauende Gegenden infolge ihrer Einfachheit und Vielseitigkeit jedenfalls eine erhebliche Verbesserung und auf die Länge der Zeit auch Verbilligung des Betriebs. F. 3.

II. Praktischer Fahrradanschluß. — Bei der bedeutenden Zunahme der Radfahrer mehrten sich auch die Fahrraddiebstahle, und es wird von der radfahrenden Welt als ein großer Uebelstand empfunden, daß bei uns fast nirgends an öffentlichen Gebäuden, Bureaus, Gasthäusern u. s. w. geeignete Vorrichtungen zur Einstellung und Sicherung der Räder getroffen sind. Der Radler muß einfach zusehen, wie er sein Rad unterbringt, während er in das Gebäude eintritt und seine Geschäfte besorgt. Anders in Amerika und England. Dort sind geeignete Vorkehrungen zur Einstellung und Befestigung von Fahrrädern überall an Eisenbahnstationen, Gasthöfen, öffentlichen Bureaus u. s. w. vorhanden, und stets neue, noch praktischere Fahrradanschlüsse werden erfunden und patentiert. Einen einfachen und sehr praktischen Fahrradanschluß, wie er in England bereits bei vielen Eisenbahnen auch in den Güterwagen zum Transport der Fahrräder eingeführt ist, giebt unser Bild wieder. Die kleine Vorrichtung wird an der Wand der Häuser oder der Güterwagen angebracht und besteht aus einem Paar Drahtklammern, deren eine eng das Vorderrad des Bicycles umfaßt, während die andere

weiter oben um den Luftreifen greift. Ein Schloß versichert gleichzeitig die Vorrichtung. Das Fahrrad hat dadurch nicht nur einen sicheren Stand und ist gegen das Umstürzen geschützt, sondern auch gegen Diebstahl, denn nur der Besitzer des Schlüssels kann es von den haltenden Klammern wieder los machen. F. 3.



Ein praktischer Fahrradanschluss.

**Sohmut kommt vor dem Fall.** — Es war zur Zeit der Regierung Ludwigs XIII. von Frankreich, als eine Postkutsche, der ein Beiwagen folgte, sich auf dem Wege nach Versailles befand. Im Hauptwagen hatten drei Personen Platz genommen, von denen zwei bescheiden den Rücksitz einnahmen, während der dritte trotz seiner auffallenden Schlankheit sich so niedergesetzt hatte, daß seine langen Beine über den ganzen Wagenstz reichten.

An einer der Stationen vor Versailles hielt der Wagen, und es stieg noch ein vierter Passagier ein, welchem der Schlanke mit offenbarem Widerwillen Platz machte. Der Neugekommene war ein sehr starker, breitschultriger Mann, dessen von tiefschwarzem Barte umgebenes Gesicht einen finsternen Ausdruck trug. Im Gegensatz zu seiner Erscheinung sprach er mit einer auffallend milden Stimme, als er sich an seinen Nachbar wandte: „Sie würden mich verbinden, mein Herr, wenn Sie ein wenig weiter rückten.“

„Bedaure,“ erwiderte der andere mit hochmütiger Miene, „ich habe diesen Platz voll bezahlt und bin nicht geneigt, für einen Fremden mitzubezahlen.“

„Hm,“ brummte der Starke, „hätte ich das gewußt, dann würde ich einen meiner beiden Gefellen hierher geschickt und statt seiner den Platz im Beiwagen eingenommen haben. Ich halte es für naturgemäß, daß ein Starke Anspruch auf einen größeren Platz hat als ein Magerer.“

„Naturgemäß ist,“ versetzte sein Nachbar, „daß jeder den Platz behält, den er bezahlt hat, und daß vielmehr der Vornehme einen größeren Platz beanspruchen darf als der Geringe. Merken Sie sich das!“

„Sehr wohl,“ erwiderte der andere mit sarkastischem Lächeln, „Sie sind also ein Vornehmer?“

„Ich bin der Chevalier Gricou aus Havre und werde Ihnen dem Namen nach wohl bekannt sein. Ich bin es, der das Buch über die Schäden der heutigen Regierung geschrieben hat.“

„Nachdem man Ihnen die Stelle eines Steuerpächters verweigert hat, Herr Chevalier; davon habe ich allerdings gehört.“

„Nun, man muß wohl in Schloß Malmaison die Bedeutung meiner Darlegungen erkannt haben,“ fuhr der Chevalier fort, die letzte Bemerkung seines Nachbarn geistlich überhörend, „denn Seine Eminenz der Minister Richelieu hat mich in einem eigenhändigen Schreiben eingeladen, ihn in seinem Schlosse Malmaison zu besuchen und den Inhalt meiner Schrift mit ihm zu besprechen.“

Der Starke musterte den Sprecher mit einer mehr als ge-

wöhnlichen Neugier, was dieser als Bewunderung seiner Person auslegte.

Er fuhr daher fort: „Ich zweifle nicht, daß Seine Eminenz mir nun eine höhere Stelle verleihen wird, als ich sie selbst je beansprucht habe.“

„Mag wohl sein,“ sagte der Starke, „nichtsdestoweniger wage ich noch einmal, Sie um ein wenig Platz zu bitten. Ein wenig Höflichkeit geziemt auch dem Vornehmen, und gerade durch kleine Gefälligkeiten kann man sich Freunde erwerben.“

„Bah!“ entgegnete der Chevalier geringschäkig, „wozu brauche ich Freunde, da ich ja den mächtigsten Mann im Reiche zum Freunde habe. Was aber uns beide anbetrifft, so denke ich, wir werden uns außerhalb des Postwagens im Leben wohl nie wiedersehen, und jede Gefälligkeit wäre somit eine Verschwendung.“

Der andere erwiderte nichts, drückte sich in seine Ecke und verhielt sich die ganze Zeit über ruhig.

Als Chevalier Gricu in Schloß Malmaison angelangt war und seinen Namen genannt hatte, führte man ihn in einen von Schweizern bewachten Saal, in welchem er eine geraume Zeit warten mußte. Dann geleitete ihn ein Gardist durch mehrere Korridore und Treppen in ein Zimmer, dessen schwere Thür hinter ihm zusiel.

Voll Entsetzen betrachtete der Chevalier den Ort, an welchem er sich befand. Inmitten des Zimmers war ein Gerüst aufgestellt, wie damals bei Hinrichtungen üblich. Zu beiden Seiten desselben standen die beiden Gehilfen des Scharfrichters, während der letztere, mit einem roten Mantel behangen, das blanke Schwert in der Hand, ihm selbst entgegentrat. In ihm erkannte er sofort seinen Reisegefährten, der ihm lächelnd auf die Schulter klopfte.

„Mein lieber Chevalier,“ sagte er, „Sie werden jetzt einsehen, daß es wohl von Nutzen sein kann, einem Fremden eine Gefälligkeit zu erweisen. Als Sie im Postwagen erwähnten, daß Sie zu Seiner Eminenz eingeladen seien, wußte ich sofort, daß Sie es wären, an dem die heutige Exekution zu vollstrecken ich von Seiner Eminenz hierher befohlen worden war. Hätten Sie mir Platz gemacht, so würde ich Ihnen vielleicht einen

Wink gegeben haben, und Sie wären rechtzeitig über die Grenze entflohen. Ihr Benehmen aber war kein derartiges, daß es mir Vergnügen machen konnte, Ihnen gefällig zu sein."

"Ich werde mich von jetzt an bessern," stammelte der zitternde Chevalier.

"Zu spät!" rief der Herrscher und gab seinen beiden Gehilfen einen Wink, die sich sogleich auf ihr Opfer stürzten.

In diesem Augenblicke öffnete sich eine verborgene Thür, in deren Rahmen sich Richelieu in Person zeigte. Es war gerade ein Tag, an welchem ihm seine politischen Pläne über Erwarten gut gelungen waren, und so fühlte er menschliches Mitleiden.

"Laßt ihn frei!" gebot er den Herrschern, und sich zum Chevalier wendend, fügte er hinzu: "Sie werden in vierundzwanzig Stunden die französischen Staaten verlassen und sie in Ihrem Leben nie wieder betreten. Sollten Sie jedoch noch einmal je ein Wort gegen mich oder meine Regierung sprechen oder schreiben, so ist Ihr Leben verwirkt, wo Sie auch sein mögen."

Es waren noch keine vierundzwanzig Stunden verfloßen, und schon befand sich der Chevalier im Auslande. Erst Jahre später, nach Richelieus Tode, durfte er es wagen, nach Frankreich zurückzukehren, aber er soll in seinem persönlichen Benehmen fortan weniger hochfahrend gewesen sein.

M. G-d.

**Aus der Theaterkierwelt.** — Unsere Bühnenlitteratur enthält eine Anzahl Werke, in denen, meist zum Vergerniß der Regie, der Autor eine Mitwirkung von Tieren vorschreibt. Altmeister Goethe war bekanntlich ein großer Feind von zoologischen Requisiten, legte er doch die Direktion des Weimariſchen Hoftheaters bekanntlich deshalb nieder, als gegen seinen Willen der „Hund des Aubry“ gegeben werden sollte, in dem ein Pudel mitspielte. Die Tagesblätter veränderten damals zwei bekannte Verse Schillers dahin:

„Dem Hundestall soll nie die Bühne gleichen,  
Und kommt der Pudel, muß der Dichter weichen.“

Unsere modernen Bühnenleiter huldigen anderen Anschauungen, denn aus Theaterstücken, merkwürdigerweise vorherrschend Opern, ließe sich eine ganze Menagerie zusammenstellen, und

diese zoologischen Beigaben erscheinen oft so notwendig, daß ohne sie eine Lücke eintreten und mancher Effekt verloren gehen würde. Alle auf der Bühne mitwirkenden vierbeinigen, geflügelten oder kriechenden Geschöpfe teilt die Theaterverwaltung ein in lebendige, ausgestopfte und nachgemachte. Die ersteren betreten nur leihweise die weltbedeutenden Bretter, während die letzteren zu den eisernen Beständen der Ausstattung gehören.

Die häufigste Verwendung finden Pferde; sie bedürfen einer besonderen Schulung, müssen an Lichteffekte, bunte Kleidungen, Waffengeklirr, Volksgetümmel, an Musik, Händeklatschen, Fallen des Vorhanges u. s. w. gewöhnt werden, Aufgaben, die nicht immer leicht zu lösen sind. An die Einhufer in Richard Wagners Opern werden ganz besondere Anforderungen gestellt: daß von Brünhilde („Götterdämmerung“) in den brennenden Scheiterhaufen gespornte Roß Grane verbankt diese Leistung nur den Privatstunden bei einem tüchtigen Zirkuskünstler, auch der Gaul des letzten der Tribunen „Kienzi“, wie der des kaiserlichen Landvogtes Gefler in Schillers „Tell“, die Pferde in Meyerbeers „Feldlager in Schlessien“ und in Scholz' „Zieten-Husaren“ müssen tüchtig geprobt haben. Ältere Theaterfreunde erinnern sich wohl noch der Balfeschen Oper „Die Haimonskinder“, in welcher die vier abenteuerlustigen Brüder einmütig auf ihrem berühmten Roße Bayard davonsprengen. Es muß nicht leicht gewesen sein, zu diesem seltsamen Ritte ein geeignetes vierfüßiges Tier aufzutreiben. Manche Pferde sind von einem gewissen historischen Nimbus umgeben; so macht der von Napoleon I. in dem Grabbeschen Stücke gerittene Schimmel stets einen gewaltigen Eindruck. Auch in der Oper „André Chenier“ von Giordano tritt ein geschichtliches Pferd auf, wenn auch in der bescheidenen Rolle eines Zugtieres, indem es den geächteten André und seine getreue Madelaine v. Coigny auf dem zweirädrigen Karren zur Guillotine schleppt.

Hier möge auch gleich das Grautier aus den „Bajazzis“ Erwähnung finden, eine gute Haut, mit dessen Rollenstudium nicht viel Umstände gemacht werden; der Ziehhund in „Preciosa“ ist ebenfalls eine tüchtige Kraft. Die bekannte Ziege in Meyerbeers „Dinorah“ galt seiner Zeit, wenn sie läutend

von Fels zu Fels sprang, als ein Wundertier; seitdem die einst so beliebte Oper nicht mehr gegeben wird, ist auch ihr unentbehrlicher Wiederkäufer den Weg alles Fleisches gegangen. Sollte „Dinorah“ jedoch wieder einmal auf dem Spielplan erscheinen, so würde die Anschaffung einer neuen, gebildeten Geiß der Regie nicht wenig Sorge bereiten.

Zu den ohne Gage „arbeitenden“ Tieren sind noch einige Vögel zu zählen. Ein tüchtiger Papageno (Mozarts „Zauberflöte“) trägt in seinem Korbe gewiß lebendige Zeisige, Hänflinge und Stieglitze. Soll in einem Stück die Behaglichkeit eines Gemachs angedeutet werden, so fehlt nie unser gelber Freund, der Kanarienvogel; unbedingt notwendig ist dieser aber in der „Partie Pikett“, dort, wo jener adelsstolze Chevalier bei seinem Umzuge sämtliches „Mobiliar“ ergreift, bestehend in einer Hutschachtel und einem munter in seinem Bauer umherhüpfenden Andreasberger. Recht komische Rollen fallen oft den Katzen zu, denn es giebt wohl kein Theater, in welchem nicht schon einmal der überall umherspürende Hauskater zur Unzeit auf der Bühne oder hinter den Kulissen erschienen wäre.

Größere Mannigfaltigkeit bietet die ausgestopfte oder nachgemachte Theatertierwelt. In dem großen Kulissenhause des Berliner Opernhauses befinden sich in einem abgelegenen Winkel zwei mächtige graue Wollsäcke, es sind die seligen Elefanten aus der vom Spielplan verschwundenen großen Oper „Olympia“ von Spontini; den künstlichen Dickhäutern fehlen die Beine, sie wurden bei der Aufführung stets durch vier handfeste Männer „gegeben“, die, wie man sagte, es in ihrem „Auftreten“ zu wirklichen Virtuosen brachten und darin die nötigen Studien im Zoologischen Garten gemacht haben sollen. Zu Méhuls Oper „Joseph in Aegypten“ (Jakob und seine Söhne) gehören einige Kamelköpfe, trotz des fehlenden Rumpfes und der Glieder genügen sie den Anforderungen, die billigerweise an ein Bühnenwüstenschiff gestellt werden können, denn sie schreiten in dem großen Triumphzuge vorsichtigerweise hinter einer Mauer, über welche sie stolz hinwegblicken. Unter ähnlichen Beschränkungen tritt der geweihte, mit vergoldeten Hörnern geschmückte heilige Wiederkäufer in Verdi's „Aida“ auf; er wagt sich sogar in das

dichteste Volksgetümmel, wo seine körperlichen Defekte von der jubelnden Menge geschickt verdeckt werden. Ein wahres Kunstwerk ist der Lindwurm aus Wagners „Siegfried“, seine Eingeweide bestehen aus feinen Röhren, mit denen das Untier fürchterlich zu speien und zu pusten vermag. Großer Bedarf an Tiermaterial erfordert Webers „Freischütz“; in erster Linie ist der Adler zu nennen, den Raspars Büchse aus schier unerreichbarer Höhe herabholt. Der schöne Vogel leidet weniger von der stets tödlichen Kugel, als von dem jähen, weithin vernehmlichen Absturz, den ihm die Regie nach dem Schusse bereiten muß. Die Wolfschlucht derselben Oper beansprucht wegen des zu erzeugenden Gruselns besondere Tiergarnituren; da ist die vortrefflich imitierte Haut der wilden Sau mit einem gelenkigen Knaben zu besetzen, dieser muß verstehen in großen Sprüngen vierbeinig in der Schlucht herum zu rasen; die mitwirkenden Käuze und Eulen bewegen nach der Hampelmannmechanik greulich ihre Flügel, glühende Augen werden durch kleine Lämpchen hergestellt. In neuerer Zeit erschienen sogar in der Wolfschlucht vorzügliche Flieger; die weißen gefiederten Geschöpfe sind wirkliche Kunstwerke und verfehlen in der Halbdämmerung nie den beabsichtigten graufigen Eindruck zu hinterlassen.

Zu den beliebtesten Tieren der Bühne gehört Lohengrins Schwan; wenn sich der strahlende Held zu ihm niederneigt und ihn ansingt: „Nun sei bedankt, mein lieber Schwan! Zieh durch die weite Flut zurück,“ so erscheint das majestätische Tier in poetischem Glanze. Die Bestände des königlichen Opernhauses in Berlin bergen mehrere Lohengrinschwäne, sie sehen bei Tage aber recht nüchtern aus; alte gediente Exemplare, welchen noch der große Tenorist Niemann den Kopf gestreichelt hat, verraten eine bedenkliche Neigung zur Mauferung und erfordern die größte Vorsicht beim Abstäuben. Eine tüchtige Kraft ist jene weiße Graustaube, die mit kräftigem Flügelschlag zum Schluß der Oper den Ritter Lohengrin im Rahne fortzieht, während der Schwan, da er seinen Beruf erfüllt hat, untertaucht. Mozarts „Zauberflöte“ braucht zum Ensemble berühmte Größen. Zu nennen ist die aus dem „Reptilienfonds“ stammende namhafte Schlange, die an dunklen Bindfäden über die Bühne gezogen wird. Das andere

Getier der Oper besteht vorherrschend aus Affenhäuten, deren Belebung weniger Schwierigkeiten macht, da es in gewissen Kreisen als große Ehre gilt, in der „Zauberflöte“ als Affe aufzutreten zu sein.

Auß der Zeit, als der Rattenfänger Hunold über die Bühne zog, stammen die von der Regie sorgfältig konservierten Ratten; wie der Augenschein lehrt, sind sie aber nicht in der Weser erfaßt worden, sie hängen vielmehr in Bündeln zu je sechs Stück an der Wand und warten, bis das bekannte Zauberpfeiflein sie wieder erweckt.

Große Heiterkeit erregen in Theaterkreisen stets die gebratenen Hasen, Gänse, Enten, Kapauern und Rebhühner; sie werden bei Gastmählern mit großem Pomp aufgetragen, obgleich die Bühnengelage meist von recht kurzer Dauer sind, die aber für die Tischgäste genügt, den „falschen“ Hasen- und Fleischgerichten aus Pappe mit echten Gabeln und Messern tüchtige Stiche und Schnittwunden zu versetzen.

Gustav Schubert.

**Alle Wahlszeremonie.** — Zur Zeit der Frankenkaiser führte das Volk von Kärnten seinen Herzog unter eigentümlichen Formlichkeiten in seine Würde ein. Bei Kärnburg unweit Klagenfurt steht der sogenannte Fürstenthron. Auf ihm nahm der älteste Bauer Platz, und hierauf trat der neugewählte Herzog aus der Volkschar hervor.

„Wer ist der Mann, der so stolz einhergeht?“ fragte der Bauer.

„Des Landes neuer Herzog!“ rief das Volk.

„Ist er auch ein gerechter Richter, Mehrer des Landes, Schirm der Christenheit und Schutz der Witwen, Waisen und Bedrängten?“ fragte der Alte weiter.

„Ja, er ist es und wird es sein!“ antwortete die Menge.

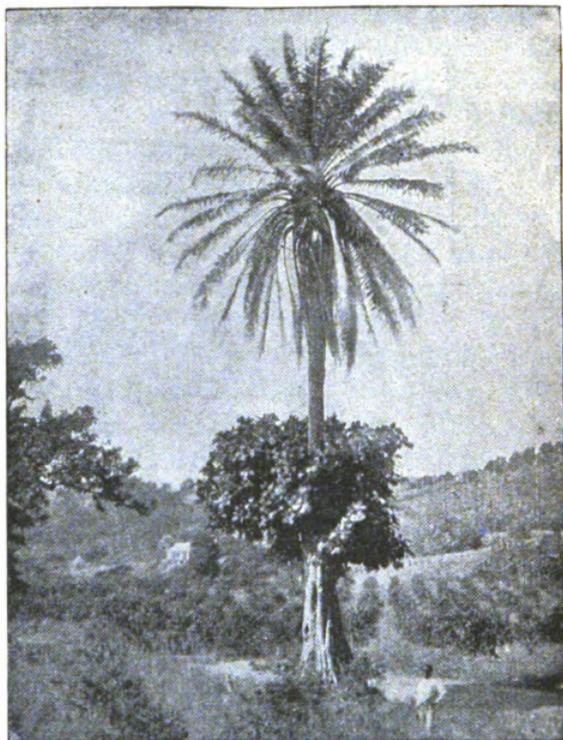
Nun erhob sich der Bauer und gab dem Herzoge einen Backenstreich, indem er ihn ermahnte, eingedenk zu sein, wessen sich das Volk für ihn verbürgt habe. Er schloß mit den Worten: „Nimm Platz und walte deiner Pflicht!“

Daran reihte sich dann die erste Rechtsprechung seitens des Herzogs.

G. R.

**Ein merkwürdiger Baum.** — Wie bekannt vollführen seit uralter Zeit unsere Gärtner an unseren Obstbäumen, Rosen u. s. w.

eine Operation, die man veredeln nennt. Auf den recht kräftigen Stamm oder Stoß einer wildwachsenden Baum- oder Strauchart, einen sogenannten Wildling, wird der Zweig oder auch nur die Knospe einer veredelten Obstsorte oder eines hübschen Zierstrauches durch Pfropfen übertragen, und dann kann



Feigenbaum und Palme auf einem Stamm.

man darauf rechnen, daß der eingefügte Zweig mit der Unterlage verwächst und eine ganze Krone entwickelt, die aus dem Wildling ihre Kräfte saugt, sich zu diesem verhält wie ein Schmarotzer zu seinem Wirte. Nicht selten kommt es auch vor, daß der Wildling, der auf seinem Scheitel das aufgepfropfte Gezweig des Edelreifes trägt, tiefer unten auch noch einige Zweige entwickelt, und man hat dann das seltsame Bild eines

Baumes oder Strauches, der in seinem unteren Teil anderes Laub, andere Blüten, andere Früchte trägt als im oberen Stockwerke. Als ein höchst seltenes und merkwürdiges Naturspiel aber muß es betrachtet werden, wenn sich ein solches Aufspropfen einer Art auf eine ganz verschiedene ohne Zuthun des Menschen ereignet. Solch ein Naturwunder zeigt unser nach einer Photographie hergestelltes Bild. Die interessante Vereinigung von Feigenbaum und Palme steht auf einer zum Teil verlassenen Zuckerplantage der kleinen westindischen Insel Monserrat, einer der Inseln unter dem Winde. Aus dem starken, oben vom Sturm abgebrochenen Feigenbaum wächst stolz die Palme empor. Beide sind gesund und stehen trotz ihrer artlichen Verschiedenheit kräftig in Blatt und Blüte. J. 3.

**Die Eisenbahn auf den Montblanc.** — Erst einen Sommer hindurch ist die Gornergratbahn, in 3100 Meter Höhe den ergreifend großartigen Eiszinnenkranz vom Monterosa bis zum Weißhorn erschließend, im Betrieb. Noch ist die zweite, abermals kühnere Hochgebirgsbahn, die mit dem Jungfraupfjel 4100 Meter erreichen soll, nicht vollendet, und schon sucht die Unternehmungslust sich im Montblanc mit 4800 Meter das dritte und höchste Ziel, das in den Alpen überhaupt erklimmen werden kann. Der Plan einer elektrischen Zahnradbahn auf den Montblanc, den der Ingenieur Fabre bei der Präfektur von Hoch-Savoyen eingereicht hat, ist von französischen Gelehrten und Bergkundigen, besonders auch von Kennern des Montblancgebiets, wie dem Direktor des Observatoriums J. Ballot, sehr günstig beurteilt worden. Die Bahn müßte sich wie diejenige auf die Jungfrau meist unterirdisch bewegen, und zwar soll sie, unterhalb Chamonix im Arvethal beginnend, von Les Houches am steilen Taconnazgrat entlang zunächst bis zur Aiguille du Goûter steigen, bis zu einer Höhe von 3840 Meter. In 1000 Meter Höhe beginnend, würde die Bahn hier auf 6 Kilometer Länge 2800 Meter Höhenunterschied überwinden müssen, das heißt unausgesetzt die höchste Steigung der Pilatusbahn (480 Meter auf das Kilometer) gebrauchen. Galerien mit Aussichtspunkten seitlich der Bahnlinie sollen auf der im Tunnel verlaufenden Strecke die Aussicht erschließen, die man sich

übrigens hier, zwischen den Falten der Felskluftsen, auf welche sich der Riesendom des Montblanc stützt, nicht allzu umfassend vorstellen darf. — Aber nun sind wir erst auf der Aiguille du Goäter, 1000 Meter unter dem Montblanc und 4 Kilometer in der Luftlinie von ihm entfernt. Die Bahn soll sich nun erst durch den dazwischen ragenden Döme du Goäter mühlen, zwischen welchem und dem Gipfel selbst das Observatorium Ballots, 4360 Meter hoch, liegt. Hier tritt der Tunnel wieder zu Tage und erreicht jetzt das ungeheure, mit ewigem Schnee bedeckte Wölbungsfeld des Montblanc, um welches sich die Bahn noch in einem nördlichen Bogen bis auf 4500 Meter Höhe emporschlängeln soll. Dort, 300 Meter unter dem Gipfel, ist der Endpunkt projektiert.

Technisch läßt sich gewiß gegen diesen Riesenplan nichts einwenden, um so mehr aber ökonomisch. Die Arbeiten werden von 3000 Meter Höhe an, also zur Hälfte, ungeheurer kostspielig werden und sehr langsam von statten gehen, weil der Mensch in dieser Höhe fast nichts mehr leisten kann. Die unterwegs und von oben erschlossene Aussicht kann sich nicht entfernt mit derjenigen der Gornergrat- und Jungfraubahn messen, denn erstere erschließt den freien Blick von vorn auf die imposantesten Hochgipfel des Alpengebiets, die zweite würde in den Bergriesen des Oberlandes, ihren Gletschern, Firnen und Thälern ebenfalls ein einzig schönes, wechselvolles Bild gewähren. Die Montblancaussicht dagegen, von oben genossen, soll weit mehr enttäuschen und durch unabsehbare Schneefelder ermüden, als durch den Eindruck anderer erhabener Gebilde belohnen. Der Fahrpreis würde ungleich höher als auf den beiden vorbenannten Bahnen gestellt werden müssen, schon weil die Besuchsziffer des Montblanc hinter derjenigen von Zermatt und dem Oberlande weit zurückbleibt und nicht auf eine annähernd so starke Benutzung der Bahn gerechnet werden kann. Auch die Baukosten würden enorme werden. Diese Schwierigkeiten werden die Ausführung des genialen Planes wohl noch eine gute Weile verzögern. Sw.

**Was ist ein Gentleman?** — Es kommt noch oft genug vor, daß ein Engländer, der sich selbst oder dem andere Personen das Prädikat Gentleman beilegen, in Deutschland zum

Edelmann gestempelt wird. Das ist falsch. Das Wort Gentleman läßt sich überhaupt durch keinen deutschen Ausdruck ganz richtig wiedergeben, wie so viele Bezeichnungen von Dingen und Eigenschaften in den verschiedenen Sprachen. So zum Beispiel kann keine Sprache das deutsche Wort „Gemüt“ richtig wiedergeben. Wollte man durchaus in der deutschen Sprache ein Wort für „Gentleman“ finden, so würde, obwohl dem formellen Gebrauch als Titel nicht entsprechend und ohne den Sinn ganz zu erschöpfen, in manchen Fällen vielleicht „Ehrenmann“ ausreichen, wie aus folgender Erklärung zu entnehmen ist, die ein englisches Blatt selbst darüber giebt: „Wenn wir jemand einen Gentleman nennen, so wollen wir damit keinen gehässigen Unterschied zwischen hoch und niedrig, zwischen Rang und Dienstbarkeit, zwischen Reichtum und Armut machen. Nein, die Unterscheidung ist rein eine geistige. Wer offen, treu und redlich, wer von menschenfreundlichem, leutseligem Benehmen, wer ebenso ehrenhaft in seiner eigenen Handlungsweise wie in seinem Urteil über andere Menschen ist und keines Gesetzes bedarf außer seinem gegebenen Wort, um ein Versprechen zu erfüllen, der ist ein Gentleman, und wenn er auch hinter der Pflugchar ginge.“ C. I.

**Ein diplomatischer Grundsatz.** — Einst wurde der erpedierende Geheimekretär des Kaisers Napoleon I. krank. Der Hausminister schlug dem Kaiser einen geeigneten Vertreter vor und rühmte die Verschwiegenheit desselben. Napoleon schüttelte den Kopf und antwortete: „Es ist schon schlimm, wenn die Staatsgeheimnisse außer mir noch einer weiß; drei — das geht nicht! Warten wir also lieber, bis Meunier wieder gesund wird.“ J. W.

**Gips und Kreide.** — Der Komponist Friedrich Heinrich Himmel, verstorben zu Berlin 1814 als Kapellmeister der königlichen Oper daselbst, war überaus glücklich in der Erfindung süß-sentimentaler Tonweisen, insbesondere zu Liedgeschen Liedern, die ja fast alle einer gleichen Richtung hulldigen. Noch weit über des Komponisten Tod hinaus lebten seine Weisen zu Liedern Liedges in den Herzen und den Kehlen, auf den Klavieren und Guitarren aller elegisch veranlagten, poesievollen Jünglinge und Jungfrauen, wovon der kleine Spottvers aus jener Zeit:

„Ein Liedchen  
Von Liedgen  
Mit Gehimmel  
Vom Himmel!“

Zeugnis ablegt, denn derartige Spottverschen sind stets der zuverlässigste Gradmesser für die Beliebtheit und das In-Modesein einer Persönlichkeit oder einer Sache. Himmel, der Jungesell war, speiste zu der Zeit, als sein Ruhm als Länddichter im Zenith stand, Unter den Linden im Hotel du Nord, und hatte für den Speisesaal seine Büste in einem vorzüglichen Gipsabguß gestiftet. Wie viele Künstler war er aber ein schlechter Zahler. Er ließ die Rechnung, so oft sie ihm auch vorgelegt wurde, Rechnung sein, aß und trank seelenruhig weiter, zahlte aber weder, noch auch hatte er ein Wort der Entschuldigung. Das war denn doch dem sonst sehr nachsichtigen Wirt zu viel, und er ließ dem Künstler eine etwas sehr kräftige Mahnung schriftlich zugehen. Der hierüber erzürnte Künstler blieb natürlich jetzt nicht nur fort, sondern er ließ auch sogleich seine Büste wieder wegholen. Der Wirt, über diese unfeine Handlungsweise des Künstlers aufs höchste empört, beklagte sich deswegen in bitteren Worten bei den übrigen Stammgästen seiner Mittagstafel, zu denen auch der geistvolle und witzreiche Komiker Rütbling, Mitglied des königlichen Theaters und ein ausgesprochener Liebling der Berliner, gehörte.

„D,“ tröstete dieser den empörten Wirt, „o, ärgern Sie sich nicht darüber! Haben Sie ihn auch nicht mehr in Gips, so haben Sie ihn doch noch in Kreide!“

G. Sp.

**Leicht erklärlich.** — Herzog Karl August von Weimar rauchte als junger Mann gern eine Pfeife, später große starke Zigarren. Als der Herzog einmal durch die Dienerstube ging, blieb er plötzlich stehen, zog etwas Luft ein und bemerkte: „Riecht gar nicht übel hier. Ist mir doch gerade, als wenn wir eine und dieselbe Sorte rauchten.“

D-1.



# Van Houten's Cacao



WOHLSCHECKEND-  
im Gebrauch billig.

Schreiber, dnm

\* \* **Union Deutsche Verlagsgesellschaft** \* \*  
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Als Konfirmationsgeschenk zu empfehlen!

# **M**on **Bethlehem** nach **Golgatha.**

Das Leben  
unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi  
nach den vier Evangelisten.

Mit Bildern von **Bernhard Plockhorst**, . . .

Vignetten von **R. E. Kepler** und **F. Wanderer**

und Gedichten von

**Karl Gerok.**

Folio-Format. In Prachtband Preis 10 Mark.



Eine Konfirmationsgabe, welche vorzüglich geeignet erscheint, in den jungen Gemüthern nachhaltig die weihewollen Eindrücke aus der Zeit ihrer religiösen Unterweisung und der Einsegnung einzuprägen und zu erhalten, und welche wir darum in diesem Zeitpunkt als Geschenk ganz besonders warm empfehlen.



Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

# Gasmotoren-Fabrik Deutz

\* Köln-Deutz. \*

## Original Otto-Motoren

für alle Gasarten, Benzin und Petroleum,  
in Grössen von  $\frac{1}{2}$ —1000 Pferdekraften.

**Benzin- und Petrol-Lokomobilen.**

**Benzin-Lokomotiven für Gruben- und Feld-Bahnen.**

**Komplette Pumpwerke. \* Motorboote.**

Union Deutsche Verlagsgesellschaft  
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.



## U niversal-Bibliothek

\* für die Jugend

enthält

die besten **Jugendschriften** in neuen Ausgaben  
mit hübschen Bildern zu **enorm billigen** Preisen.

Von 20 Pfennig an  
bis höchstens  
1 Mark 20 Pfennig.

\*

Zu haben . . . .  
in den meisten .  
Buchhandlungen.

UNIVERSITY OF MINNESOTA



3 1951 D01 241 844 0

**WILSON  
ANNEX**